

## Clauspuszen vom Erdboden verschwunden

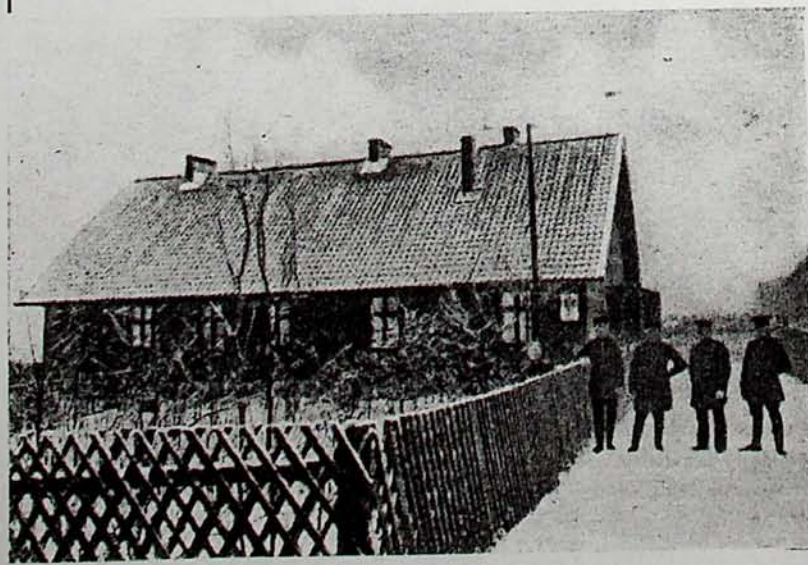
Wie uns aus Heydekrug geschrieben wird, hatte das Dorf Clauspuszen durch die Kampfhandlungen sehr gelitten. Die Ruinen des Dorfes sind nicht wieder aufgebaut worden, sondern die Trümmer wurden noch von den Siedlern der Umgegend ausgeplündert, so daß heute das Dorf vollkommen vom Erdboden verschwunden ist. Weder die Schule noch die Bahnstation stehen, und selbst ein geborener Clauspuszener würde vergeblich nach der Stätte seiner Geburt suchen.

# Carlsberger Bilderbogen



Carlsberg — war für die meisten Memel-  
länder nicht viel mehr als eine Station an der  
Eisenbahnstrecke Memel-Tilsit. Für den, der  
nach Memel heimkehrte, bedeutete Carls-  
berg: die nächste Station ist Memel! Unser  
Bild zeigt das Bahnhofsgebäude.

Carlsberg war ein Gut im Kreise Memel.  
Dies Bild zeigt das Gutshaus Ogilvie. Im  
18. Jahrhundert kaufte der Besitzer von Adl.  
Miszeiken Johann George Schulte die Spenge  
Daniel Peter, wie das Gelände früher hieß,  
erbaute dort ein „Lusthaus“ und nannte das  
neue Gut nach seinem Sohn Johann Tobias  
Carl — Carlsberg.



**Auch eine Poststelle fehlte in Carlsberg nicht.**  
Unser Bildchen zeigt das Posthaus im tiefen  
Winter. Lag der Schnee auch noch so hoch —  
der Carlsberger Postbote machte täglich seine  
Runde.

Die Bildchen dieser Seite  
stellte uns Herr Kork zur Verfügung.



09





CARLSBERG 5/ MEMEL GUTSHAUS.

Carlsberg 001



5

1400020 - Carlsberg 04



05



Carlsberg 0110-1986



Carlsberg 0110-1986

2

Carlsberg 0120899



Carlsberg 0120899



# Coadjuthen mit Ortsteil Uigschen (U.)

Adomeit, David, Bauer  
 Albrecht, Ferdinand, Altsitzer  
 Allisat, Ferdinand, Rentner  
 — Franz, Postschaffner  
 — Fritz, Arbeiter  
 — Georg, Landwirt  
 Bacher, Walter, Zollsekretär  
 Bajohr, August, Hausbesitzer  
 Balansky, Wilhelm, Gend.-Hauptwachtmstr.  
 Baldszus, Anna, Arbeiterin  
 Baltruweit, Artur, Sattler  
 Batschkus, Grete, Kolonialwarengesch.-Inh.  
 Baro, Christoph, Postfacharbeiter  
 Baron, Frieda, Ehefrau  
 Bartat, Lotte, Hausbesitzerin  
 Beckerat, Heinrich, Landwirt  
 — Michel, Rentner  
 Bergner, Fritz, Kaufmann  
 Betke, Max, Landwirt  
 Borm, Franz, Stellmachermeister  
 Braun, Emil, Landwirt  
 Bredies, Anna, Rentnerin  
 Breyer, Julius, Landwirt  
 — Richard, Hilfszollassistent  
 Brust, Otto, Amtsvorsteher  
 — Walter, Landwirt  
 Demenus, Anna  
 Detlefs, Ernst, Bäcker  
 Eichholz, Margot, Hausbesitzerin  
 Endrekus, Stasys, Pächter  
 Esau, Hans, Zollsekretär  
 Fischer, Gustav, Landwirt  
 Freimann Fritz, Gastwirt  
 — Louis, Hausbesitzer  
 Frischmann, Peter, Fuhrhalter  
 Gailus, Martin, Hausbesitzer  
 Gallinat, Emma, Witwe  
 Gaupies, Georg, Arbeiter  
 Geldszus, Wilhelm, Bauer, U.  
 Gendrolus, Josefa  
 — Max, Schuhmacher  
 Genschat, Martin, Hausbesitzer  
 Gereit, Max, Hausbesitzer  
 Gerullis, Johann, Arbeiter  
 Gettkant, Martin, Altsitzer  
 Gindler, Albert, Hausbesitzer  
 Görke, Bernhard, Landwirt  
 Gottschalk, Kurt, Wehrmichtsangehöriger  
 — Marie, Rentnerin  
 Greinus, Johann, Elektriker  
 — Max, Arbeiter  
 Griegoleit, Christoph, Landwirt, U.  
 — Michel, Arbeiter, U.  
 Gronau, Waltraut, Kindergartenleiterin  
 Haak, Heinrich, Landwirt  
 Haase, Kurt, Bauer, U.  
 Hammermeister, Bruno, Rottw. d. Gend.  
 Harder, Szule, Rentnerin  
 Hausknecht, Gerhard, Beamter  
 Hirsch, Kurt, Beamter  
 Hirt, Wilhelm, Landwirt  
 Hönke, Julius, Landwirt

Hoffmann, Franz, Arbeiter  
 — Richard, Schuhmacher  
 Jagschies, Dora, Schwester  
 Jacomeit, Walter, Drogist  
 Joneleit, Richard, Hausmann  
 Jonetat, Hans, Rottw. d. Gend.  
 Juckel, Ewald, Stellmacher  
 Jurgeleit, Helene, Bäuerin  
 Jurkeit, Helene, Postangestellte  
 Jurkoweit, Fritz, Zollbeamter  
 Jurkschat, Martin, Hausbesitzer  
 Juschus, Heinrich, Arbeiter  
 Kairies, Ida, Hausbesitzerin  
 Kallnischkies, Urte, Bäuerin  
 Kamp, Fritz, Beamter  
 Kanschat, August, Kleinbauer  
 — Emil, Bauer  
 Kantwill, David, Landwirt  
 Karpowitz, Leo, Kaufmann  
 Kasper, Marie, Rentnerin  
 Kassat, David, Rentner  
 Kausch, Friedrich, Tischlergeselle  
 — Fritz, Bauer  
 Kesnerus, Albert, Landwirt  
 Kestenus, Franz, Ziegeleibesitzer  
 Killat, Rudolf, Landwirt  
 Kjosze, August  
 Kiupel, Johann, Hausbesitzer  
 Klein, Max, Arbeiter  
 Knorr, Emil, Maschinist  
 Kolwa, Wilhelm, Beamter  
 Kondrat, Anna, Arbeiterin  
 Kopp, Berta, Arbeiterin  
 — Emma, Arbeiterin  
 Kosgallwies, Grete, Ortsarme  
 Krepstakies, Marie, Rentnerin  
 Kreutz, Heinrich, Landwirt  
 — Hilde  
 Kristeit, Wilhelm, Wehrmichtsangehöriger  
 Kröhnert, Heinrich, Hausbesitzer  
 Kropat, Georg, Arbeiter  
 Krüger, Berta, Glöcknerin  
 — Ferdinand, Müller  
 — Richard, Landwirt  
 Krumpolz, Vinzas, Arbeiter  
 Kruwinus, Heinrich, Bauer  
 Kühn, Ida, Strickerin  
 Kujellies, Wilhelmine, Landwirtin  
 Kuprat, David, Bauer, U.  
 Kurps, Georg, Hausbesitzer  
 Kurschat, Heinrich, Arbeiter  
 — Olga, Schneiderin  
 — Robert, Fleischermeister  
 Kurschel, Ernst, Dentist  
 Kuster, Ella, Rentnerin  
 Kwauka, Georg, Kaufmann  
 — Marie, Hausbesitzerin  
 Launert, Albert, Standesbeamter  
 — Frieda, Bäuerin  
 Lemke, Kurt, Zollassistent  
 Lenz, Minna, Rentnerin  
 Lepa, Herbert, Gärtner

Lepa, Max, Friseurmeister  
 Liebe, Liesbeth, Bäuerin  
 — Paul, Landwirt  
 Linkies, Else, Altsitzerin  
 — Heinrich, Bauer  
 Loeffke, Eduard, Altsitzer  
 — Eduard, Bauer  
 — Gertrud, Hausbesitzerin  
 Lubricht, Bernhard, Apotheker  
 Mahler, Ernst, Zollassistent  
 Mantrim, Vldas, Bauer  
 Matzick, Richard, Schneider  
 Mauruschat, August, Klempnermeister  
 Megies, Martin, Landwirt  
 Mellulis, Hermann, Meister d. Gend.  
 Mitzkus, Grete, Dentistin  
 — Marie, Landwirtin  
 Müller, Else, Rentnerin  
 — Heinrich, Altsitzer  
 Murrins, Michel, Landwirt  
 Nakat, Dora, Altsitzerin  
 Naubur, Heinrich, Gastwirt  
 Naujokat, Ernä, Büroangestellte  
 Nauscu, Kurt, Arbeiter  
 Nelamischkies, Heinrich, Gastwirt  
 Neumann, Anna, Rentnerin  
 Ostwald, Eugen, Tischlermeister  
 Parschat, Karl, Zollassistent  
 Patega, Michel, Schneider  
 Pauleit, Marie, Landwirtin, U.  
 Peldszus, Heinrich, Landwirt, U.  
 — Johann, Bauer  
 Petereit, Anna, Altsitzerin  
 — Artur, Bauer  
 — Erich I., Drogist  
 — Erich II., Landwirt  
 — Heinrich, Landwirt  
 — Marta, Altsitzerin  
 — Otto, Landwirt  
 Petroschka, Daniel, Landwirt, U.  
 Pettkat, Anna, Hebamme  
 Plenus, Martin, Arbeiter  
 Plogaties, Michel, Schneider  
 Piota, Franz, Arbeiter  
 Pokallnischkies, Paul, Schlossermeister  
 Preugschat, August, Mühlenbesitzer  
 Preuß, Richard, Altsitzer  
 Pruszeit, Ludwig, Landwirt  
 Puplicks, Michel, Mechaniker  
 Pusbatzkies, Irene, Laienlehrkraft  
 Quesselcit, Otto, Kaufmann  
 Rauba, Michel, Bauer, U.  
 Ramonat, Artur, Postfacharbeiter  
 Redetzki, Erich, Zollkommissar  
 Reichenberg, Heinrich, Arbeiter  
 Rieder, Gustav, Fleischbeschauer  
 Rimkus, Ella  
 — Georg, Landwirt  
 Roeszies, Else, Lehrerin  
 — Helene, Bäuerin  
 Rose, Emil, Mützenmacher  
 — Stefan, Bauer, U.



## Sakals — Zibner

Sakals, Marie, Bäuerin  
 Sakarins, Franz, Arbeiter  
 Saunus, Michel, Bauer, U.  
 Sauvant, Johanne, Bäuerin  
 Schaak, Else, Arbeiterin  
 Scheppat, Richard, Landwirt, U.  
 Scheumann, Rudolf, Zollsekretär  
 Schiewe, Hermann, Zementwarenfabrikant  
 Schlemo, Ida, Hausbesitzerin  
 Schönfeld, Wilhelm, Arbeiter  
 Schneidereit, Georg, Bauer  
 — Johann, Rentner  
 — Johann, Landwirt  
 — Michel, Landwirt  
 Schröder, Martin, Arbeiter  
 Schudinat, Max, Arbeiter  
 Schukat, Friedrich, Landwirt  
 Schulz, Helene, Witwe  
 — Werner, Tischlermeister  
 Schwederski, Fritz, Schneidermeister  
 Sedat, Berta, Bäuerin  
 — Wilhelm, Landwirt  
 Siebert, Horst, Bäcker  
 Siehr, Ludwig, prakt. Arzt  
 kwirba, Gustav, Stellmacher

Smeilus, Fritz, Bauer, U.  
 Spingies, Georg, Bauer  
 — Marie, Bäuerin  
 Stakelies, Heinrich, Kaufmann  
 — Heinrich, Uhrmacher  
 Stipproweit, Franz, Altsitzer, U.  
 Stragies, Louis, Bäcker  
 Strautz, Gustav, Landwirt  
 Strzoda, Aloysius, Postvorsteher  
 Stuhler, Paul, Sattler  
 Subat, Berta, Rentnerin  
 Sypli, Alfred, Reichsbahnbeamter  
 — Kurt, Postangestellter  
 Sziel, Bruno, Pfarrer  
 Tautkus, Anna, Arbeiterin  
 — Grete, Arbeiterin  
 — Marie, Schneiderin  
 Thielert, Otto, Arbeiter  
 Tietz, Georg, Bauer  
 — Heinrich, Landwirt  
 Tillips, Fritz, Straßenwärter  
 — Johann, Rent-nempfünger  
 Tonat, Paul, Arbeiter  
 Tramp, Ernst, Büroangestellter

Tramp, Kurt, Gastwirt  
 Tressat, Martin, Arbeiter  
 Trinkert, Anna, Hausbesitzerin  
 — Karl, Landwirt  
 Trumpian, Lydia, Bäuerin  
 Tupeit, Elly, Büroangestellte  
 Uigschies, Christoph, Hausbesitzer  
 Urvat, Georg, Schneider  
 Vaselauskis, Petras, Arbeiter  
 Viehöfer, Gustav, Landwirt  
 Voigt, Ewald, Tischlermeister  
 Wallachowitsch, Kalmann, Fotograf  
 Wangnick, Richard, Zollbeamter  
 Waschkies, Anna, Kreisarme  
 — David, Landwirt  
 Westphal, Hugo, Bauer  
 — Michel, Gastwirt  
 Willuns, Else, Schneiderin  
 — Wilhelmine, Rentnerin  
 Wißman, Josef, Arbeiter  
 — Julius, Arbeiter  
 Wohlgenuth, Margarete  
 — Otto, Schmiedemeister  
 Zibner, Hermann, Zollbeamter

14 0002 G\_03 Kundl

**Coadjuten**, meliertes Dorf (Goldbed), 23 km Ostl. n. n. w. von Tilsit, an der Szieße.

Vorgeschichtliche Altertümer im Ksple Coadjuten:

Admonischken, 3 km Ostl. n. ö. von C. Burg f. und Feste n. von Admonischken. Wiese, 3. A. P.

Im Jahre 1568 wurde im nah bei C. liegenden Basznieczkemen Gottesdienst gehalten.

Eine ev. Pfarrkirche, unter herzoglichem, jetzt königlichem Patronat, kam 1574 zu stande. Sie war aus Fachwerk errichtet mit einem 1685 erbauten Glockenturm, wobei die von den Samaiten zerstörte Kirche erneuert wurde. Das jetzt (1894) von Grund auf innen ausgebaut Gebäude ist ungefähr 25 m l., 12 m br., von Feldsteinen gebaut, mit hölzernem, einmal abgetrepptem Dachreiter mit Zeltdach von Blech, Kugel und Adler. Je drei rechteckige Fensterachsen. Seine Einweihung geschah 1. April 1734.

Einfacher Kelch mit dem Monogramm I. auf dem Fuß.

Über Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe s. Schlußheft.

Nachrichten über das Ksple Coadjuten:

Harnoch, C. u. S. 1890 360.

140002C - 16 Q, 6

14



140002C - 150-6



140002C\_18 a, b

12



Good for the ...

140002C\_18 a, b



ALCOOL - 20 a, b

13







146000 - 779,5



140002C - 22 a, b



1400022-23 a, b

15



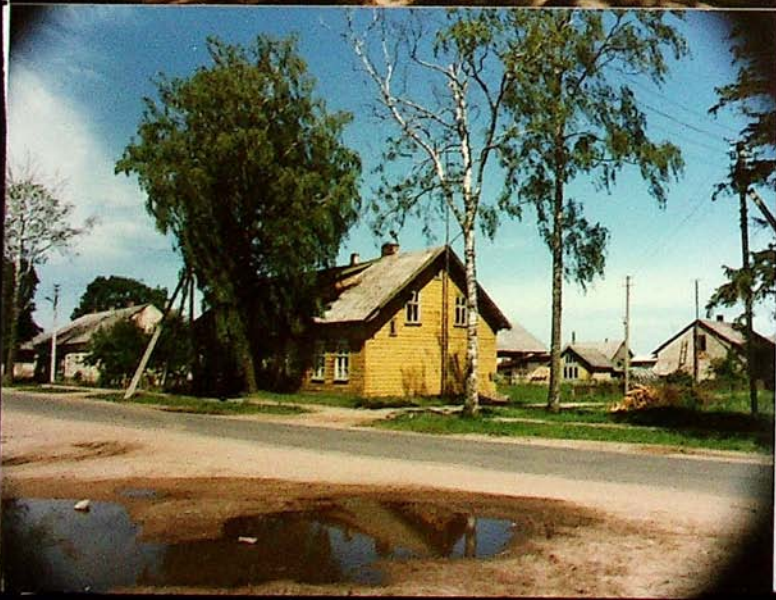
140002C-24 a, S



40002C-25

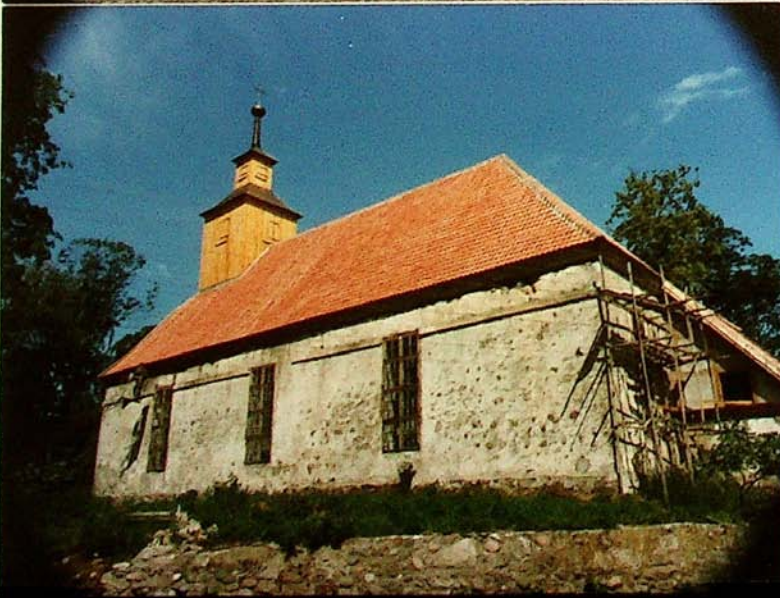


7400 020 - 269, 5



146002C-28 2,5

17

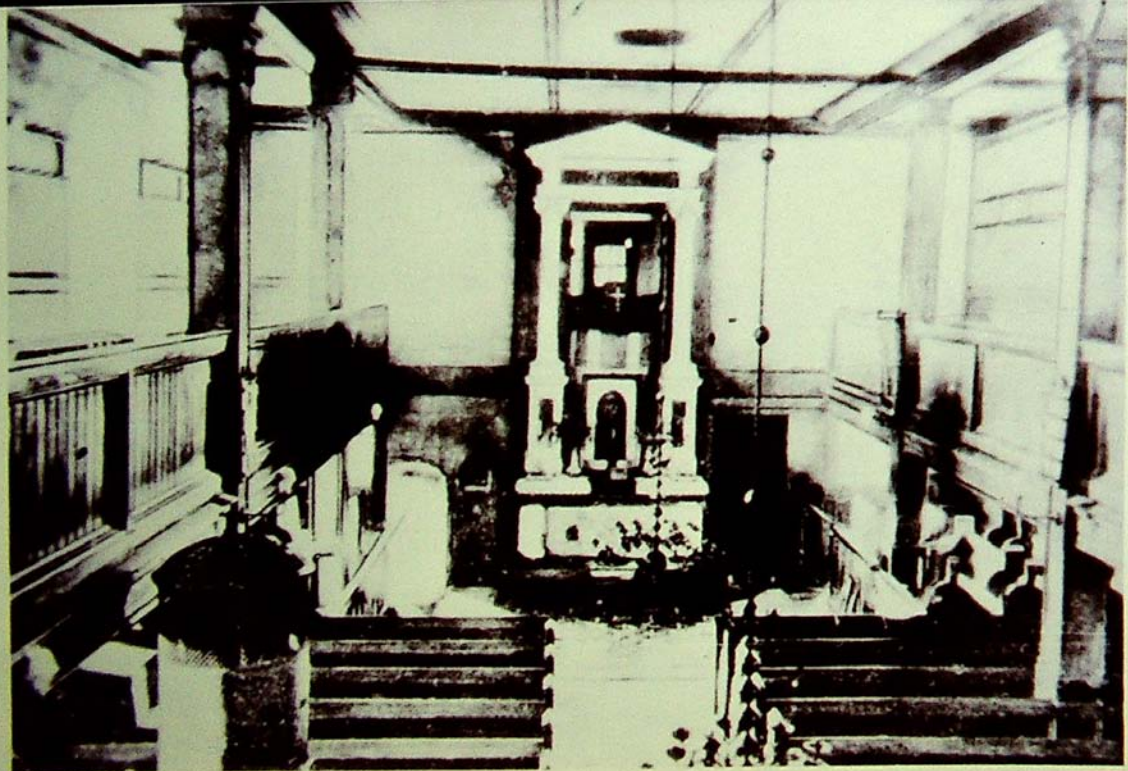


1400000 - 27a, b







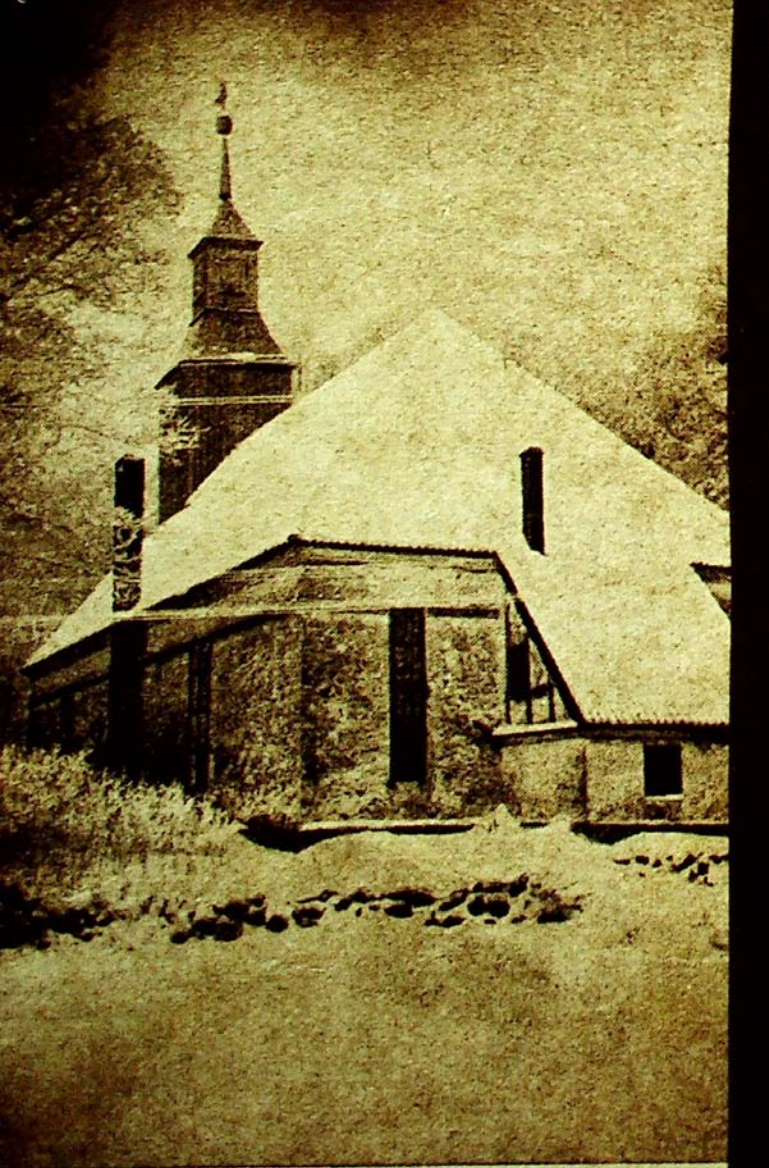




Waldstätten (Ottpe)

Dampfmühle von Pötz 1841









## Schützengeist im Memelland

In vielen Orten des Memellandes war echter Schützengeist lebendig, der besonders in den Schützengilden gepflegt wurde. Hier sind die Coadjuther Schützen aufmarschiert, die genauso wie viele hundert anderer Schützen des Memellandes den grünen Rock als Ehrenkleid betrachteten. Rechts im Bilde Gäste von der Memeler Schützengilde.

Geschäftshaus Hans Waschkies



Schulhaus



Kirche



Russische Grenze







Coadjuthen, Ev. Kirche



ev. Kirche Coadjuthen 1989



LEELKOCK



LEELKOCK

27 1400 02C - 30.jpg

COADJUTEN.



ALTE KIRCHE.



LEELKOCK



LEELKOCK



LEELKOCK

br. Halbzig  
p. Graser  
Baumgart

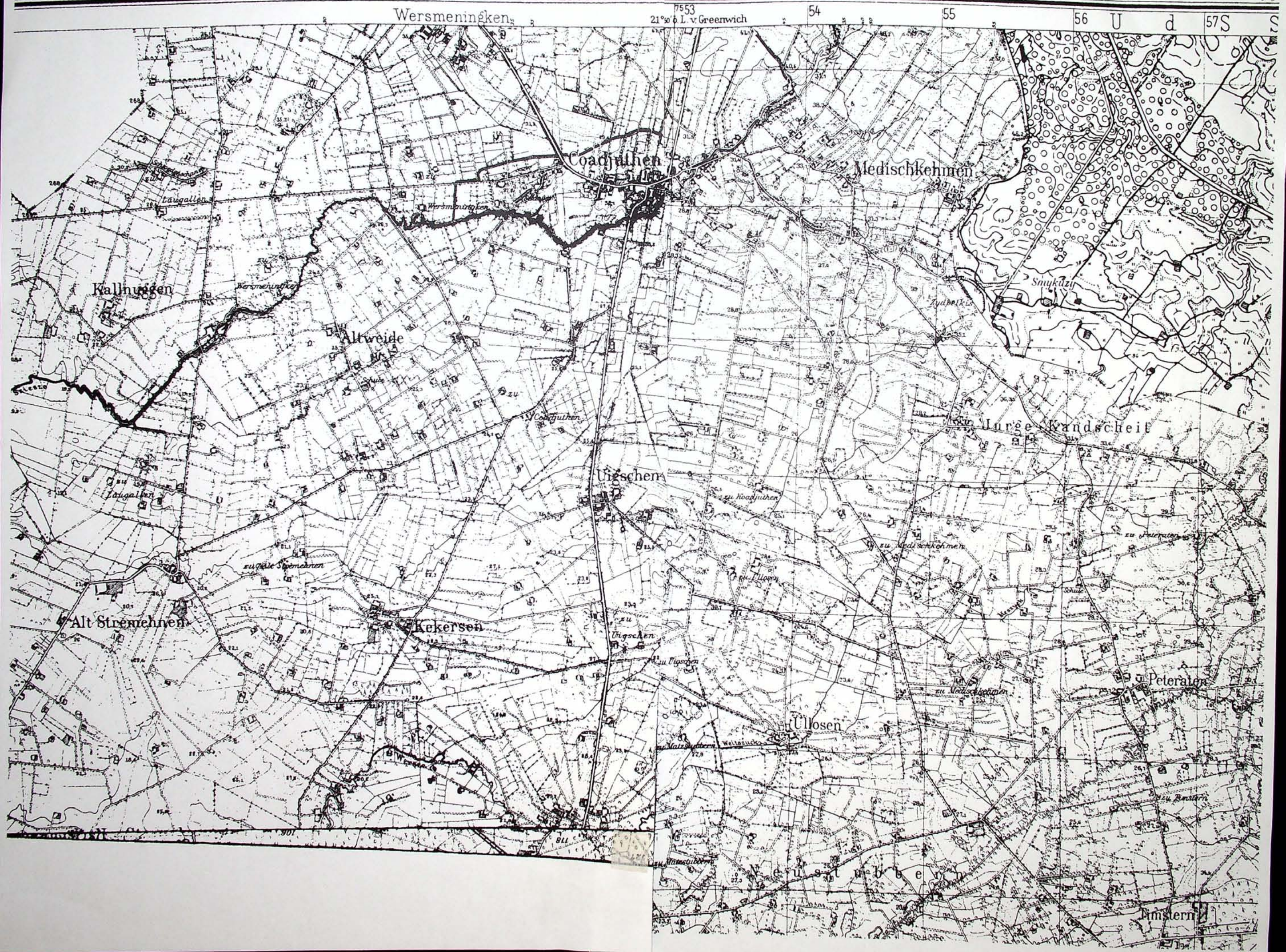
1400020 - 33 000 bis 001

# 0796 Coadjuthen

1400020 - 33 001

30

Wersmeningken 753 21° 30' 0" L. v. Greenwich 54 55 56 U d 57 S S



Alt Stremehnen

Kekersen

Ullosen

Peteraten

Neu-Stubben

Amstern

Aufgenommen:  
1 Obrt. Hellwig  
2 Top. Gräser  
3 " Baumgart

14 000 C - 33 002.

# 0796 Coadjuthen

31



Kallnuggen - Altweide Uigschen Alt Stremehnen  
Kekersen



## Aus Coadjuthens Geschichte

Coadjuthen war 1785 ein meliertes Dorf mit lutherischer Kirche und Wassermühle an der Sziesze, besaß 22 Feuerstellen und gehörte zum Amt Baubeln. Das Dorf war vor 1530 preußischer Besitz und wurde vom Burggrafen von Tilsit verwaltet. Zur Zeit des Herzogs Albrecht machte das grenznahe Gebiet ein Sohn des Königs Sigismund von Polen den Preußen streitig. 1565 bestand hier bereits ein Krug, der sich im Besitz des Christoph Gelber befand. Diesem „seinem lieben Getreuen“ verlieh Herzog Albrecht im genannten Jahr 3 1/2 Hufen zum Krüge. Er erhielt ferner die Freiheit, wenn im Herbst die „bösen tiefen Wege“ das Holen des Bieres aus Königsberg unmöglich machen, selbst Weißbier zu brauen. Er zinste 7 Mark preuß. jährlich und hatte freie Fischerei „zu des Tisches Notdurft“ in der Sziesze. 1557 richteten die Coadjuther an den Herzog Albrecht einen Brief mit „demütiglichen Klagen“. Der eine klagte über die Verrückung der Grenze, ein anderer über Einfälle der Schamaiten über die Grenze, die ihm das Haus angesteckt und alle Habe verbrannt hätten. Sein Sohn sei in den Flammen umgekommen.

1705 bat der Landschöppe Stumber, man möge ihm, da er schon 70 Jahre alt sei, seinen Sohn als Hilfe zu seinen amtlichen Verrichtungen zulassen. 1740 gehörte der inzwischen baufällig gewordene Krug einem David Engel, der Branntwein und Bier aus dem Amt Baubeln holen mußte und die Verpflichtung hatte, nie ohne diese beiden Getränke angetroffen zu werden. In seiner Hökerei mußte er Ingwer, Pfeffer, Essig, Zwiebeln, Teer und Tabak führen. 1756 erhielt Engel eine Hufe wüstes Land gegen 8 Taler Zins, auf der er einen neuen Krug mit zwei Stuben, einer Kammer und einer Einfahrt baute. Dafür mußte er nach Fertigstellung 10 Taler jährlich und für die Hökerei noch einen Taler jährlich extra an Zins zahlen. 1752 hatte Georg Holstein die Wassermühle für 1700 Taler übernommen, 1783 legte er noch eine Öl- und Graupenmühle an. 1785 besaß auch Pfarrer Holdschuh 10 Morgen oletzck. 1799 erhielten mehrere

Hausbesitzer ihre Verschreibungen. 1820 erwarb Gottlieb Wahl, ein Coadjuther Kaufmann, die sog. Ussine, ein 120 Morgen großes Stück der Dingkenschen Forst, für 490 Taler. In der Nacht vom 3. zum 4. September 1817 brach im Dorf ein Feuer aus, doch gelang es dem Gendarm Seiffert zusammen mit dem Heydekruger Leutnant von Adelstein, unter Lebensgefahr das Feuer zu bekämpfen und das Dorf zu retten. 1859 ließ sich hier Dr. Krakow als erster Arzt nieder. 1876 wurde das Dorf Basznietzkehmen einverleibt.



Familien-Chronik



**Fern der heimatlichen Erde starben:**

**Richard Groeger**, Realschullehrer i. R., geb. 9. März in Tilsit/Ostpr., gestorben am 14. April 1976 in Marburg/Lahn.

**Aus den Memellandgruppen**

Archiv	Coadjuthen	14.02.03
AdM		Coa

**14.02.03.Coadjuthen: (1568) Kgl.** 5397 Seelen, 3397Litauer, 10 Schulen, 17 Lehrer Lit. Spr. 7633 M, 71,38,66 ha. - 9000 M PFWV. 9,00,30 ha PFWL.-Bahnhof Stonischken 13 km.

Coadjuthen	*Coadjuthen, *Akmonischken, *Altweide, Antleiten, *Augskieken, Alt u. Neu Dekinten, Jurge Kantscheit, Kawohlen D u. F., Kallnuggen, Kokerssen, *Laugallen, *Matzstubbern, Medischkehmen, Ostischken, *Passon- Reisgen, Peterateb, Schlaunen, *Alt u. Neu Sremehnen, Neu Stubbern, Uigschen, Ullosen, Weismehingken.
------------	---

2002-12-30 20:59

# Memeler Dampfboot

## Die Heimatzeitung aller Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. Monatlicher Bezugspreis durch die Post DM 0,75 zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verlagsort: Oldenburg (Oldb)



Anzeigen die mm-Spaltzelle 25 Dpf. Familien- und Suchanzeigen 20 Dpf. Rabatt nach Anzeigenpreisliste. Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einaräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand u. Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag: F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, Oldenburg, Cloppenburger Str. 105

104. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 5. März 1953

Nummer 5

### Das gute memelländische Herz

Die folgenden Zeilen schreibe ich nicht, damit sie heute gelesen werden. Ich schreibe sie in der Hoffnung, daß sie — wie viele Blätter unserer für den Tag bestimmten Zeitung Jahre und Jahrzehnte überdauern. Ich schreibe für die Memelländer von morgen und übermorgen. Ihnen möchte ich etwas vom guten memelländischen Herzen erzählen.

Wir Memelländer sind in den letzten Jahrzehnten und besonders in den letzten Jahren durch sehr viel Schweres gegangen. Es hätte niemand verwundern dürfen, wenn sich unsere Herzen verhärtet hätten — gerade weil wir so oft selbst auf die harten Herzen Glücklicherer, Reicherer stießen.

Aber das memelländische Herz ist gut geblieben. Das wissen wir vom „Memeler Dampfboot“ mehr als andere, die nur mit Verwandten und Bekannten in Verbindung stehen. Wir bekommen jeden Tag eine Menge von Briefen und Karten, und fast aus jeder Zeile spürt man das gute memelländische Herz heraus.

Es müssen hier einige Beispiele genannt werden. Da war unsere Sammlung für den Boese-Fonds zur Rettung von Heimatbildern“. Viele hundert Mark wurden für eine Sache gespendet, von der sich kein Spender auch nur den geringsten Vorteil erwarten konnte. Sechs Bilder sind heute angekauft als Grundstock einer Heimatsammlung, die wir bald in die Hände der Patenstadt Memels legen möchten. Auf Grund unseres Aufrufes im letzten Kalender laufen weitere Spenden ein. Hier baut sich das memelländische Herz ein Denkmal, das uns überdauern wird.

Wir müssen an die Weihnachtspakete in die Sowjetzone erinnern, die das gute Herz eines Memelers ermöglichte. Als wir beim Abdruck der Dankesbriefe der Hoffnung Ausdruck gaben, unsere Landsleute möchten die Verbindung mit den Memelländern jenseits des Eisernen Vorhanges nicht abreißen lassen, erhielten wir gleich eine Reihe von Zuschriften, die Anschriften bedürftiger Landsleute erbat. Nur einige Zeilen aus diesen Briefen wollen wir hier abdrucken: „Ihr Artikel ‚Brüder jenseits des Eisernen Vorhangs‘ hat meine Mutter tief bewegt. Würden Sie uns, bitte, eine Adresse von hilfsbedürftigen Memelern schicken?“ — „Nun möchte ich  
(Fortsetzung 2. Seite)

### 385 Jahre Kirchspiel Coadjuthen

#### Aus der Chronik einer alten memelländischen Kirche

An der Südwestecke des Dorfes Cadjuthen im Kreise Pogegen, an der höchsten Stelle des Ortes, erhebt sich die schöne Kirche, eine der ältesten unserer memelländischen Heimat. Sie ist umstanden von hohen und alten Bäumen, umgeben von einem stimmungsvollen Friedhof, der auf einer Seite von der Ruckener Straße, auf der anderen Seite vom Marktplatz begrenzt wird. Das Kirchspiel Coadjuthen wird jetzt 385 Jahre alt.

Leider ist es heute nicht mehr möglich, in der dicken schweinsledernen Chronik der Coadjuther Kirche zu blättern. Sie dürfte wie so vieles unersetzliches Material im letzten Kriege verlorengegangen sein. Umso glücklicher schätzen wir uns, daß wir Auszüge aus dieser Chronik haben, die hier der Vergessenheit entrissen werden sollen.

Den Beginn der Chronik macht eine Verordnung Friedrich III. vom 19. März 1691, in der befohlen wird, in allen Dörfern Preußens Obst- und Eichenbäume pflanzen zu lassen. Die Pflanzung war verbindlich für alle preußischen Gemeinden. Mancher wird fragen, was eine solche Verordnung in der Kirchenchronik zu suchen hat. Nun,

der Coadjuther Pfarrer durfte keinen Bräutigam zur Trauung zulassen, der nicht zumindest sechs Obst- und sechs Eichbäume gepflanzt hatte. Fand die Trauung im Winter statt und hatte der Bräutigam die Pflanzung vorher versäumt, so mußte er beim Pfarrer ein angemessenes Pfand hinterlegen, das er erst nach vollzogener Pflanzung zurückerhielt.

#### Unbequeme schameitische Nachbarschaft

Die litauische Behauptung, daß nur die Stadt Memel deutsch, das Memelland aber immer von Litauern besiedelt gewesen sei, wird durch die Chronik eindringlich entkräftet. Gewiß gab  
(Fortsetzung 3. Seite)



Einsegnung in Plicken

Da zwei Bildveröffentlichungen aus der Heimat von heute, ein Hochzeits- und Begräbnisbild, ein lebhaftes Echo in unserem Leserkreise fanden, freuen wir uns, heute dieses Konfirmationsbild abdrucken zu können. Es wurde am 31. August 1952 in Plicken gemacht, wohin der Wannagger Pfarrer zur Einsegnung gekommen war. Wir sehen in der ersten Reihe von rechts Herrn Tarwids, seine konfirmierte Tochter, dann seine Frau, dann die ebenfalls an diesem Tag konfirmierte Tochter von Tidecks-Plicken. In der zweiten und dritten Reihe jeweils die zweite Person von links sind Frau Jaguttis-Truschen und ihre Tochter Berta.

# 385 Jahre Kirchspiel Coadjuthen

(Fortsetzung v. Seite 1)

es auch in der Coadjuther Gemeinde zahlreiche Familien litauischer Herkunft, die in dieses Gebiet eingewandert waren. Seit Gründung dieses Kirchspiels im Jahre 1574 wurde jedoch hier deutsch und litauisch gepredigt, zunächst im vierzehntägigen Wechsel, seit 1681 jedoch allsonntäglich in beiden Sprachen. Wie wenig die memelländischen Litauer mit ihren Vettern noch gemein hatten, geht daraus hervor, daß Kirche und Gemeinde noch im 17. Jahrhundert von den doch ebenfalls christlichen schameitischen Nachbarn mehrfach furchtbar heimgesucht wurden.

Im einzelnen meldet die Chronik aus diesen alten Tagen: Die erste Kirche nebst Pfarrhaus und Schule wurde 1574 unter Albrecht Friedrich erbaut, nachdem die Gemeinde schon 1568 fundiert war. 1656 wurde die Kirche durch Schameiten zerstört. Die Fenster wurden zerhauen und die Glocken geraubt. 1678 wurde die Kirche zum zweiten Male durch Schameiten „aus Polen“ (Litauen wurde damals von polnischen Adligen beherrscht) geplündert. Die Gräber wurden geöffnet, die Leichen herausgeworfen und geschändet und der Altar geschleift. 1679 kamen die Schweden nach Coadjuthen und verfeuerten das Holz der Kirche mitsamt den Türen. 1666 wurde die Kirche repariert, 1685 ein neuer Turm gebaut. Trotzdem blieb die Kirche lange Zeit sehr baufällig. Erst Pfarrer Johann Richter aus Memel, der 1726 nach Coadjuthen kam, brachte es fertig, ein neues Gotteshaus zu erstellen. Am 13. Juni 1733 begann der Abbruch der alten Kirche, und schon am 10. Juni konnte der Grundstein zur neuen Kirche gelegt werden. Während der folgenden Monate wurde der Gottesdienst in der Pfarrscheune abgehalten. Aber schon am 1. Weihnachtsfeiertag konnte die Gemeinde in das neue Gotteshaus einziehen. Im Laufe des Winters wurden die Tischlerarbeiten beendet. Am 11. April 1734 wurde der Altar, einen Sonntag später die Kanzel geweiht. 1734 wurde auch das Pfarrhaus neu errichtet. Pfarrer Richter kam zwei Jahre später als Diakonus nach Memel. Sein

Gotteshaus aber steht heute noch. Ein Hutmacher war der erste Pfarrer. Da am Anfang ein großer Mangel an Pfarrern war, die deutsch und litauisch predigen konnten, bediente man sich einiger Läten, die ihre Sache mehr schlecht als recht machten. Der erste Pfarrer war der Hutmacher Thomas Sitt, der 16 Jahre amtierte. Ihm folgte Florentinus Krause für 12 Jahre. Unter den nächsten Pfarrern finden wir Clocovius, Waltherns, Hunnius. Unter dem letzteren gab es als Vorsänger einen Töpfer Paul Darius, ein „dem Sauffen gar sehr ergebener Mann“, der abgesetzt werden mußte. Pfarrer Hartwich starb 1662 an Pest. Die nächsten Pfarrer hießen Cynthius, Frühleber, Caesar, die zumeist auch an der Pest star-

ben. Hehn, Behrend, Richter (schon oben erwähnt), Stoppelberg, Patschke, Holdschue, Eichmann, Roloff, Steinberg, Hecht, Ebel, Strelies, Stephani, Albrecht, Nicolaus sind die Namen der nächsten Seelsorger Coadjuthens.

Auf die letzten Namen werden sich viele der alten und jungen Coadjuther noch gut besinnen. Ein Jahr nur wirkte 1907 der Pfarrverweser Metschulat. 1908 kam Pfarrer Bömeleit in die Gemeinde. Als Pfarrer Bömeleit 1912 an das Pfarramt Memel-Land berufen wird, folgt ihm Pfarrer Kalanke. Sein Nachfolger wurde Dr. Gaigalat, der 1919 pensioniert wurde. Pfarrer Müller blieb bis 1926 im Ort und optierte dann für Deutschland. Unsere Chronik schließt mit Pfarrer Strasdas, der 1928 von Superintendent Obereigner eingeführt wurde.

Bed. der Gemeinde act	1568	426
Grundung 1574	1574	420
Kirche		
Pfarrhaus		
Schule		
Durch Sperrung der Kirche	1656	2. Mal 1678
Durch Schweden zerstört	1678	
Abbruch der alten Kirche	1735	
Neu erricht	1733	261
Altar	1734	260 Jahre



# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. Monatlicher Bezugspreis durch die Post 1,— DM zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verlagsort: Oldenburg (Oldb).



Anzeigen die mm-Spaltzeile 25 Dpf. Familien- und Suchanzeigen 20 Dpf. Rabatt nach Anzeigenpreislste. Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag: F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, Oldenburg, Cloppenburger Straße 105.

108. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. April 1957

Nummer 8



## Im Kreuz liegt unsere Kraft

Wie rasch vergessen wir in guten Zeiten, daß im Kreuz die Kraft der Schwachen begründet liegt. Unsere Landsleute in der Heimat und in Sibirien wissen heute besser als wir, welche Kraft das Kreuz von Golgatha zu geben vermag. Sie haben es erlebt, daß das Kreuz stärker als alle Gottlosenpropaganda ist. Sie begreifen auch, welche Kraft von dem stellvertretenden Leiden eines Unschuldigen ausgehen kann, und vielleicht fällt ihnen das stellvertretende Leiden, das sie für uns und für ganz Deutschland auf sich nehmen müssen nicht so schwer, wenn sie zum Kreuz aufblicken. Daß der Sinn unseres Lebens nicht in der Erreichung eines hohen Lebensstandards sondern im Erreichen der ewigen Heimat liegt, will uns dieses Kreuz sagen, das heute noch unverändert in der Evangelischen Kirche Heydekrugs steht.

+

# 1000 Memelländer protestierten in Coadjuthen

Die Gemeinde kämpft um die Erhaltung ihres Gotteshauses

Aus Coadjuthen kommen seit einiger Zeit Nachrichten zu uns, nach denen der Bestand des ehrwürdigen Gotteshauses gefährdet ist. Religionsfeindliche Kreise haben das von der Gemeinde in mühevoller Arbeit notdürftig reparierte Gotteshaus immer wieder neu beschädigt.

In einer machtvollen Kundgebung protestierten annähernd 1000 evangelische Memelländer auf dem Coadjuther Friedhof gegen die Zweckentfremdung des Gotteshauses und den Mißbrauch des Friedhofes.

Die Protestkundgebung, von der wir erst jetzt zuverlässige Einzelheiten er-



Um die Kirche von Coadjuthen

tobt seit mehr als sechs Jahren ein Streit. Soll die Gemeinde die Kirche wieder benutzen dürfen oder nicht. Der Turm der Kirche ist schon abgerissen, und auch dem Rest des Gotteshauses, das innen völlig ausgeplündert ist, drohen Verfall und Abbruch.

Aufn.: MD-Archiv

fahren konnten, fand am 30. September des vorigen Jahres statt. Sie wurde als Friedhofsfest abgehalten. Aus nah und fern waren erstmalig zu einer kirchlichen Veranstaltung unter freiem Himmel an 1000 Menschen zusammengeströmt, unter ihnen ein Superintendent, vier Pfarrer und ein Diakon.

Die Tatsache, die so viele Menschen auf die Beine gebracht hatte, war die Nachricht vom bevorstehenden Abbruch der Coadjuther Dorfkirche. In den Predigten wurde des himmelschreienden Unrechtes gedacht, das mit dieser Kirche verübt wurde.

Der Kirchturm ist schon lange abgebrochen worden, weil man das Holz der Dachkonstruktion für Feuerungszwecke herausriß. Altar und Kanzel fanden den gleichen Weg in die Ofen der neuen Herren. Die wertvollen, alten Glocken wurden gestohlen und wohl als Altmaterial verkauft. Der Ofen der Kirche wurde zum Kochen von Schweinefutter verwendet.

Als die Gemeinde ihrem Gotteshaus trotzdem die Treue hielt wurde es am 17. Juni 1950 versiegelt und der Zutritt verboten. Als die Kirchenältesten nach dem Grund für diese Maßnahme fragten, wurde ihnen bedeutet, daß die

Genehmigungspapiere nicht vollständig wären. Das traf jedoch nicht zu, da die Gemeinde es an keiner Sorgfalt bei der Beschaffung der Papiere hatte fehlen lassen.

Der Streit um die Wiedereröffnung der Kirche zog sich sechs Jahre hin. Proteste und Denkschriften, Entsendung von Delegationen nach Moskau, Wilna, nochmals nach Moskau, nach Pögegen und wieder nach Wilna bewiesen den unermüdelichen Eifer der Coadjuther Gemeinde. Endlich kam sogar ein Minister von Wilna an den Streitort, um Lokaltermin zu halten. Die Kirchenväter legten ihm klar, daß die Kirchen an vielen Orten auch des sowjetischen Machtbereiches respektiert würden. Und auch bei den Sowjets wäre es üblich, den Ruheplatz der Toten zu respektieren. In Coadjuthen habe man dagegen neben den Friedhof ein Kino gebaut, und die Filmbesucher verrichteten täglich ihre Notdurft zwischen den Gräbern.

Darauf erhielt die Gemeinde die schriftliche Zusage, die Kirche wieder benutzen zu dürfen, wenn sie 15 000 Rubel für die vom Staat aufgewendeten und durchgeführten Reparaturen zahle. Nun war vom Staat kein Handgriff für die Erhaltung der Kirche getan worden, vielmehr hatte er die Plünderung des Gotteshauses durch die gottlosen Neubürger geduldet. Die Gemeinde verweigerte daher die Zahlung dieser Summe und verlangte die Wiederherstellung der Kirche auf Staatskosten sowie den Ersatz der kostbaren Glocken. Von Wilna aus wurde nochmals die Forderung nach Zahlung der 15 000 Rubel erhoben. Dann wurde alles wieder still.

Inzwischen blieb die Gemeinde nicht untätig. Das zerschossene Dach wurde wieder ausgeflickt, die eingeschlagenen Fenster wurden eingeglast. Aber nach

kurzer Zeit waren die neuen Dachpfannen wieder mutwillig zerschlagen, und die Scheiben waren ebenfalls wieder eingeworfen. Auch ein erneutes Einglasen der Fenster hatte den gleichen Erfolg: Alle Scheiben wurden mit Steinen eingeworfen.

Ähnlich ging es mit dem Zaun, mit dem man den Friedhof gegen die Schänder schützen wollte. Er wurde abgerissen und niedergetreten. Zur Reparatur fehlten der Gemeinde die Nägel.

Die Christen, die sich aktiv für ihr Gotteshaus einsetzten, haben nichts zu lachen. Sie erhalten im Krankheitsfalle keine Unterstützung und sind auf die Gnade ihrer Mitmenschen angewiesen. Wenn ein Christ bei den Behörden ein Anliegen hat, antwortet man ihm höhnisch: „Bete und singe doch noch mehr, dann wirst du alles bekommen!“

Eine ganze Anzahl treuer Gemeindeglieder sind in den letzten Monaten verstorben: Albert Kesnerus im Alter von 81 Jahren, ein bekannter Coadjuther, Karpowitz-Peteraten starb im Alter von 75 Jahren. Jurat ist ebenfalls tot, der bei Skories eingehiratet hatte und nur 50 Jahre alt wurde. Der Friedhof wird von der Gemeinde treu gepflegt, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz. Zum Totensonntag wurden alle Gräber mit frischem Tannengrün geschmückt und auch die Gräber derer nicht vergessen, die heute fern der Heimat leben müssen.

Die Coadjuther Memelländer wollen ebenfalls alle die Heimat verlassen, weil die Lebensbedingungen für sie unerträglich sind. Ein Dreifundrot kostet auch nach allen mit großem Stimmaufwand angekündigten Preissenkungen immer noch 3 Rubel (1 Rubel ist nach russischer Rechnung gleich 1 DM-West). 1 kg Butter wird in Tilsit oder Pögegen auf dem Markt mit 25—27 Rubel verkauft. Die Märkte finden nur am Sonntag statt, damit niemand am Werktag durch den Marktbesuch die Arbeit versäumt. Von Coadjuthen fährt man mit dem Autobus für 6 Rubel nach Tilsit und zurück.

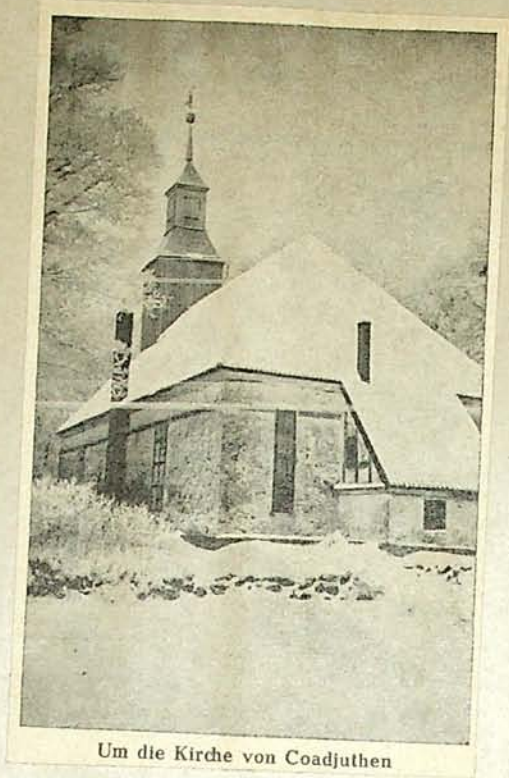
In Tilsit kostet ein kg Zucker 15 Rubel, ein Zentner Kartoffeln im Herbst 30—35 Rubel, jetzt im Frühjahr 70 bis 80 Rubel. Roggen kostete im Herbst



So war Coadjuthen einst

Zu einem Fest der Coadjuther Schützengilde sind auch Memeler Schützen in das schicke Szieszedorf hinausgekommen. Saubere Häuser rahmen den Marktplat ein. So war Coadjuthen einst. Wie es heute ist, schildert dieser Bericht.

Aufn.: Naurur



Um die Kirche von Coadjuthen



**So war Coadjuthen einst**

Zu einem Fest der Coadjuther Schütengilde sind auch Memeler Schützen in das schucke Szieszedorf hinausgekommen. Saubere Häuser rahmen den Marktplat ein. So war Coadjuthen einst. Wie es heute ist, schildert dieser Bericht.

Aufn.: Naubur



## Blinder Alarm in Coadjuthen

Der Pfarrer Johann Ernst Lengnick (1760 bis 1826) hat in seinen bisher wohl kaum bekanntgewordenen Lebenserinnerungen eine Episode aus der Geschichte Coadjuthens festgehalten, die ausnahmsweise mal nicht mit Mord und Totschlag, Raub und Feuersbrunst endete, sondern harmlos und heiter ausging. Vorausschicken wollen wir, daß Lengnick bis 1797 Präsentor, d. h. Lehrer, in Coadjuthen war. Sein „Chef“ war der Pfarrer Friedrich Aemilius Holdschue, der wohl seit dem Siebenjährigen Krieg amtierte und 1799 starb. Die Frau Pfarrerin, eine geborene Dreßler, war eine Tante von ihm und das einzige Töchterlein – nun, wie konnte es anders sein! Die kleine Charlotte Beate Holdschue mag sich alsbald den jungen, stattlichen Präsentor gekapert haben; seit 1786 war sie seine Frau. Und als sich die Geschichte begab, die wir nun erzählen wollen, waren schon fünf kleine Lengnicks da, zu denen später noch weitere vier kamen. Aber nun zur Sache!

„So sehr wir auch“ – so schreibt Lengnick – „bisher der Ruhe genossen, so wurden wir doch im Jahre 1794 durch die polnischen Unruhen, die insonderheit uns als Grenzbewohner in Coadjuthen trafen, in manche Not und Gefahr versetzt. Die Polen, unsere Nachbarn in Coadjuthen, drohten uns oft mit einem Überfall, so daß auch manche Vorkehrungen seitens der Regierung getroffen wurden. Am mehrsten nahmen diese Unruhen im Juli 1794 zu, und da mein Schwiegervater seinen benachbarten polnischen Freunden, namentlich dem Grafen von Röckener von Neustadt (Nowemiasto) und dem General von Butlewiz auf Weinothern (Wojnuta) Gelegenheit gegeben hatte, verschiedene Effekten, die vor ihren eigenen Untertanen in ihrem Lande nicht mehr sicher waren, herüberzubringen, ja viele selbst in Verwahrung hatte, so suchten die Polenunrühigen sich an ihm zu rächen und drohten, ihn zu überfallen, ihn dafür, daß er die Sachen ihrer Herren nach Tilsit in Sicherheit gebracht, zu plündern, alles zu verheeren und sich an seiner Person zu rächen. Mein Schwiegervater fühlte sich in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher. Er flüchtete zum Pfarrer Fritz nach Plaschken, wo ein Kahn gemietet war, um im Fall eines Überfalls nach der Niederung und zum Haff zu flüchten. Auch meine Schwiegermutter nebst meiner Frau und zwei Kindern flüchteten mit den besten Sachen auf zwei bepackten, mit vier Pferden bespannten Wagen bis nach Gr. Kuglack (bei Labiau) zu meinen Brüdern. Die Regierung aber ergriff nunmehr Maßregeln. In jeder Nacht mußten Patrouillen von 60–70 Mann zu Pferde längs der Grenze patrouillieren. Eine Esquadron Dragoner stand in Meischlauken. Auf den Baubelschen Wiesen bei Tilsit war auch eine Wache von 80 Mann. In jedem Dorf und auf den Feldern wurden Lärmstangen errichtet, bei jeder Stange ein Bauer auf Wache gestellt, so daß bei einem Überfall die auf dem Weg nach Tilsit stehende Kavallerie rasch benachrichtigt werden konnte. Alles war auf der Hut.

Bei diesen Anstalten wurden die Polen allmählich wieder ruhiger. Mein Schwiegervater konnte nicht nur nach Hause kommen, sondern ich reiste auch zu meinen Brüdern und holte die ganze Familie wieder ab. Aber kaum waren wir glücklich und ohne Schaden nach Hause gekommen, als etwa in der zweiten Nacht eine Bauernwache an mein Fenster klopfte und mir die drohende Gefahr eines nahen Überfalls bekanntgab. Ich glaubte es zwar nicht, ging aber doch hinaus und hörte ein klägliches Geschrei aus dem benachbarten Dorfe Ackmonischken: „Ach Gott, ach Gott, rettet, rettet, Gewalt, Gewalt!“ operierte gleich ganz auf militärischem Fuß.

Der eine Bauer mußte auf seinem Pferd nach Meischlauken sprengen und dem dort stehenden Offizier die ganze Sache vorstellen. Der zweite bekam Befehl, nach dem Gewalt schreienden Dorf zu eilen, sich dann zu Fuß anzuschleichen, und wenn wirklich Not wäre, die dortige Lärmstange anzuzünden. Währenddessen wurde das ganze Dorf geweckt und Kinder und Habseligkeiten auf Wagen geworfen. Mehr denn 100 Menschen standen auf einer Anhöhe vor der Kirche. Nach kaum 20 Minuten ging bei Ackmonischken die Flamme hoch. Nun schrie alles Gewalt. Die Bauernwache steckte die Coadjuther Lärmstange an, und so ging es weiter bis nach Tilsit. Endlich kam der Bauer, der

die Lärmstange in Ackmonischken anstecken sollte, unter Fluchen zurück, und wir hörten zu unserer größten Freude, daß die Jungens und Margellen, welche zur Nachhütung geschult wurden, sich aus Langeweile ein Vergnügen gemacht, eine Partei die andere zu überfallen und ihre Strohhütte anzustecken. Bald kam der kommandierende Leutnant von Tilsit mit seinem halben Kommando, aber alles wurde wieder zurückgeschickt. Von da an blieb es ruhig, so daß wir ungestört ernten konnten. Es war ein sehr trockenes, sehr dürres Jahr...“

Der Herr Präsentor ging drei Jahre später als Pfarrer nach Lasdehnen und erlebte dort noch die sehr viel schlimmeren Kriegswirren von 1806/07 und 1812, dazu 1813 den Aufbruch in den Befreiungskrieg. Aber das ist eine andere Geschichte, die wir vielleicht ein andermal erzählen.

Hans Zippel

150

HIDDEW

## Erinnerung an Coadjuthen

„An der Szieße blauen Fluten liegt das schöne Coadjuthen“, war ein in unserer Heimat bekannter Vers. Schön war schon der Name, er hat seinen Ursprung aus der Römerzeit, aus dem Lateinischen, denn ein Coadjutor muß wohl so etwas wie ein Beigeordneter oder Beirat gewesen sein. Auf eine römische und germanische Vorgeschichte wiesen auch Funde hin, die 1944 beim Bau von Luftschutzunterständen auf dem Grundstück des Bauern Streckies, Medischkehmen ganz in der Nähe von Coadjuthen gemacht wurden. Ein Halsring, eine Münze und einige



Evangelische Kirche Coadjuthen

Spangen und Fibeln waren es, die wir dem Prussia-Museum in Königsberg anboten. Leider konnte von dort aus nichts mehr wegen der Auswertung des

Fundes unternommen werden, und bald darauf war das ganze Prussia-Museum ein Opfer der Bombenangriffe auf Königsberg.

Coadjuthen hat bis 1920 zum Kreise Tilsit, dann bis März 1939 zum Kreise Pogegen, bis Ende September 1939 zum Kreise Tilsit-Ragnit und vom 1. Oktober 1939 an zum Kreise Heydekrug gehört. Es war Kirchdorf, Marktort und Sitz des Amtsvorstehers. Die alte Kirche mit dem Holzturm überragte als Wahrzeichen den Ort, die großen Wirtschaftsgebäude des Pfarrhofes zeugten davon, daß auch der Pfarrer früher eine Landwirtschaft betrieb. Wer weiß übrigens noch, was ein Strasdinnes war? Die ältere Generation sehe ich schmunzeln.

Eine Apotheke gab es auch in Coadjuthen und einen Arzt ebenfalls, weil Coadjuthen etwas „abgelegen“ war. Bis zur Bahn nach Stonischken waren

es 12 Kilometer. Eine neue Chaussee von Heydekrug, die den Umweg über Stonischken-Rucken vermied, war vorgesehen und auch im Plan fertig. Omnibusverbindung mit Stonischken bestand auch. Eine große Molkerie sollte gebaut werden und den Bauern die Abgabe der Milch erleichtern.

Wie schön war Coadjuthen im Frühling, wenn an den grünen Ufern der Szieße die Bäume blühten, und im Sommer, wenn überall die Garben auf den Feldern standen. Wie schön war es immer, wie schön war die Heimat. Am 9. Oktober 1944 fielen russische Granaten in das schöne und friedliche Coadjuthen, und Soldaten der Roten Armee nahmen uns die Heimat. Coadjuthen hat Katyciai überstanden und wurde wieder deutsch. Es wird die Russen überstehen und wieder unser sein. -ng-

*Das Licht selbst  
des Leuchtturms*

### Richtungssinn

Es war Neuschnee gefallen, und dichter Nebel lag über der Landschaft, als ich meine beiden Braunen nach Skirwieth traben ließ. Unterwegs las ich noch eine Frau auf, die sich mühselig durch Schnee und Nebel nach Skirwieth durchsuchen wollte. Ohne Weg und Steg zu sehen, verließen wir uns völlig auf den Richtungssinn unserer Pferde. Die Fahrt dauerte viel länger als üblich, aber endlich tauchten vor uns Baumgruppen und Häuser auf. Aber wir waren nicht in Skirwieth, sondern wieder zu Hause angelangt.

### Prozeßschulden

Bei uns wurde gern prozessiert, und die Rechtsanwälte hatten sich über Arbeitsmangel nicht zu beklagen. Frau Berta P. aus dem Kreise Pogegen hatte

# Auf dem Coadjuther Markt

Eine kleine Heimerinnerung von Helene Hinz

An der Sziesze blauen Fluten  
liegt das schöne Coadjuthen!

Wieviel Erinnerung und Sehnsucht birgt heute dieses kleine Verschen aus der Heimat in sich! Allen Landsleuten aus der Umgebung von Coadjuthen im Kreise Pögegen schlägt das Herz höher, wenn sie an ihren Kirch- und Marktort denken!

Coadjuthen war ein freundliches, gastfreies Dorf, das in jeder Woche der Treffpunkt der ganzen Umgebung war. Auf der Coadjuther Chaussee näherte man sich dem Ort. Sie beginnt an der Bahnstation Stonischken und ist ungefähr anderthalb Wagenstunden lang. Fahren wir doch auf ihr nach Coadjuthen! Vorbei geht es am Gute Pakamonen, vorbei auch am steinalten Gasthause Schenk. Dann grüßte die Neustubbener Schule die Vorüberfahrenden. Durch Ullosen ging der Weg, und dann kam Coadjuthen. Die Straße überquerte vor dem Ort die Sziesze auf einer Brücke.

Gleich links liegt die Kirche, von einer niedrigen Mauer umgeben. Und nun sind wir schon auf dem Marktplatz! Jeden Donnerstag fand hier der Markt statt. Von weit her kamen die Bauern und Händler, um zu verkaufen und aufzukaufen. Für Fleischer und Bäcker gab es eine Reihe von massiven Ständen, die sich in die Länge dehnte. Die Bauern aber boten ihre Produkte offen an. Sie standen in Reihen mit ihren Körben und Kästen da und lobten ihre Erzeugnisse. Der Schweinemarkt lag etwas weiter fort — an der zweiten Szieszebrücke. Hier waren die Wagen mit Ferkeln und Läufer Schweinen aufgefahren, und sachkundig gingen die Kauflustigen von Gefährt zu Gefährt.

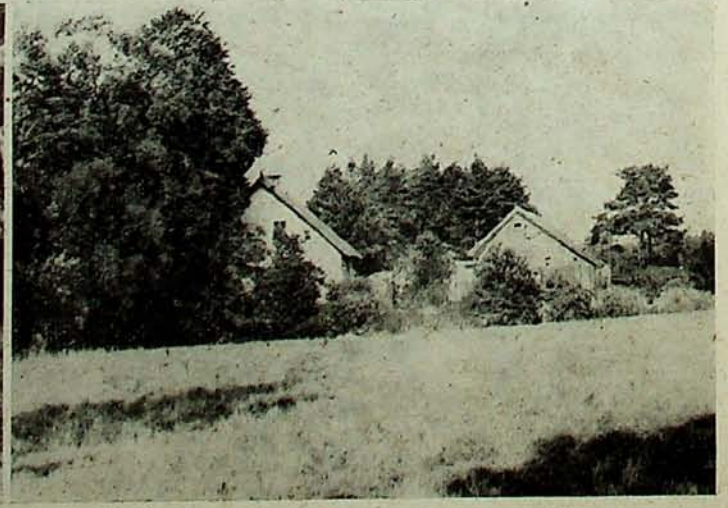
Die blaue Sziesze war hier ein klarer, ruhiger Fluß, der den Ort anmutig durchfloß. Die Ufer waren flach und begrünt. Und gar nicht so selten soll es vorgekommen sein, daß angeheiterte Marktbesucher, die in einer der zahlreichen, freundlichen Gastwirtschaften zu tief ins Glas geblickt hatten, die Brücke verfehlten und in die Sziesze

fielen. Das kühle Bad der blauen Zecher in den blauen Fluten hatte immer eine sehr aufmunternde Wirkung.

So ein Markttag in Coadjuthen war für alle Memelländer aus der Umgebung ein schönes Erlebnis. Hier traf man mit den Verwandten und Bekannten zusammen. Hier wurden die Tagesneuigkeiten besprochen, Geschäfte und Ehen angebahnt. Hier kamen die Bewohner der einsamen, abgelegenen Dörfer miteinander in Kontakt.

Den Höhepunkt bildete der alljährlich

im August stattfindende Jahrmarkt. Alle freuten sich schon das ganze Jahr darauf. Der Ort glich dann einem Ameisenhaufen. Überall drängten sich hunderte Menschen zugleich. Nicht nur auf den Straßen, auch in den Gaststätten und vielen Privathäusern gab es freudige Szenen der Begrüßung und des Wiedersehens. Von überall klang Musik. Es wurde getrunken und getanzt und gelacht bis in die späte Nacht hinein. Gewiß konnte der Coadjuther Jahrmarkt keinen Vergleich mit dem Tilsiter oder Memeler Jahrmarkt aushalten. Es waren nur zwei oder drei Karussells und ein paar Schießbuden und Verkaufstände. Aber das reichte vollkommen, um das Maß des Glückes überlaufen zu lassen.



Zwei Bilder von der Schule in Posingen

Wenn man früher von Memel über Buddelkehmen auf der Landstraße nach Poeszeiten fuhr, bog kurz vor der Grenze die Straße nach Posingen ab, dessen Dächer man schon weit sehen konnte. Das kleine Dörflein an der litauischen Grenze hat den Krieg überstanden. Unsere beiden Bilder zeigen das Posinger Schulhaus. Sie zeigen dazu auch ein unverfälschtes Stück memelländischer Landschaft aus dem nördlichen Teil unserer Heimat.

42

1400026 - 40 2

# Aus Coadjuthens Geschichte

Coadjuthen war 1785 ein melliertes Dorf mit lutherischer Kirche und Wassermühle an der Sziesze, besaß 22 Feuerstellen und gehörte zum Amt Baubeln. Das Dorf war vor 1530 preußischer Besitz und wurde vom Burggrafen von Tilsit verwaltet. Zur Zeit des Herzogs Albrecht machte das grenznaher Gebiet ein Sohn des Königs Sigismund von Polen den Preußen streitig. 1565 bestand hier bereits ein Krug, der sich im Besitz des Christoph Gelber befand. Diesem „seinem lieben Getreuen“ verlieh Herzog Albrecht im genannten Jahr 3 1/2 Hufen zum Krüge. Er erhielt ferner die Freiheit, wenn im Herbst die „bösen tiefen Wege“ das Holen des Bieres aus Königsberg unmöglich machen, selbst Weißbier zu brauen. Er zinst 7 Mark preuß. jährlich und hatte freie Fischerei „zu des Tisches Notdurft“ in der Sziesze. 1557 richteten die Coadjuther an den Herzog Albrecht einen Brief mit „demütiglichen Klagen“. Der eine klagte über die Verrückung der Grenze, ein anderer über Einfälle der Schamaiten über die Grenze, die ihm das Haus angesteckt und alle Habe verbrannt hätten. Sein Sohn sei in den Flammen umgekommen.

1705 bat der Landschöppe Stumber, man möge ihm, da er schon 70 Jahre alt sei, seinen Sohn als Hilfe zu seinen amtlichen Verrichtungen zulassen. 1740 gehörte der inzwischen baufällig gewordene Krug einem David Engel, der Branntwein und Bier aus dem Amt Baubeln holen mußte und die Verpflichtung hatte, nie ohne diese beiden Getränke angetroffen zu werden. In seiner Hökerei mußte er Ingwer, Pfeffer, Essig, Zwiebeln, Teer und Tabak führen. 1756 erhielt Engel eine Hufe wüstes Land gegen 8 Taler Zins, auf der er einen neuen Krug mit zwei Stuben, einer Kammer und einer Einfahrt baute. Dafür mußte er nach Fertigstellung 10 Taler jährlich und für die Hökerei noch einen Taler jährlich extra an Zins zahlen. 1752 hatte Georg Holstein die Wassermühle für 1700 Taler übernommen, 1783 legte er noch eine Öl- und Graupenmühle an. 1785 besaß auch Pfarrer Holdschuh 10 Morgen oletz. 1799 erhielten mehrere

Hausbesitzer ihre Verschreibungen. 1820 erwarb Gottlieb Wahl, ein Coadjuther Kaufmann, die sog. Ussine, ein 120 Morgen großes Stück der Dingkenschens Forst, für 490 Taler. In der Nacht vom 3. zum 4. September 1817 brach im Dorf ein Feuer aus, doch gelang es dem Gendarm Seiffert zusammen mit dem Heydekruger Leutnant von Adelstein, unter Lebensgefahr das Feuer zu bekämpfen und das Dorf zu retten. 1859 ließ sich hier Dr. Krakow als erster Arzt nieder. 1876 wurde das Dorf Basznietkemen einverleibt.

Unser memelländischer Dichter Hermann Sudermann, der am 30. September in Matzicken bei Heydekrug geboren wurde, wurde im Jahr seines 100. Geburtstages im Kreise der Memelländer reichlich geehrt. Fast alle Memellandgruppen veranstalteten Sudermann-Gedenkstunden. Das MD veröffentlichte einen Essay über Sudermann aus der Feder Dr. Paul Fechtens und die Hamburger Sudermann-Rede unseres Heimaldichters Rudolf Naujok. Für unsere Heydekruger Leser bringen wir zum Abschluß des Sudermann-Jahres eine besondere Erinnerung: Notgeld der Gemeinde Heydekrug aus dem Jahre 1921, das mit dem Bilde des Dichters, dem Elternhaus und Sudermann-Versen versehen ist. Auf der zeitgenössischen Postkarte, die den Untergrund bildet, sieht man Sudermann mit dem „Fußsackbart“ seiner ersten Berliner Jahre, dazu das Matzickener Geburtshaus.



1957  
war das  
Sudermann  
Jahr



**COADJUTHEN:**(KK.Tilsit) Kirche 1574 erbaut, seit 1568 Gottesdienst im Nachbardorf Baznyckemen gehalten. Gehörte 1919-1939 zum Memelgebiet (KK.Pogegen.)

**Pfarrer:**

SITT,Thomas	1568-1584
KRAUSE,Florian	1584-1596
CLOCOWIUS,Theodor	1596-1602
SETH,Antonius	-1604
WALTER,Andreas	1604-1607
HUNNIUS,George	1602-1625
HARTWICH,Johannes	1625-1662
CYNTHIUS,Christoph	1656-1662A 1662-1674
CÄSAR,Johannes Andreas	1674-1710
CÄSAR,Julius	1710
HAIN,Johann Christoph	1711-1723
BEHREND,Johann	1723-1728
RICHTER,Johann	1728-1736
STOPPELBERG,Daniel	1736-1742
PATZCKE,Thomas	1742-1759
HOLDSCHUH,Friedr.Aem.	1759-1799
ROLOFF,Joh.Christoph	1799-1826
STEINBERG,Friedr.Wilhelm	1826-1835
HECHT,Karl Jul.Franz	1836-1868
EBEL,Cölestin Gotthold	1869-1877
STRELIS,Michael	1877-1887
THIEL,Louis Arno	1888 V
STEPHANI,Eugen Louis Osk.	1888-1894
LAUDIEN,Wilh.Viktor	1894 V
LEPENIES,Christoph	1895 V
ALBRECHT,Emil Ludwig	1896-1902
NICOLAUS,Emil Theodor	1902-1906
METSCHULAT,Max Friedr.W.	1906-1907
BÖMELEIT,Emil Otto	1907-1912
KALANKE,Johann Kurt	1913-1915
GAIGALAT,Willems	1915-1919
MÜLLER,Alfred	1919-1928
STRASDAS,Hans	1928-1941
SZIEL,Bruno	1942-1945

Koadjuthen (Coadjuthen) - Gemeinde mit den Dörfern Koadjuthen und Uigischen

Coadjuthen

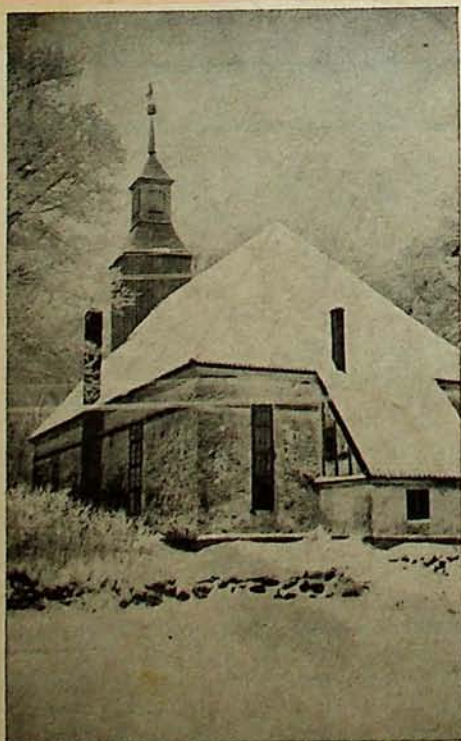


Coadjuthen

Abb. 470

Nach dem Abbruch der alten Kirche 1733 erfolgte die Grundsteinlegung für ein neues massives Gotteshaus aus Feldsteinen und Ziegeln, das 1734 eingeweiht wurde. Der hölzerne Westturm trägt drei Glocken. Der mit einer Kassettendecke abgedeckte Innenraum hat an drei Seiten Emporen. Der Kanzelaltar ist von klassizistischer Architektur. Die Taufschale stammt aus dem beginnenden 16. Jahrhundert, die Orgel aus dem Jahre 1756.

Dehio-Gall, Boetticher, Mskr. Dorskocil



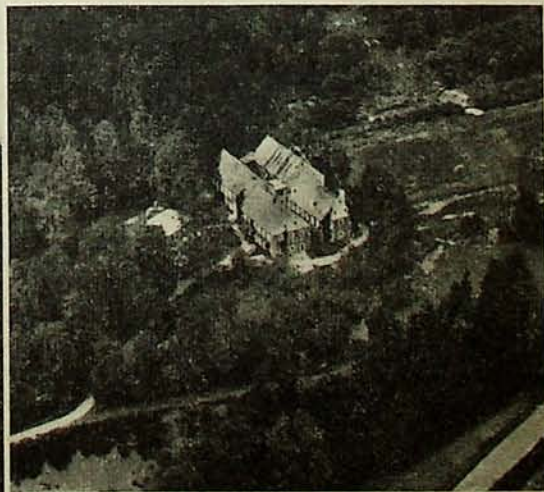
Um die Kirche von Coadjuthen

tobt seit mehr als sechs Jahren ein Streit. Soll die Gemeinde die Kirche wieder benutzen dürfen oder nicht. Der Turm der Kirche ist schon abgerissen, und auch dem Rest des Gotteshauses, das innen völlig ausgeplündert ist, drohen Verfall und Abbruch.

Aufn.: MD-Archiv



seiner idyllisch gelegenen Besitzung in Gaisthal (Oberpfalz), wo er in guten Fremdenzimmern zu erstaunlich niedrigen Preisen Gäste bewirtet.



Hoch zu Roß - trotz 72 Jahren

Am 17. August konnte unser Leser August Bajohr, Preußischer Polizeikommissar i. R., seinen 72. Geburtstag feiern. Der alte Schutztruppler aus Deutsch-Südwest sitzt noch immer fest im Sattel, wie unser linkes Bild zeigt. Bei bester Gesundheit und mit fröhlichem Reitergeist beging er seinen Ehrentag. Bajohr, der auch schriftstellerisch hervorgetreten ist, hatte in unserem Verlag ein Buch „Zeichen der Zeit“ in Druck, daß nach dem Anschluß von der Gestapo beschlagnahmt wurde. - Daß der ehemalige Coadjuher auch sonst wieder fest im Sattel sitzt, zeigt die obenstehende Luftaufnahme

## Kreis Pogegen

## Ein Kriegerdenkmal soll in Coadjuthen errichtet werden

Zur Ehrung der gefallenen Helden des Weltkrieges wurden im Jahre 1923 zwei Gedenktafeln, die die Namen der 163 Gefallenen des Kirchspiels Coadjuthen tragen, in der Kirche in Coadjuthen aufgestellt und eingeweiht. Man wählte damals zwischen einem Denkmal, das in der Nähe der Kirche aufgestellt finden sollte und den Gedenktafeln, und gab schließlich den Gedenktafeln den Vorzug, da die für diesen Zweck zur Verfügung

stehenden Mittel infolge der fortschreitenden Entwertung der Mark nur hierzu ausreichten. In den folgenden Jahren tauchte immer wieder der Gedanke auf, Geldmittel für ein Denkmal zu sammeln. Der Kriegszustand stellte sich aber dieser Absicht hindernd in den Weg und ließ den Gedanken nicht zur Tat werden. Jetzt, nach Aufhebung des Kriegszustandes, ist der Gedanke wieder akut geworden, und in einer Versammlung, die von der Ortsgruppe Coadjuthen des Memeldeutschen Kulturverbandes einberufen worden war und an einem der letzten Abende im Lokal des Kaufmanns Puschwaldt in Coadjuthen stattfand, wurde nun die Errichtung eines Kriegerdenkmals beschlossen. Bei dieser Gelegenheit verlas Lehrer Purwins-Laugallen den folgenden Aufruf: „Memeldeutsche des Kirchspiels Coadjuthen! Wie lange noch wollt Ihr den anderen zurückstehen und den toten Kriegern das Ehrenmal versagen? Wacht auf! Der Tag der Freiheit ist angebrochen. Erfüllet auch Ihr Eure Pflicht und opfert Euer Schweißlein den toten Helden, die für Euch ihr Leben geopfert haben, damit ein Gedenkstein zum Zeugen Eures Dankes entstehen kann.“ In der sich hieran anschließenden längeren Aussprache wurde der Beschluß gefaßt, aus den Reihen der Anwesenden und Unterzeichner des Aufrufs einen Arbeitsausschuß zu wählen, der die erforderlichen Vorarbeiten leistet und alle notwendigen Schritte für die Errichtung eines würdigen Denkmals unternimmt. Zum Vorsitzenden dieses Arbeitsausschusses wurde Gemeindevorsteher August Preugschaft und zu dessen Stellvertreter Drogeriebesitzer Brigat gewählt. Die Wahl des Schriftführers fiel auf Lehrer Purwins-Laugallen und die des Kassierers auf Rechner Paul Paszarbis. Zu Mitgliedern des Arbeitsausschusses wurden Besitzer Dieffel-Neu-Stremehnen, Tischlermeister Voigt, Besitzer Otto Brust und Amtsvorsteher Georg Buka gewählt. Ueber den Platz für die Aufstellung des Denkmals wurde noch kein Beschluß gefaßt, da der Arbeitsausschuß zunächst eine geeignete Stelle ausfindig machen soll. p.

## Freudenkundgebung in Coadjuthen

Die Aufhebung des Kriegszustandes hat auch unter den Bewohnern der Gemeinde Coadjuthen große Freude ausgelöst. Ist es doch noch bei allen in bester Erinnerung, wie bei der letzten Landtagswahl die friedlich vor dem Wahllokal harrende Bevölkerung, Männer und Frauen, die nichts mehr wollten, als ihr Wahlrecht auszuüben und damit die ihnen von der Heimat auferlegte Pflicht zu erfüllen, mit Gewehrkolben auseinandergetrieben wurden, und dies unter dem „Schuß“ des Kriegszustandes. Um so mehr ist es zu verstehen, wenn sich in der Nacht zum 1. November, kurz nach 12 Uhr, auf dem Marktplatz in Coadjuthen etwa 300 Personen zusammengefunden hatten, um ihrer Freude über die Beseitigung des Kriegszustandes Ausdruck zu verleihen. Nachdem das „Niederländische Dankgebet“ und „Ein feste Burg ist unser Gott“ von der Menge gesungen worden war, formierte sich ein Zug, der unter Abtönen von Heimatliedern durch eine Straße des Ortes zog, um sich dann auf dem Marktplatz in Ruhe und Ordnung wieder aufzulösen und auseinanderzugehen. D.

## Aus Coadjuthens Geschichte

Coadjuthen war 1785 ein melliertes Dorf mit lutherischer Kirche und Wassermühle an der Sziesze, besaß 22 Feuerstellen und gehörte zum Amt Baubeln. Das Dorf war vor 1530 preußischer Besitz und wurde vom Burggrafen von Tilsit verwaltet. Zur Zeit des Herzogs Albrecht machte das grenznahes Gebiet ein Sohn des Königs Sigismund von Polen den Preußen streitig. 1565 bestand hier bereits ein Krug, der sich im Besitz des Christoph Gelber befand. Diesem „seinem lieben Getreuen“ verlieh Herzog Albrecht im genannten Jahr 3 1/2 Hufen zum Krüge. Er erhielt ferner die Freiheit, wenn im Herbst die „bösen tiefen Wege“ das Holen des Bieres aus Königsberg unmöglich machen, selbst Weißbier zu brauen. Er zinst 7 Mark preuß. jährlich und hatte freie Fischerei „zu des Tisches Notdurft“ in der Sziesze. 1557 richteten die Coadjuther an den Herzog Albrecht einen Brief mit „demütiglichen Klagen“. Der eine klagte über die Verrückung der Grenze, ein anderer über Einfälle der Schamaiten über die Grenze, die ihm das Haus angesteckt und alle Habe verbrannt hätten. Sein Sohn sei in den Flammen umgekommen.

1705 bat der Landschöppe Stumber, man möge ihm, da er schon 70 Jahre alt sei, seinen Sohn als Hilfe zu seinen amtlichen Verrichtungen zulassen. 1740 gehörte der inzwischen baufällig gewordene Krug einem David Engel, der Branntwein und Bier aus dem Amt Baubeln holen mußte und die Verpflichtung hatte, nie ohne diese beiden Getränke angetroffen zu werden. In seiner Hökerei mußte er Ingwer, Pfeffer, Essig, Zwiebeln, Teer und Tabak führen. 1756 erhielt Engel eine Hufe wüstes Land gegen 8 Taler Zins, auf der er einen neuen Krug mit zwei Stuben, einer Kammer und einer Einfahrt baute. Dafür mußte er nach Fertigstellung 10 Taler jährlich und für die Hökerei noch einen Taler jährlich extra an Zins zahlen. 1752 hatte Georg Holstein die Wassermühle für 1700 Taler übernommen, 1783 legte er noch eine Öl- und Graupenmühle an. 1785 besaß auch Pfarrer Holdschuh 10 Morgen oletz. 1799 erhielten mehrere Hausbesitzer ihre Verschreibungen. 1820 erwarb Gottlieb Wahl, ein Coadjuther Kaufmann, die sog. Ussine, ein 120 Morgen großes Stück der Dingkenschens Forst, für 490 Taler. In der Nacht vom 3. zum 4. September 1817 brach im Dorf ein Feuer aus, doch gelang es dem Gendarm Seiffert zusammen mit dem Heydekruger Leutnant von Adelstein, unter Lebensgefahr das Feuer zu bekämpfen und das Dorf zu retten. 1859 ließ sich hier Dr. Krakow als erster Arzt nieder. 1876 wurde das Dorf Basznietkehmen einverleibt.

# Birstonischken — verwüstet und verfallen

Birstonischken mit seinen 18 Hofstellen liegt verkehrsmäßig sehr günstig an der Gabelung der Chaussee Tilsit — Taurogen — Coadjuthen, die hier von der Chaussee Memel — Schmalleningken gekreuzt wird. Es besaß eine geschlossene Ortslage mit Höfen von durchschnittlich 90 Morgen. Die kleinste Besetzung hatte vier, die größte 320 Morgen. Die Gehöfte waren überwiegend massiv und mit Pfannendächern versehen. Die Gemeindeflur hatte einen humusreichen Boden in guter Kultur. Die einklassige Schule wurde zuletzt von Lehrer Pauleit versehen. Letzter Bürgermeister war Willi Schwindt nach dem Krieg in Strohkirchen-Grewesmühlen. Der einzige Laden mit Gastwirtschaft gehörte Emil Kukat. Ein Käseereibetrieb wurde von dem Schweizer Christian Dürrenmatt betrieben. Der im Piktupgebiet gelegene Ort wurde durch einige Vorflutgräben entwässert. Jeder Bauer besaß einen eigenen Torfstich. Besondere Erhebungen waren der Schwarze Berg und der Ziegenberg. Einige Häuser hatten Storchennester, u. a. auch das Gut der Witwe Berta Schneiderei der größten Besitzerin. Eine Windmühle (Hofmeister) in Holländer-Bauart hatte auch Motorbetrieb. Wald war nicht vorhanden. Die Einwohner sprachen durchweg deutsch. Beim Russeneinfall 1914/15 wurde Johann Kantocks bis 1919 nach Rußland verschleppt. Der 1938 verstorbene Rudolf Schwindt machte sich in der Politik einen Namen. Im zweiten Weltkrieg wurde Alfred Schulz mit dem EK I ausgezeichnet. Reinke, Mertin, Bergner und Schulz sind die Gefallenen des Dorfes. Polen, Belgier und Franzosen halfen im Krieg in der Landwirtschaft. Sechs Familien aus dem Rheinland waren hierher evakuiert. 1944 wurden die

Einwohner im Juli nach Drosselbruch-Szillen evakuiert, im August zurückbeordert und am 7. Oktober erneut evakuiert. Die Kriegsgefangenen wurden dabei mitgenommen und verhielten sich vorbildlich. Keine Einwohner des Ortes, der heute zum großen Teil verwüstet und verfallen sein soll, befinden sich mehr im Memelland. Die Gemarkung gehört zum Staatsgut Babeln.

Student in seiner Bude kann Sporthemden aus Kunstfaser gut gebrauchen, weil er sie selbst schnell am Abend waschen kann. Derlei Produkte sind in der DDR teuer: ein Kunstfaser-Herrenoberhemd kostet in der am meisten angebotenen Qualität 58,50 Mark. Das passende Waschmittel dazu ist sehr begehrt — auf diesem Sektor zeigt die volkseigene Wirtschaft wenig von der sonst so anerkanntenswerten Leistung der chemischen Industrie.

Wenn eine Seminararbeit zur Nachtzeit fertiggeschrieben werden muß, aber auch beim schnellen Junggesellen-Frühstück, ist Pulverkaffee sehr nützlich. In den staatlichen HO-Läden kostet das kleinste Pulverkaffee-Glas von minderer Qualität fast 20 Mark.

Bücher moderner westlicher Autoren sind neben Fach- und Lehrbüchern besonders gefragt. Zwar herrscht in der DDR kein Mangel an Lesestoff, und die Bücher sind sogar bedeutend billiger als in der Bundesrepublik. Aber zum Feierabend, am Wochenende und im Urlaub möchte man sich we-

der mit technischen Problemen noch mit Marx und Lenin herumschlagen. Nach Goethe, Shakespeare, Heine und Thomas Mann steht einem auch nicht immer der Sinn. Und die wenigen interessanten Bücher östlicher Autoren wie Christa Wolf, Strittmatter, Kant und Neusch sind ebenso schnell ausgelesen wie die in geringer Auflage herausgebrachten wenigen Titel westlicher Schriftsteller. In Buchhandlungen und Büchereien findet sich kaum etwas Neues aus der großen weiten Literaturwelt. Da kann der Onkel, kann die Tante aus der Bundesrepublik große Hilfe leisten. Das Buchgeschenk kommt dann nicht nur dem Geburtstagskind in Sachsen oder Branden-

burg zugute — es geht in seinem Freundeskreis von Hand zu Hand und bereichert die Freizeit vieler. Da die Pakete durch peinliche Kontrollen laufen verbietet sich der Versand von Büchern, die den Behörden der DDR mißfallen könnten, von selbst. Daher sollte man sich vorher über die Bestimmungen bei der Post informieren.

Unmittelbar vor der Urlaubszeit freuen sich natürlich gerade Jugendliche, wenn sie neben dem West-Buch im Strandkorb mit einem schicken farbenfrohen Bikine glänzen können, eine moderne Sonnenbrille auf der Nase balancieren oder sich die Haut mit einem duftenden Sonnenschutzöl einreiben können.

K. R.

# Die Sonderlinge von Coadjuthen

Das Memelland war ein Land der Sonderlinge. Es gab kein Dorf, das nicht seine Originale besaß. Selbst in Memel liefen sie im Dutzend herum. Sie waren in allen Ständen zu finden — vom Kätner bis zum Pfarrer. Unser Mitarbeiter R. Breyer hat versucht, einige der Sonderlinge aus dem Kirchspiel zu skizzieren. Es sind menschlich-allzumenschliche Szenen, zum Teil recht drastisch, aber auf alle Fälle echt aus dem Leben gegriffen.

Wir würden uns freuen, wenn diese Arbeit unsere Leser anregen könnte, über Originale aus ihrem Heimatort zu schreiben. Wir retten damit ein Stück memelländischer Eigenart vor dem Vergessen.

Im Zentrum Coadjuthens lag der große, rechteckige Marktplatz, auf dem sich donnerstags der reichbesetzte Wochenmarkt abspielte. In normalen Zeiten wurde hier fast alles gehandelt. Die gemeindeeigenen Markthallen waren zum größten Teil von Fleischern belegt. Oft stand auch noch eine Reihe Fleischerstände davor. Denn dieser Beruf war in den umliegenden Dörfern reich vertreten. Pfarrer G. hatte während seiner Amtszeit auch einen Bücherstand auf dem Wochenmarkt. Neben den Fischständen waren Eier-, Butter- und Geflügelhändler, dann je nach Jahreszeit Gärtner und Saathändler, Frauen mit Gemüse, Bauern mit Kartoffeln und Getreide. Den Abschluß bildeten Schweine und Holzmarkt.

Einmal führte der Viehhändler Sch. seinen Berufskollegen K. durch den Markt und rief: „Seht moal, dä Keerl hätt e Kopp wie e Noarsch.“ Der andre antwortete: „Ock hebb dusend Mark enne Fupp un du häst e Schiet.“ Gemäß einer Wette hatte sich K. den Kopf kahl rasieren lassen.

Als der querschnittgelähmte Michel Swars, genannt „Mikuttess“, auf zwei Krücken gestützt sich einmal zentimeterweise zwischen den Fleischerständen vorwärts bewegte, sagte ein Fleischer: „Dem Zoagel war öck dem Mikuttess gäwe“ und warf ihm ein Schwanzstück in den umgehängten Korb.

## „Batarr“

In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg konnte man ab und zu auf dem Wochenmarkt laut „bäh“ rufen hören. Der Ruf galt einem Altbauern, dem man den Namen „Batarr“ gegeben hatte. Mit dem Blöken wurde sein Gesang verspottet, mit dem er sich in angeheitertem Zustand groß tat. Einmal traf er sich mit dem Bürgermeister auf dem Wochenmarkt. Er sagte zum Gemeindevorstand, mit dem er auf Kriegsfuß stand, weil sein Unterstützungsantrag abgelehnt worden war: „Du hast mich Pracher genannt. Ich kann auch dir noch einen Halbdittchen geben.“ Der Bürgermeister sagte: „Gib nur her. Ist auch Geld.“ Als der „Batarr“ sah, daß er den Bürgermeister mit der Gabe nicht verletzen konnte, sagte er: „Aber das

sage ich: Ihr werdet mir auch noch ein Automobli kaufen.“

Als er dann später das Geld für die Hinreise zusammengesammelt hatte, fuhr er nach Berlin, um seine Klage beim Kaiser vorzubringen. Er wurde auf Kosten der Gemeinde heimgebracht.

## „Doktor Lehmann“

Der bekannteste Sonderling in Coadjuthen war wohl „Doktor“ Lehmann. Er hatte beileibe keine akademische Bildung. Im Gegenteil. Er schien wenig intelligent zu sein. Nur wenigen war sein Bürgername bekannt. Als Wachmann war er während des ersten Weltkrieges nach Coadjuthen gekommen und nach dessen Ende als alleinstehend wohnen geblieben. Bei einer Gelegenheit hatte er sich als „Dr. Lehmann“ vorgestellt und wurde auch fortan nur bei diesem Namen gerufen. Als Dorfmann und Musiker war er auf Bauernhochzeiten und kleinen Tanzveranstaltungen zu sehen. Mit einer mehrchörigen Ziehharmonika spielte er dann auf und sorgte auch mit Komik und Drolligkeit für Unterhaltung. Als Ausrufer, Versteigerer und Gemeindediener waren seine Stimme und Glocke auf jedem Wockenmarkt zu hören.

In einem Gasthaus brachte die Wirtin einem Gast Sprotten. Der „Doktor“ sagte: „Mi uck doavon.“ Nach dem Essen verabschiedete er sich mit den Worten: „Bezoahle ward dä boawe.“ Die Wirtin rief nach ihrem Mann: „Fritz, der Doktor Lehmann will nicht zahlen.“ Der rief zurück: „Ach, laß ihn doch.“

Bei der schlechten Verbindung mit der Kreisstadt nutzte jeder, der dort etwas zu tun hatte, die Gelegenheit, mit einem Bauern oder Fuhrhalter mitzufahren. Auf halber Strecke war ein einsames Gasthaus, „Murrinn“ genannt. Hier machten die Fuhrleute gewöhnlich kurze Rast. So war denn „Dr. Lehmann“ eines Tages auch in aller Herrgottsfrühe mit einem Fuhrhalter bis zu diesem Rastplatz angelangt. Der „Doktor“ polterte solange an Tür und Fensterladen, bis Fräulein Fabian öffnete. Darauf entspann



# Achtung! Der Briefträger kommt!

Zwischen dem 10. u. 16. September wird der Briefträger das Bezugsgeld für das „Memeler Dampfboot“ für das 4. Vierteljahr kassieren. Bitte, halten Sie den Betrag von 4,80 DM bereit oder geben Sie ihn Ihrer Nachbarin zur Aushändigung an den Briefträger, falls Sie nicht daheim sein sollten.

Der Briefträger hinterläßt einen Zeitungszahlschein, wenn er das Geld nicht kassieren kann. Mit diesem Zeitungszahlschein können Sie noch bis zum 20. September das Bezugsgeld bei Ihrem Postamt einzahlen. Wenn kein Geld eingeht, werden Sie dem Verlag als „Nichtzahler“ gemeldet. Damit nun keine Unterbrechung in der Belieferung mit Ihrer Heimatzeitung entsteht, müssen Sie durch die **Zeitungsnachnahme** wieder in das Belieferungs- und Einziehungsverfahren der Post eingewiesen werden. Wenn Sie daher für das „Memeler Dampfboot“ eine solche Nachnahme erhalten, lösen Sie bitte diese Nachnahme ein.

Die Zeitungsnachnahme verursacht Ihnen keine zusätzlichen Kosten; sie ist nur auf die Einziehung der üblichen Bezugsgebühr beschränkt.

Verlag des „Memeler Dampfboot“

sich folgendes Gespräch: „Na Fräulein, sind Sie schon da?“

„Ja.“

„Ich auch. Auf Wiedersehen.“ Und ab ging's.

Trotz seines vorgeschrittenen Alters ließ er selten ein Mädchen unangesprochen vorbeigehen. Mit ähnlichen Worten wie: „Na Fräulein, wo kommen Sie her? Doch gewiß von der Mutter“ brachte er sie wohl immer zum Schmunzeln.

Als sein letztes Stündlein gekommen war und eine große Trauergemeinde ihm das letzte Geleit gab, erfuhren viel erst, daß er nicht Lehmann sondern Abromeit hieß.

### Tschurnick

Ein in Coadjuthen und Umgebung bekanntes Unikum war David Tschurnick. Beim Anlegen und Reinigen von Entwässerungsgräben hatte er im Sommer oft guten Verdienst. Unterkunft bekam er dann bei den jeweiligen Bauern. Hatte er Geld, feierte er solange, bis alles verflüssigt war. Trotz seiner scheinbaren Beschränktheit spielte er Mundharmonika wie ein Zigeuner. Man hörte ihn auch ab und zu auf einem Kamm („Klaterkamm“, sagte er) musizieren. Sehr oft trottete er benebelt durch das Dorf. Wenn die Lausbuben ihn zu sehr hänselten, wurde er ärgerlich und versuchte, sie zu fangen.

So verfolgte er eines Tages die Schuljungen während der Unterrichtspause bis zur Schultür. Kantor Bonacker hörte den Lärm an der Tür und rief: „Tür zumachen.“ Tschurnick rief mehrmals zurück: „Ja, Tür zumachen“ und schlug dabei jedesmal die

Tür so kräftig zu, daß sie splitterte. Als der Kantor einen Jungen zur Polizei schickte, trottete der Randalierer davon.

Zur Winterszeit hatte er Jahr für Jahr seine Not. So kam er denn auch an einem kalten Winterabend zu einem Kleinbauern und wollte in dessen Pferdestall übernachten. Der stieß ihn mit den Worten von der Tür: „Gehe dahin, wo du sommerüber warst.“ Der Enttäuschte ging davon und rief: „Pracher, bildet sich noch was ein.“

### Johann Haak

Ein Sonderling, der nicht in Coadjuthen sondern in einer zum Kirchspiel gehörenden Landgemeinde wohnte, war Johann Haak, wohl allen Kirchgängern bekannt. Er soll in jungen Jahren im Staatsdienst eine Gehirnverletzung erlitten haben und bezog daher eine auskömmliche Rente. Zur Kirche, wo er selten fehlte, kam er mit einem Regenschirm unter dem Arm und einem Stock in der Hand. War ihm kalt, so stellte er sich erst eine Weile an den großen Ofen. Ortsfremde sahen ihn erstaunt an, wenn er beim Singen hin und her wackelte und dabei ohne Buch laut singend bewies, daß er alle Lieder auswendig kannte.

Frau Pfarrer G. war einmal sichtlich verlegen, als sie inmitten besserer Gesellschaft

nach dem Gottesdienst vom liederlich gekleideten Johann herzlich begrüßt und nach dem Ergehen gefragt wurde.

Sehr oft verzehrte dieser fleißige Kirchgänger nach dem deutschen Gottesdienst sein mitgebrachtes Brot und nahm dann auch an der litauischen Feier teil. In der Nachbarkirche Rucken erwischte ihn der Pfarrer, als er zu seinem Brot vom Kirchenwein trank. Um ihm die Größe seines Vergehens bewußt zu machen, nannte der Pfarrer ihn einen großen Sünder, worauf der Johann antwortete: „Sie sind ein viel größerer Sünder, denn Sie haben schon vier Kinder. Ich aber habe noch keins.“

Zu Beginn seines Rentnerlebens kaufte sich Johann eine komplette Zimmereinrichtung. Seine Schwester, die seine Frauenscheu kannte und ihn um das Bett beneidete, legte sich in seiner Abwesenheit in das Bett. Als Johann seine Schwester in seinem Bett erblickte, sagte er ganz entrüstet: „Das Bett kannst du jetzt auch behalten, denn ich werde darin nicht mehr schlafen. Ich kaufe mir ein neues.“ Der Schwester war es recht.

(Wird fortgesetzt)



### Im Pfarrhaus wohnen die Bolschewiken

Unsere Aufnahme zeigt das Pfarrhaus und die Evangelische Kirche von Palleiten, wie wir sie noch in Erinnerung haben. Das Bild hat sich unter den fremden Herren erheblich gewandelt. Von dem Gotteshaus stehen nur noch die Mauern. Die Fenster sind zertrümmert. Das Dach ist beschädigt. Die

Inneneinrichtung ist ausgeplündert. Orgel, Altar, Bänke sind verschunden. Selbst der Fußboden wurde herausgerissen. Das Pfarrhaus, das auch einen Gemeinde- und Konfirmandensaal in sich schloß, dient heute den Verwaltungszwecken der Bolschewisten, die hier ihre Zentrale für Palleiten und Umgebung haben.

Es stand noch ein zweiter Kinderwagen neben Urte. Hochrädig, mit einem Verdeck aus Wachstuch, glich er dem von Urte wie ein Ei dem andern. In ihm lag, ebenfalls frisch gepudert und gewickelt, Nachbars Stammhalter Hans. Er war etwas älter als Urte, und sein Kastanienbäumchen sproßte bereits kräftig im benachbarten Garten. Die beiden Kinderwagen standen immer dicht beieinander, während die jungen Mütter häkelnd, strickend, Socken stopfend oder auch Schoten auslütend, Johannisbeeren abzupfend und plachandernd dabei saßen. Ab und zu warfen sie stolze und liebevolle Blicke in die Wagen. Die vielen bunten Sommerblumen, wie Wicken und Levkojen, schickten ihren betäubend-süßen Duft zu den hohen Sonnenblumen, die ihre großen Gesichter fragend der Sonne entgegenstreckten. Aber nicht immer war es so friedlich.

Durch sein immer dichter werdendes Blätterdach warf die Sonne ihre goldenen Strahlen. Urte machte später ihre Schulaufgaben unter ihrem Kirschbaum, las auch dort ihre geliebten Bücher, während leise rosa Blütenblättchen zur Erde gaukelten, wenn der laue Wind durch seine Blätterkrone strich. Urte hörte in seinem Flüstern die schönsten Märchen und versank in Träumereien. Wenn aber ihr Kinderwagenfreund Hans auftauchte, zerstörte er nach rather Jungenart ihre Illusionen. -

„Was sind das für Kirschen?“, fragte er mit lauter Stimme. „Die werden ja doch nie reif“, fügte er dann noch sehr realistisch hinzu.

„Herzkirschen“, belehrte ihn Urte, weil Vatchen es ihr so gesagt hatte.

„Herzkirschen“, höhnte Hans. „Das kann jeder sagen. Dein Geburtstagsgeschenk“



# Die Sonderlinge von Coadjuthen

Das Memelland war ein Land der Sonderlinge. Es gab kein Dorf, das nicht seine Originale besaß. Selbst in Memel liefen sie im Dutzend herum. Sie waren in allen Ständen zu finden – vom Kätner bis zum Pfarrer. Unser Mitarbeiter R. Breyer hat versucht, einige der Sonderlinge aus dem Kirchspiel zu skizzieren. Es sind menschlich-allzumenschliche Szenen, zum Teil recht drastisch, aber auf alle Fälle echt aus dem Leben gegriffen.

Wir würden uns freuen, wenn diese Arbeit unsere Leser anregen könnte, über Originale aus ihrem Heimatort zu schreiben. Wir retten damit ein Stück memelländischer Eigenart vor dem Vergessen.

Fortsetzung

## Landrat Uigschies

Woher der Kätner Uigschies zu diesem Titel gekommen war, ist unbekannt. Vielleicht daher, daß er gern über Felder und einsame Wege strolchte und dabei Ausschau nach mitnehmerswerten Dingen hielt. So hatte ein Bauer seine Sense in einen Baum gehängt, als der „Landrat“ vorüber-„schiwelte“. Als anderntags die Sense fehlte, ging der Bauer schnurstracks zum „Landrat“ und bedrohte ihn so hart, daß diesem nichts anderes übrig blieb, als die auf dem Felde versteckte Sense herbeizuholen.

Wieder einmal wurde der „Landrat“ von seinen Angehörigen unsanft heimbefördert, als er die „Klumpen voll“ hatte und ihm der Heimgang schwer fiel. Er gab durch Zeichen zu verstehen, daß er taubstumm geworden sei. Nun traf es sich, daß seine Frau in dieser Zeit das beliebte Hausbier braute. Als der „Taubstumme“ in der Nacht einen Knall hörte, wußte er sogleich, daß das gärende Bier den Spund aus dem Faß getrieben hatte. Er vergaß, daß er Gehör und Sprache verloren hatte und eilte zur Küche, um mit der Hand das auslaufende Bier zurückzuhalten. Mit lauter Stimme rief er nach Frau und Tochter, daß sie eine Schüssel brächten. Nachdem der Schreck verflogen, lachte man, daß das Hausbier den Taubstummen geheilt hatte.

## Der alte Behrendt

Als ein kleiner Weiser wurde in seiner engeren Umgebung der Altbauer Behrendt geachtet. Als Naturheilkundiger kam er manchem Bauern bei Mensch und Tier zu Hilfe. Einen Nachbarn hat er bei Blinddarmentzündung erfolgreich behandelt. Der Arzt hatte als einzige Rettung Operation empfohlen. Wegen seiner Bibelkenntnis wurde er als fromm bezeichnet, doch hatte er die Eigenart, niemandem etwas von seinen Kenntnissen zu vermitteln. Als ein Neusiedler, mit dem er sonst gut befreundet war, ihn um Rat im Baufach anging, sagte der „Alte“ nur: „Datt es mi man goarnuscht.“

Im vorgeschrittenen Alter verkaufte er seinen ansehnlichen Hof und kaufte ein kleines Anwesen als Ruhesitz. Die Söhne ließen sich mit ihrem erhaltenen Teil in verschiedenen Himmelsrichtungen nieder. Der älteste Sohn, Hermann, war zu allen Gaunereien fähig. Zum Bestellen seines bescheidenen Ackers und für etwaige Ausfahrten hielt sich der alte Behrendt einen runden Schimmel. Als dieses Pferdchen nun in einer Nacht verschwunden war, sagte der Alte nur: „Däm hett kein ander als de Hermann geholt.“ Er forschte auch nicht weiter und kaufte bei nächster Gelegenheit Ersatz. Wie später bekannt wurde, hatte der Hermann tatsächlich den Schimmel des Vaters verzehrt.

Gesund bis über das biblische Alter hinaus, entschlief der alte Behrendt an einem Nachmittag, sitzend, unbemerkt von seiner im Hause hantierenden Tochter.

## Kaminski

Als der kleinste Mann in der Gegend galt der „Schirmfabrikant“ Kaminski. Er soll 1,10

m groß gewesen sein. Als Lebensgefährtin hatte er aber eine große Frau erwählt. Man spottete: „Der könnte für sich in der Gabelung seiner Frau eine Schaukel einhängen.“ Sein Job war, fehlerhafte Regenschirme einzusammeln und zu reparieren. So sah man ihn manchenmal mit mehreren zusammengebündelten Schirmen auf dem Rücken durchs Dorf gehen.

Als Zeuge vor Gericht wurde er einmal nach dem Beruf gefragt. Es entstand folgender Dialog: „Was sind Sie von Beruf?“

„Künstler.“

„Nun, was für ein Künstler?“

„Schirmfabrikant.“

„Na hören Sie mal, das ist doch keine Kunst.“

„Und doch, Herr Richter. Das kann auch nicht jeder.“

Nebenberuflich versah der „Schirmfabrikant“ auch den Abdeckerdienst. Der Gastwirt K. sagte einmal am Stammtisch: „Ich habe den Kaminski schon lange bestellt, meinen Hund abzuziehen. Zu mir kommt er nicht. Der Pfarrer sagte ihm nur: Herr Kaminski, Sie wissen doch: Jeder in seinem Beruf! Ich habe einen Kater, der zu nichts taugt. Er hat aber ein schönes Fell, und das möchte ich haben. Und sofort ging der Kaminski zum Pfarrer, um das schöne Fell abzuziehen.“

Der Mühlenbesitzer K. hatte einen mächtigen Bernhardiner als Wachhund. Sein Heulen oder Bellen konnte man auf 4 km Entfernung hören. Der Hund drohte im hohen Alter gefährlich zu werden, da er Freund und Feind schwer unterscheiden konnte. Als nun dieses Tier mit einem Jagdgewehr nicht tot zu kriegen war, trat der „Schirmfabrikant“ mit einer Keule in Aktion.

Als großer Schnapsfreund verfiel er mal auf die Idee, den billigen Brennsprit durch Behandlung und Beimischung genießbar zu machen. Frau Kaminski war im Alter schwerkrank und bettlägerig. Der „Schirmfabrikant“ hatte sich nun mit einer ebenfalls schnapsfreundlichen alten Witwe angefreundet und feierte mit ihr große Saufgelage. Obwohl sein Frau hörte und wußte, daß es im Nebenzimmer zu weit ging, konnte sie es doch nicht verhindern.

Nach einiger Zeit wurde der „Schirmfabrikant“ augenkrank und sehbehindert. Als ihm gesagt wurde, daß er das seinem Schnaps zu verdanken habe, hielt er sich von diesem „Samajon“ zurück.

## Schmuggler

Nach Anschluß des Memelgebietes an Litauen hatte sich um Coadjuthen herum ein Schmugglerring gebildet. Seine Aufgabe war, den in Deutschland bedeutend billigeren Alkohol sowie Äther durch das Memelgebiet durch Litauen zu transportieren. Der Boß, der den Einkauf und Absatz organisierte, machte auch der Polizei gegenüber kein Hehl von seinem Unternehmen. Weil er bei den Transporten nie Hand anlegte, konnte er auch nie erwischt werden.

In einem Gasthaus in Mädewald, wo sich der Schmuggler auffällig benahm, fragte ihn

ein Polizist nach seinen Papieren. Der Gefragte legte einen Haufen 100-Litas-Scheine auf den Tisch und sagte: „Ich bin Schmuggler Urbat, und das ist mein Ausweis. Und wer sind Sie?“

Urbat war einmal mit dem Motorrad nach dem 7 km entfernten Dorf Schudienen zu einem Tanzvergnügen gefahren. Nach durchzechter Nacht war es ihm schwer, das Gleichgewicht zu halten. Kurz entschlossen kippte er das Motorrad in den Graben und marschierte zu Fuß heim. Ausgeruht und ausgeschlafen, ging er dann hin und holte das dort noch liegende Motorrad.

Die Bauersfrau K., ein Mitglied des Schmugglerrings, war wieder mal in dunkler Nacht mit einer Wagenladung alkoholischer Getränke auf dem heimischen Hof angelangt. Sie saß noch im Wagen, als zwei Polizisten hinzutrat, um die Beute in Augenschein zu nehmen. Nach ein paar Peitschenhieben ging's im Galopp an der anderen Seite vom Hof. Auf den ausgefahrenen Landwegen war eine Verfolgung mit dem Fahrrad aussichtslos. Die Stille der Nacht ließ allmählich auch das Gepolter des Fuhrwerks verstummen.

Frau K. kam dann bei Tage gemächlich zu Fuß nach Hause. Von den Polizisten nach dem Fuhrwerk gefragt sagte sie: „Die Pferde sind mir durchgegangen. Das Fuhrwerk blieb am Kirchturm hängen. Ihr könnt's ja herunterholen.“ Der Polizist Melulles sagte darauf zu einem Nachbarn: „Die K. ist eine Frau mit Ärmeln. Die führt uns alle an der Nase herum.“

## Schamlosigkeiten

Als eine besondere Waffe benutzten viele Frauen die Schamlosigkeit.

Auf dem Heimweg von der Heuernte ging eine Arbeitergruppe an einem Garten mit einer reichlich behangenen Himbeerhecke vorbei. Drei Frauen blieben stehen und erfrischten sich daran. Die Gartenbesitzerin hatte es bemerkt und kam laut schimpfend herzu. Zwei Frauen suchten das Weiße, doch Frau T. verblüffte die Eigentümerin mit folgenden Worten: „Watt, ju wölle mött ons rade? Kratz sick eerscht de Grött vone Brost. Ei hier!“ Dabei drehte sie sich um, verbeugte sich mit hochgerafftem Rock und klatschte sich auf das blanke Hinterteil.

Als die Arbeiter des Bauern M., der immer bemüht war, das Letzte aus den Arbeitern herauszuholen, eine neue Tagelöhnerin darauf aufmerksam machten, daß der Chef sie mit dem Fernglas beobachte, sagte sie: „Ich werde ihm schon zeigen.“ Darauf stieg sie auf einen Heuhaufen, bückte sich und zeigte ihm das entblößte Hinterteil.

## Hebamme Bremer

In Coadjuthen praktizierten eine Zeit zwei Hebammen, die spinnefeind miteinander waren. Frau Bremer, die manchmal sehr gehässig sein konnte, kam an einem Morgen nach Schulbeginn mit ihrer Enkelin in den Klassenraum und wettete gleich los: „Herr Kantor, meine Enkelin hat ihre Feder Tasche vertauscht. Das ist nicht die, die ich ihr gekauft habe.“ Als wir Kinder dazu lachten, steigerte sich ihre Wut noch mehr. Sie sagte: „Ich habe auch noch ein Riemchen mitgebracht“, griff in ihre Handtasche und begann, mit einem Lederriemen auf das weinende Mädchen mit rasch aufeinanderfolgenden Hieben loszuschlagen. Der Kantor machte dem Schauspiel mit den Worten ein Ende: „Frau Bremer, gehn Sie nach Hause.“

Eines Tages ging Frau Bremer am Hause ihrer Konkurrentin vorüber. Als deren Mann ihren Gruß nicht erwiderte, rief sie ziemlich laut: „Guten Tag, Herr Schlemminger! So e Keerl ward mi doch woll danke könne.“

**Endruckas**

In der Nachbargemeinde Medischkehmen lebte in zufriedener Armut der Kleinbauer Heinrich G., genannt Endruckas. Weil er sich auf allen Handwerksgebieten betätigte, wurde er auch vielfach Tausendkünstler genannt. Am meisten beschäftigte er sich mit Uhrmacher- und Drechslerarbeit, doch erledigte er für die Nachbarn auch Schmiedearbeit und sonstige Reparaturen.

Ein Bauer erzählte, daß er zum Endruckas gegangen sei, weil ihm der Zeiger an der Taschenuhr abgebrochen war. Der suchte sogleich in einer Kiste mit Hufeisen und sagte: „Uhrzeiger muß ich doch noch haben.“

Zum Reparieren seiner eigenen Gebäude blieb ihm keine Zeit. So sagte er zu einem Nachbarn, der ihn bei Regenwetter aufsuchte und in der Wohnküche antraf: „Komm hier in diese Ecke. Hier regnet's noch nicht durch.“

**Pfarrer**

Pfarrer Strasdas kam als junger Schwiegersohn eines angesehenen Pfarrers nach Coadjuthen. Da er eine stattliche Größe hatte, mußte ein gewöhnlicher Mensch schon nach oben schauen, wenn er seine blitzenden Brillengläser sehen wollte, und das umsomehr, als der Pfarrer es liebte, seinem Gesprächspartner ganz nahe gegenüberzutreten.

Er befaßte sich auch mit Hühnerhaltung. Als er nun einmal die im Haushalt nicht benötigten Eier auf dem Wochenmarkt verkaufen wollte, entstand zwischen ihm und der Händlerin folgendes Gespräch: „Was zahlen Sie für Eier?“

„15 Cent.“

„Ich habe aber große.“

„Das glaube ich gern. Sie sind ja auch ein großer Mann.“

Für die Heiterkeit der Umstehenden war gesorgt.

Das Leben des Pfarrers war von manchen Schatten getrübt. Einmal sorgte ein frühpensionierter Polizeikommissar für einen Skandal. Er stellte der Pfarrersfrau sein Haus zur Verfügung. Der geschiedene, verheiratete und wieder verwitwete Beamte a. D. erfreute sich keiner großen Beliebtheit. Obwohl es den Schwiegereltern gelang, ihre Tochter zur Rückkehr zu bewegen, muß die Ehe wohl eine Schlagseite behalten haben. Denn Pfarrer Strasdas suchte auch weiterhin Trost bei seinem Freund, Gastwirt N.

Als den eifrigsten Seelsorger, der je in Coadjuthen amtiert hat, bezeichnet man den Pfarrer Bömeleit. Es kam wohl niemand dazu, den Pfarrer zuerst zu grüßen. Hatte man ihn erblickt, sah man auch schon, daß er grüßte. Um das Seelenheil seiner Herde bekümmert, machte er viele Hausbesuche. Er scheute sich auch nicht, durch die Wirtschaftshäuser zu gehen. Es gab wohl keinen Platz in der Gemeinde, wo der Pfarrer nicht plötzlich auftauchen konnte.

Zum Bewachen der Rasenbleichen versammelte sich gewöhnlich eine große Schar der Dorfjugend und vertrieb sich dort die Zeit auf ihre Weise. Anfangs war man erstaunt, gewöhnte sich aber daran, daß zu später Nachtstunde auch der Pfarrer auf dem Bleichplatz erschien.

Auf einer Baustelle begrüßte der Pfarrer alle Arbeiter und sagte zu einem: „Sie sind aber nicht aus meiner Gemeinde.“

Der antwortete: „Und doch, Herr Pfarrer.“

Darauf der Pfarrer: „Dann gehen Sie aber nicht zur Kirche. Sonst würde ich Sie kennen.“

Einem Steinmetz drohte der Pfarrer, solange auf ihn einzuhämmern, wie dieser auf seine Steine hämmere, bis er den vor 15 Jahren versäumten kirchlichen Ehesegen nachhole.

Man sagte dem Pfarrer nach, daß er lieber querfeld ging, anstatt die Wege zu benutzen.

Zu Anfang des ersten Weltkrieges kam Pfarrer Gaigalat nach Coadjuthen. Obwohl er Abgeordneter im deutschen Reichstag war, bemühte er sich, fremdes Kulturgut in unserer Heimat einzuführen. Gestützt auf die Lehre, daß die alten Griechen auf der Suche nach Bernstein die Ostseeküste besiedelt und die Litauer als deren Nachkommen den größten Anspruch auf die Küstengebiete hätten, versuchte er auch in Coadjuthen, den litauischen Patriotismus zu wecken.

In einem feurigen Appell am Schluß eines Gottesdienstes rief er einmal die Gemeindeglieder auf, sich durch Unterschrift bereit zu erklären, die nun vom Staat verlassene Kirche zu unterstützen. Bereit, für die Kirche einzutreten, gingen nun viele Kirchenbesucher nach dem Gottesdienst zur Unterschrift in die Sakristei. Ob an dem Gerede etwas wahr ist, daß er diese Unterschriften für seine politischen Pläne brauchte, weiß man nicht genau.

Nach Anschluß des Memelgebiets an Litauen stellte er sein Amt zur Verfügung, ging bei seinem Nachfolger zur Abendmahlsfeier und verschwand aus Coadjuthen.

Pfarrer Müller war aus einer Diasporagemeinde gekommen und schien es anfangs

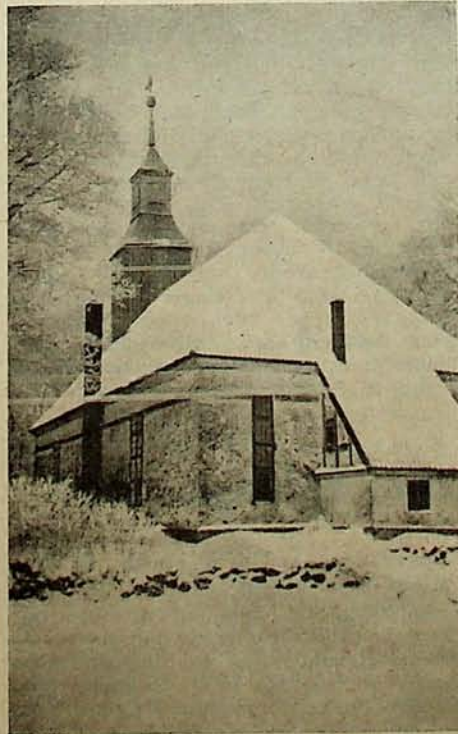
nicht zu begreifen, daß man ihn so wenig verehrte. Seinen nächsten Nachbarn, der eine kleine Fabrik besaß, redete er gleich mit „Du“ an. Als dieser dann dasselbe zutrauliche Wort benutzte, war der Pfarrer sehr erstaunt und sagte dann doch lieber „Sie“ zu ihm.

Zur Pfarrei gehörten 75 ha Ackerland. Einen kleinen Teil davon ließ der Pfarrer auf seine Rechnung landwirtschaftlich nutzen. Als nun zur Zeit der Heuernte ein Unwetter drohte, machte ein Nachbar den Pfarrer darauf aufmerksam. Der Pfarrer erwiderte: „Meine Gemeindeglieder sehen doch auch, daß mein Heu in Gefahr ist. Es wäre doch deren Pflicht, sich darum zu kümmern.“

Wegen seiner Beleibtheit wurde der Pfarrer „Fleischer“ genannt. Einmal wurde er zu einem schwerkranken Bauern geholt. Auf der Fahrt kam man an einem Gasthaus vorbei, wo gerade eine Schlägerei im Gange war. Der Pfarrer sagte zum Kutscher: „Halten Sie an. Da müssen wir Frieden machen.“ Der aber riet von solch zwecklosem Unternehmen ab. Als dann ein Betrunkenener brüllte: „Wo fährst du den Fleischer hin?“, sagte der Pfarrer: „Es ist wohl besser, wir fahren weiter.“

**Erinnerung an Coadjuthen**

„An der Szieße blauen Fluten liegt das schöne Coadjuthen“, war ein in unserer Heimat bekannter Vers. Schön war schon der Name, er hat seinen Ursprung aus der Römerzeit, aus dem Lateinischen, denn ein Coadjutor muß wohl so etwas wie ein Beigeordneter oder Beirat gewesen sein. Auf eine römische und germanische Vorgeschichte wiesen auch Funde hin, die 1944 beim Bau von Luftschutzunterständen auf dem Grundstück des Bauern Streckies, Medischkehmen ganz in der Nähe von Coadjuthen gemacht wurden. Ein Halsring, eine Münze und einige



**Evangelische Kirche Coadjuthen**

Spangen und Fibeln waren es, die wir dem Prussia-Museum in Königsberg anboten. Leider konnte von dort aus nichts mehr wegen der Auswertung des

Fundes unternommen werden, und bald darauf war das ganze Prussia-Museum ein Opfer der Bombenangriffe auf Königsberg.

Coadjuthen hat bis 1920 zum Kreise Tilsit, dann bis März 1939 zum Kreise Pogegen, bis Ende September 1939 zum Kreise Tilsit-Ragnit und vom 1. Oktober 1939 an zum Kreise Heydekrug gehört. Es war Kirchdorf, Marktort und Sitz des Amtsvorstehers. Die alte Kirche mit dem Holzturm überragte als Wahrzeichen den Ort, die großen Wirtschaftsgebäude des Pfarrhofes zeugten davon, daß auch der Pfarrer früher eine Landwirtschaft betrieb. Wer weiß übrigens noch, was ein Strasdinnes war? Die ältere Generation sehe ich schmunzeln.

Eine Apotheke gab es auch in Coadjuthen und einen Arzt ebenfalls, weil Coadjuthen etwas „abgelegen“ war. Bis zur Bahn nach Stonischken waren

es 12 Kilometer. Eine neue Chaussee von Heydekrug, die den Umweg über Stonischken-Rucken vermied, war vorgesehen und auch im Plan fertig. Omnibusverbindung mit Stonischken bestand auch. Eine große Molkerei sollte gebaut werden und den Bauern die Abgabe der Milch erleichtern.

Wie schön war Coadjuthen im Frühling, wenn an den grünen Ufern der Szieße die Bäume blühten, und im Sommer, wenn überall die Garben auf den Feldern standen. Wie schön war es immer, wie schön war die Heimat. Am 9. Oktober 1944 fielen russische Granaten in das schöne und friedliche Coadjuthen, und Soldaten der Roten Armee nahmen uns die Heimat. Coadjuthen hat Katyciai überstanden und wurde wieder deutsch. Es wird die Russen überstehen und wieder unser sein.

ragte,  
irm,  
ut.  
te Hand  
gte:

ist Memell!"

chen. Mit vor Aufregung zitterndem Herzen sah ich zu, wie der Sachverständige das inzwischen recht gewichtige Tier bei den Löffeln faßte und hochhob. Die Diagnose war schnell gestellt: Meine Häsın war ein Bock. Eine Welt brach in mir zusammen, und ich nahm mir ein Herz, meinen Kummer den Eltern anzuvertrauen. Gleich am nächsten Dienstag durfte ich zum Markt nach Heydekrug mitfahren und den Hasen verkaufen. Ich bekam nur die Hälfte des Betrages, den ich selbst angelegt hatte. Aber zum Trost durfte ich das Geld, das eigentlich meinem Vater zustand, für mich

behalten. Aber der Groll gegen den Mülersjungen blieb in mir wie ein Stachel zurück. Als ich in die Schule kam, hatte ich den Lümmel jeden Tag im Blickfeld, aber Vergeltung konnte ich nicht üben, weil ich bei einer Keilerei den Kürzeren gezogen hätte. Doch hatte es das Schicksal so gefügt, daß er im Lernen eine Niete war. Ich überholte ihn in der Schule, und wenn er mal von mir etwas abschreiben oder eingeguckt bekommen wollte, ließ ich ihn hängen, denn in dem Alter war die biblische Weisheit „Liebet eure Feinde“ noch etwas zu hoch für mich...

serpumpe stand auf dem Hof. Das war eine harte Arbeit, die vollen Eimer zu schleppen und die leeren vollzupumpen, und ich war froh, wenn mir das Dienstmädchen mal half. Auch sie war mir übergeordnet, und ich hatte ihren Anordnungen in der Küche zu folgen.

Rief der Meister aber „Willi“, dann mußte ich alles stehen und liegen lassen und im Laufschrift zu ihm kommen. So prüfte er meine Reaktion und meinen Willen. Ich reichte ihm die lange Ofenkrücke, die halb aus Holz und halb aus Eisen war, wenn er die Glut nach vorn ziehen wollte, denn der Ofen hatte eine Tiefe von vier Metern. Nahm er die Krücke heraus, dann wurde der vordere Ofenteil mit Holz beschickt. Für den Ofen war nur der Meister zuständig, denn vom Heizen hing das Gelingen der verschiedenen Backwaren ab. Der Geselle durfte nur an den Ofen heran, wenn der Meister mal verhindert war.

Ich war der Stift und mußte bedingungslos gehorchen. Stets mußte ich dem Meister zur Verfügung stehen. Um 6 Uhr früh war es dann so weit. Die Glut wurde aus dem Ofen in einen eisernen Dämpfer umgefüllt. Der Dämpfer konnte mit einem Deckel luftdicht verschlossen werden, und die Glut erstickte. Die abgekühlte Holzkohle wurde in einen besonderen Raum entleert, und Schneider sowie auch Privathaushalte kauften sie für die Plätteisen, die damals noch nicht elektrisch betrieben wurden.

War die Glut aus dem Ofen entfernt, dann schleuderte der Meister die restliche Asche heraus. Die Schleuder bestand aus einem aufgetrennten Sack an einer langen Stange. Der Sack wurde mit Wasser getränkt, und der Meister schwenkte ihn im Ofen nach links und rechts. Die Abzüge waren geöffnet, und der ganz feine Aschen-

## Als Bäckerlehrling in Coadjuthen

Lebens- und Arbeitsverhältnisse in einem memelländischen Kirchdorf

**Wilhelm Kakies, der 1. Vorsitzende der Memellandgruppe Iserlohn, hat über seine Jugendjahre in Neu-Rugeln und seine Jahre als Bäckerlehrling in Coadjuthen Erinnerungen zusammengestellt, die ein lebendiges Bild vom Leben und Wirken in unseren memelländischen Dörfern ergeben.**

**Kakies wurde am 19. 6. 1913 in Preil (Kurische Nehrung) in einem Haushalt mit 16 Personen geboren. Erst 1939 ging er in den Zolldienst über, in dem er 1977 als Zollbetriebsinspektor pensioniert wurde. Er ist jetzt 65 Jahre alt. Hier seine Aufzeichnungen aus Coadjuthen!**

Von Januar 1929 bis Juni 1932 erlernte ich in dem romantischen Grenzdorf Coadjuthen bei Bäckermeister Gereit das Bäckerhandwerk. Ich war das achte von zwölf Kindern, und mein Vater hatte mir auf dem Weg nach Coadjuthen eingeschärft, alles zu tun, um die vierwöchige Probezeit zu bestehen. Der Meister begrüßte mich und zeigte mir auf dem Hof in einem Nebengebäude neben der Mehlkammer die Schlaf- und Aufenthaltsräume für Gesellen und Lehrlinge. Ich bekam ein Bett und einen Schrank zugewiesen. Das Bett mußte jeder selber machen, denn ein Dienstmädchen durfte in unsere Gemächer nicht hinein. Der Meister stellte auch gleich klar, daß es während der Lehrzeit keine Mädchengeschichten geben durfte. Ich war damals 15 und nahm die Anordnung gelassen hin. Die Welt war noch in Ordnung. Ich war jung und wollte ausgebildet werden. Für Mädchen hatte ich noch in reiferen Jahren Zeit.



zeigte mir auch, wie man einen Holzscheid von einem Meter Länge am einfachsten spaltete. Er legte auf eine Aststelle die große Axt, und ich mußte mit dem großen Holzhammer auf die Axt schlagen. So teilte sich der Scheit ohne große Anstrengung. Für die Küche und die Zimmeröfen wurde auch anderes Holz genommen. Für das Nachheizen, wenn der Ofen nicht mehr genügend Hitze hatte, gab es die Sprösel, die auch lang, aber sehr dünn waren.

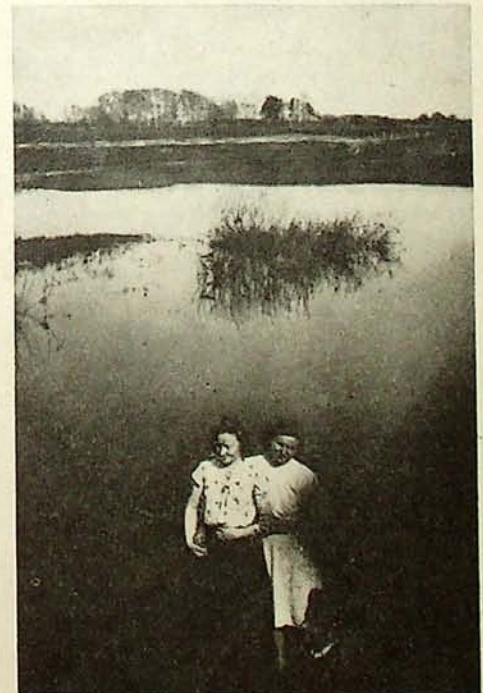
Das Holz kam vom Holzmarkt, der in der Nähe der Bäckerei abgehalten wurde. Markttag war donnerstags, und die Litauer brachten mit ihren Panjewagen reichlich Holz ins Memelland. Der Geselle durfte die Fuhren besichtigen und bei günstigem Preis auch gleich den Kauf abschließen.

### Der Tag eines Bäckers

In aller Herrgottsfrühe wurden wir durch einmaliges Klopfen an der Tür durch den Meister geweckt. Sofort mußte das Licht angezündet werden, damit er die Bestätigung erhielt, daß wir ihn gehört hatten. In ein bis zwei Minuten waren wir angezogen und in der Backstube. Als erstes mußten wir hier unsere Hände bis über die Ellenbogen waschen. Darauf achtete der Meister eisern. Er hatte schon Wasser in die Beute, den Holztrog, geschüttet, und der Geselle rührte mit den Armen so an die zwei Zentner Teig an. Der erste Lehrling bereitete zugleich die Bleche vor und bedeckte die Bretter mit Tüchern. Inzwischen besprach der Meister mit dem Gesellen, was alles hergestellt werden sollte – und in welchen Mengen. Er führte genau Buch, was er täglich verkaufte, und zwar über Jahre hin, so daß er den Bedarf für einen Tag ziemlich genau kannte.

Faulenzen in der Backstube oder draußen – das gab es einfach nicht. Auch wenn man keine Anweisung erhielt, mußte man sich nützlich machen. Es war eine der Voraussetzungen für die Bewährung, daß man sich voll und ganz für den Betrieb einsetzte – ein Umstand, der einem in jedem Betrieb Nutzen bringt.

Im Backraum stand ein großes Holzfaß, in dem das Wasser für Küche und Bäckerei vorrätig gehalten wurde. Meine Aufgabe war, das Faß ständig bis zum Rand zu füllen und am Wochenende gründlich zu reinigen. Es enthielt 1000 Liter, und die Was-



### An der Sziesze 1944

Der Juni bringt im Memelland die kürzesten Nächte, in denen leuchtend die Johanniskäfer fliegen, wenn sich warm ein heller Himmel über das Silberband der Sziesze breitet. Das Wasser fließt leise dahin und riecht nach quellreiner Frische. Das Heu duftet so herrlich, wie nur frisches Heu duften kann. Die Kornfelder wogen in saftigem Grün. Die schwarzbunten Kühe grasen auf üppiger Weide; hin und wieder lassen sie ein tönendes Muhen hören. Heimatklänge, die man nicht vergißt! Johanninacht im Memelland! Die Jugend sprang durch das Johannfeuer, und die Verliebten reichten sich die Hände. Wo sind die schönen Zeiten am Sziesezstrand nur geblieben? **Ilse Richter-Jonischkes**

## Liebe Landsleute,

das Heimattreffen der Memelländer für den süddeutschen Raum findet in diesem Jahre am **Sonntag, dem 24. September in Stuttgart „Höhenrestaurant - Café Schönblick“** statt. Dieses Restaurant liegt in nächster Nähe des Killesberges, einem beliebten Ausflugsziel Stuttgarts.

Vorbereitet und durchgeführt wird dieses Treffen von der Memellandgruppe in Stuttgart, die sich über einen recht zahlreichen Besuch sicher freuen wird. Zu erreichen ist das Restaurant „Schönblick“ mit den Straßenbahnlinien 5 u. 6 sowie der Omnibuslinie 43.

Wir hoffen, daß Ihnen mit diesem Treffpunkt in einer schönen Umgebung ein guter Anreiz zum Besuch des Heimattreffens in Stuttgart gegeben wird.

Mit freundlichen Grüßen in  
heimatlicher Verbundenheit  
Ihr H. Preuß

## Unter dem Kastanienbaum

Von Hermann Septinus

Der Stolz vieler memelländischer Höfe waren die hochgewachsenen Kastanienbäume mit ihren mächtigen, breit ausladenden Kronen. Die Kastanien gehörten zu den schönsten Bäumen unserer Heimat. Nicht nur in der Mittagshitze heißer Sommertage, sondern auch an vielen lauen Sommerabenden fand sich die Familie nach einer in Schweiß gebadeten Tagesarbeit unter dem kühlen Laubdach einer Kastanie zusammen.

Der Hausvater, der einem lieben Nachbarn auf der Hausbank unter dem alten Kastanienbaum ein Plätzchen zum Verschnaufen und Verweilen bieten konnte, war zu beneiden. Mit Stolz wurden Bekannte, Verwandte und zufällig hereingeschneite Gäste auf den altersgrauen Planken rund um die mächtige Kastanie zu einem beschaulichen Gespräch, zu einer vertrauten Szaberei, geladen.

Auch die Hausfrau wich im Sommer gern von den bequemen Gewohnheiten ab und deckte den Tisch unter der alten Kastanie. Ihre Familie wußte es ihr zu danken. Und so manches kluge Haupt, das sich heute in einer Hollywoodschaukel entspannt, kreischte einstmals unter einem memelländischen Kastanienbaum in der Wiege nach der Lutsche. Auch für die Großmutter, die die Wiege zum Schaukeln brachte, war sommers ein Platz auf der glattgehobelten Bank der geruhsamste Ort.

Der Wanderer, der auf unseren einsamen Landstraßen dahinzog, blieb bewundernd stehen, wenn er unter uralten Kastanienbäumen schmucke Bauernhöfe aus dem Schatten schimmern sah. Besucher verharrten, wenn sie eine Kastanienallee auf einen Hof zulaufen sahen. Ein Wohnhaus erschien wertvoller und sah zierlicher aus, wenn es von einer mächtigen Kastanie überwölbt wurde.

Entzückt schaute man zur Kastanie empor, wenn sie im Frühling ihre Blätterhän-

### Erinnerungen an unsere Minge

natürlich gemieden, denn hier waren Eisgang und Strömung jetzt gefährlich. Aber auch auf dem Hof oder auf Gräben ließ es sich herrlich schiffen. Natürlich endete so manche Trogfahrt sehr feucht und zog eine Tracht Prügel nach sich.

Manchmal türmte das Packeis sich meterhoch und verstopfte den Ablauf des Wassers zur Athath. Dann rückten die Männer mit Wasserstiefeln und Bootshaken aus, um die Barriere zu beseitigen. Mit Sehnsucht wurde dann der erste Dampfer erwartet. Er brachte den Einzug des Frühlings!

Irmgard Gabbatsch-Rogait

de entfaltete und ihre weißen, rotleckigen Blütenkerzen aufsteckte. Welch ein emsiges Leben und Treiben entfalten dann die Insekten, besonders die Hummeln, die mit ihren langen Saugrüsseln aus den zierlichen Blütenkelchen den Nektar saugen.

Im Herbst überrascht der Kastanienbaum die Kinder mit seinem Segen, wenn die stacheligen Früchte zu Boden fallen und aus den berstenden Schalen das glänzende Braun herausstrahlt. Mit Hilfe einiger Streichhölzer kann man aus Kastanien Mensch und Tier basteln. Ein scharfes Messer und etwas Geduld — und man bringt Schalen und Körbchen zuwege. Für das Wild sind Kastanien ein begehrtes Futter. Pulverisierte Kastanien wurden gern auch in den Stolbecker Schnupftabak gemischt. Der Schniefke wurde auf diese Weise gestreckt und milder im Geschmack.

Wenn ich an die Heimat denke, dann steht ein sandiger Landweg in Dwielen vor meinen Augen. An der Aysse steht ein Bauernhof, der dem Gemeindevorsteher gehörte. Er liegt im Dämmerlicht hoher Kastanien, die mit ihren wuchtigen Ästen nicht nur die Dächer des Hofes, sondern auch die Holzbrücke über die Aysse in ihren Schutz nahmen. Memelländische Kastanien! Nie werde ich euer Bild vergessen!

## Heimatliche Autoaufkleber werben für uns

Es gehört zu den schönen Bräuchen, auf der Rückseite seines fahrbaren Untersatzes einen farbigen Autoaufkleber von seinem Wohnort, seiner Partei oder seinem Verein zu zeigen. Studenten führen das Wappen ihrer Universität, Wanderfreunde das Abzeichen des Spessartbundes; Atomkraftwerkgegner werben für ihren Gedanken, Tennisspieler für ihren Sport. So mancher fährt für seinen bevorzugten Urlaubsort kostenlos Reklame. Warum sollen wir Memelländer nicht auf diese Weise für unsere Heimat werben?

Jeder memelländische Autofahrer wird sich darüber freuen, wenn man ihm ein Wappen seiner Heimatstadt Memel zum Aufkleben auf seinem Auto schenkt. Der Heimat-Buchdienst Banzerus, Grubestr. 9, in 3470 Hörter 1, hat die ostdeutschen Provinzen und zahlreiche ostpreußische Städte in seiner Wappenliste vorrätig. Die „Renner“ in seinem Angebot sind bisher die Wappen von Ostpreußen und Königsberg. Hoffentlich gibt es bald zahlreiche Bestellungen für das Memeler Wappen, denn jedes dieser Wappen wirbt ja für unsere Heimat und zeugt davon, daß wir den An-

spruch auf sie nicht aufgegeben haben. Die Autoaufkleber haben eine ovale Form wie die bekannten D-Abzeichen und auch die entsprechende Größe: 16,5 x 11 cm. Das Ostpreußenwappen zeigt den preußischen Adler mit Krone, Zepter und Reichsapfel; es ist vierfarbig gehalten. Dreifarbig ist das Memeler Wappen mit dem Burgturm, den beiden Baken und dem Schiffelein darunter.

Das Einzelwappen kostet 2 DM. Wenn Gruppen eine Sammelbestellung von 10 oder mehr Stücken aufgeben, sinkt der Preis auf 1,70 DM. Wappen von Heydekrug und Pögegen hat Banzerus aus Mangel an Nachfrage leider nicht in seinem Sortiment, doch betonte er dem MD gegenüber, daß er auch diese Wappen liefern könne, wenn Bedarf vorhanden sei. Es wäre also durchaus denkbar, daß die Herderschüler für ihr nächstes Treffen 100 Heydekrug-Wappen bestellen. Dann wäre die Herstellung gesichert, und auch Einzelbesteller aus dem Kreise Heydekrug hätten die Möglichkeit, ein Wappen ihrer Kreisstadt zu erwerben. Bis es soweit ist, sollten sich alle Memelländer mit dem Memeler Aufkleber zu ihrer Heimat bekennen. Sie werden sich unterwegs an diesem Wappen erkennen. Sie werden auf zahlreiche Freunde unserer Stadt an der Dange stoßen.

Und noch ein Wort an die Eltern und Großeltern! Schenkt euren Kindern einen Memel-Aufkleber! Er paßt auf den Tank des Mofas, Mopeds oder Motorrades genau so wie auf die Büchertasche!

## Mein Stallhase

Von Heinrich Kassat

In unserem Dorf gab es noch eine Windmühle, und wenn mein Vater Getreide zum Mahlen hinfuhr, durfte ich ihn manchmal begleiten. Voraussetzung war, daß ich vorher keinen Anlaß zu Klagen gegeben hatte. Weil das selten vorkam, kam ich auch nicht oft zur Mühle.

Dort weckten nicht so sehr die mit Seilen bespannten Mühlenflügel mein Interesse, sondern eher die Kaninchenzucht des Müllersohnes. Er war einige Jahre älter und bedeutend größer als ich, und ich fühlte mich geehrt, wenn er mir seine Karnickel zeigte und erklärte, auch ich könnte leicht zu so einer schönen Zucht kommen, wenn ich etwas Geld hätte. Er wolle mir gern eine tragende Häsin verkaufen.

Für mich tat sich eine Welt der Phantasie auf, in der ich wie ein König inmitten einer wimmelnden Schar putziger Stallhasen thronete. Zwei Hindernisse standen nur der Verwirklichung meines Traumes entgegen: die Einwilligung meines Vaters und das fehlende Geld. Nach langen Verhandlungen, in die auch die Mutter eingeschaltet wurde, gelang es mir, beide Hürden zu überwinden. Ich mußte nur die Verpflichtung übernehmen, ganz allein für die Tiere zu sorgen, da meine Eltern sich damit nicht belasten wollten und konnten.

Aus einer Kiste und einem Stück Maschendraht zimmerte ich mir den Hock. Dann holte ich mir die Häsin, die in 14 Tagen Junge werfen sollte. Es gab auf Gottes Erdboden keine Kreatur, die so liebevoll versorgt wurde wie mein Karnickel. Der Erfolg blieb nicht aus. In kurzer Zeit wurde das Tierchen rund und fett — nur werfen wollte es nicht. Ich hatte von den Großen gehört, daß die Tiere manchmal über die Zeit gehen, die bei Stuten bis zu vier Wochen betragen kann. Als dann aber vier und schließlich zwei weitere Wochen vergangen waren, ohne daß das frohe Ereignis sich einstellen wollte, begann ich mir Sorgen zu machen, meine Häsin könnte krank sein. Ich vertraute mich einem Nachbarsjungen an, der sich anbot, die Sache zu untersu-

staub entwich in den Schornstein und damit ins Freie. Die Brüstung des Ofens und die Fußgrube wurden mit Besen und Handfeger gereinigt, die Abzüge wieder geschlossen und die Ofenlampe an die rechte Ofenecke gestellt. Jetzt war der Ofen backbereit.

Inzwischen hatten Geselle, Lehrling und zwischendurch auch der Meister das Feinbäck hergestellt: Schnecken, Hörnchen und anderes Hefegebäck, das mit Mohn, Marzipan oder einer Vierfruchtmarmelade gefüllt war. Das Gebäck war auf die Bleche gelegt und zum Gehen auf den Ofen geschoben worden. Wenn nun der Meister „ran“ rief, reichten ihm Geselle und Lehrling die Bleche. Dabei mußte man ganz vorsichtig sein. Stieß man mit dem Blech irgendwo an, dann fiel der gegangene Kuchen zusammen. Der Meister schimpfte. So ein Mißgeschick durfte einem nur einmal passieren...

Das Backen ging erstaunlich schnell. Links wurden fünf Bleche eingeschoben, gleich darauf rechts auch fünf. Nach einer weiteren Minute waren schon die ersten fünf Bleche fertig und mußten schnell herausgenommen werden. Gleich wurden fünf neue Bleche eingeschoben, und die anderen fünf Bleche waren gar. So ging alles in einem Affentempo. Die heißen Bleche wurden vom ersten Lehrling vom Schieber abgenommen. Der Geselle glasierte die heißen Kuchen sofort mit einer Glasur aus Puderzucker, Rosenwasser und einer Prise Hirschhornsalz.

Waren die Kuchen fertig, kamen Pamel und Semmel an die Reihe. Der Ofen hatte noch immer an die 800 Grad Hitze. Auf einem langen Schlagschieber wurden 40 — 50 Semmel aufgereiht, die der Meister, auf der linken Seite beginnend, einschob. Der vier Meter lange und nur acht Zentimeter breite Schieber glitt in des Meisters Händen in den Ofen hinein und kam wieder heraus — wie das Förderband in einer Fabrik. Zwischendurch mußte Dampf gemacht werden, damit die Brötchen Glanz bekamen. Das war ganz einfach. Der Meister goß mit einem Becher kleine Mengen Wasser in die linke Ofenecke, und dann wurde die Tür schnell geschlossen.

War dann der Ofen bis zur rechten Seite vollgeschoben, so war die linke Seite bereits fertig. Mit dem Schlagschieber nahm der Meister die Brötchen im Ofen auf, zog sie heraus, und von der Brüstung fielen sie in einen bereitstehenden Korb in der Fußgrube und kamen in den Laden.

Eine Semmel wog 45 — 50 g. Sie wurden im allgemeinen nicht gewogen, doch stand eine Waage bereit, und ab und zu mußten wir Lehrlinge überprüfen, ob wir auch das richtige Gewicht hatten. Mit der Zeit war man so geübt, daß man es in den Händen spürte, ob man ein Gramm zuviel oder zu wenig genommen hatte. Hier galt noch der Spruch:

Augenmaß und Handgewicht!

Alte Bäcker wiegen nicht!

Eine Teigteilmaschine gab es noch nicht. Die Teigstücke wurden mit der Hand vom großen Batzen abgetrennt, und mit beiden

Händen wurden die vier- bis sechsköpfigen Semmeln zugestoßen und auf ein mit einem Tuch bedecktes Brett gelegt und dann auf den Ofen zum Gehen geschoben.

Um 7 Uhr wurde der Laden geöffnet. Der Hof, der Marktplatz, ja der ganze Ort roch nach frischgebackenem Kuchen. Die Meisterin, ihre Tochter und die Oma bedienten im Laden. Auf Wunsch gab es für auswärtige Kunden, besonders an den Markttagen, auch Kaffee.

In der Backstube ging die Arbeit weiter. Fein- und Graubrote wurden fertig gemacht. Nach dem Gehen wurden sie in den Ofen geschoben. Wieder wurde Dampf gemacht, damit sie Glanz bekamen. Er wurde aber bald abgelassen, damit die „Kurst“ nicht platzte.

Jetzt erst bekamen wir unser Frühstück. Die Meisterin brachte uns auf dem Tablett frisches Gebäck, und das Dienstmädchen goß uns den Kaffee ein. Alles war reichlich bemessen.

Dann ging die Arbeit weiter. Die Backstube wurde für den nächsten Tag beschickt. In Säcken wurde das Mehl aus der Mehlkammer hereingebracht und mit der Hand in den Beuten gesiebt. Die Bleche wurden geputzt und eingefettet. Sauerteig mußte angerührt, Mohn gebrüht und durch die Mühle gequetscht werden. Zucker und Butter wurden aus den Vorratsräumen geholt. Wichtig war ja, daß die Zutaten sich bis zum nächsten Morgen der Temperatur der Backstube, die bis zu 60° ging, angepaßt hatten. Dann wurde die Backstube gesäubert.

Inzwischen war das Brot im Ofen fertig. Wiederholt war der Fortschritt geprüft worden. Man hielt das Brot an die Nase und schnupperte. Man klopfte mit der Faust leicht auf die Unterseite. Im Zweifelsfall legte man es auf die Waage und konnte am Gewicht feststellen, ob es gar war.

Gegen 9 Uhr kam der Friseurmeister ins Haus, um unseren Meister zu rasieren. Geireit trug einen stolzen Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart. Es wäre gegen seine Würde gewesen, sich von einem Figarolehrling rasieren zu lassen.

Waren die Brote heraus und die Backstube sauber, dann war es auch schon Zeit für das Mittagessen. Danach gab es eine Stunde Pause. Danach ging ich in den Stall, um wieder Holz zu spalten. Der Ofen wurde für den nächsten Morgen beschickt. Im hinteren Teil wurden die Scheiten mit dem Schieber kunstvoll über Kreuz geschichtet, vorn arbeitete man mit den Händen. Das vordere Holz holte man morgens heraus. Das hintere Holz wurde entzündet, indem man ein brennendes Stück Papier auf dem Schieber hineinschob. Nach dem Abendessen ging es zeitig in die Federn, denn der nächste Tag begann wieder zu nachtschlafener Zeit.

An Markt- und Sonntagen gab es einen anderen Rhythmus. Für den Markttag mit seiner vielen zusätzlichen Kundschaft begann die Arbeit bereits am Vorabend und lief bis zum Mittag des nächsten Tages durch. Nach dem Essen fiel man in sein Bett, um nach zweistündigem Schlaf schon

wieder geweckt zu werden. Die Sonntagsbäckerei begann nachts um 1 Uhr, und um 9 Uhr war alles fertig. Ab und zu wurden wir dann noch von der Meisterin in die Küche gerufen und mußten von ihr lernen, Nudeln zu machen. Der Laden war von 7 bis 10 Uhr geöffnet. Mit dem Läuten der Kirchenglocken kehrte Ruhe ein. Wir Lehrlinge säuberten unsere Stuben, bürsteten und bügelten unsere Anzüge und wurden um 12 Uhr in die gute Stube gerufen, wo die Mittagstafel für die Familie und für uns gedeckt war. Hier lernten wir auch die Tischsitten beachten.

Nach dem Mittagessen holten wir erst mal ein paar Stunden Schlaf nach. Ab 4 Uhr nachmittags etwa kam die Geselligkeit zu ihrem Recht. Wir flanierten durch den Ort oder fanden uns auf dem Sportplatz ein, wo Fuß- und Faustball eifrig betrieben wurden. Gern wären wir auch mal in eine Kneipe gegangen, aber das kam für Lehrlinge nicht in Frage. Nur mit dem Meister oder mit dem Vater konnte man ausnahmsweise mal mitgehen. Alkohol und Zigaretten waren für uns sowieso tabu. Am Abend mußten wir um 9 Uhr von der Straße sein. Erfuhr der Altgeselle davon, daß einer sich noch später herumgetrieben hatte, dann mußte man damit rechnen, nach den Innungsvorschriften die Lehrzeit um drei bis sechs Monate verlängert zu bekommen.

Bei mir war die Probezeit von vier Wochen erfolgreich abgelaufen. Mein Vater wurde herbestellt, damit der Lehrvertrag unterzeichnet werden konnte. Die Lehrzeit betrug 3 1/2 Jahre. Der Vertrag ging zur Handwerkskammer nach Memel und wurde in die Handwerksrolle eingetragen. Ab jetzt mußte ich dienstags und freitags die Fortbildungsschule besuchen. Es waren zwei Stunden Unterricht von 19 bis 21 Uhr, die von den Lehrern Hein und Hermann Jurkschat gehalten wurden. Einmal in der Woche durfte Pfarrer Strasdas eine Viertelstunde Religion unterrichten. Nach der Rückkehr aus der Schule mußte ich noch schnell das Hefstück in der Backstube machen, und dann ging es sofort ins Bett, denn als Bäckerlehrling war man müde und hatte immer zu wenig Schlaf.

So vergingen Tage und Wochen im gleichen Rhythmus. Kam der Markttag, dann mußten wir Lehrlinge zwei Verkaufsbuden auf den Marktplatz tragen und nach Marktschluß wieder auf den Hof bringen. Mit den rund fünfzig Wagen oder Schlitten, die die Produkte zum Markt brachten, gab es immer auch eine Menge Straßenschmutz. Wir Lehrlinge mußten nach dem Markt die Straße vor dem Grundstück des Meisters säubern. Das machte jeder Geschäftsmann so, denn eine öffentliche Straßenreinigung war nicht vorhanden. Den Pferdemit brachten wir mit einem Handwagen in den Stall; er wurde für den Garten benötigt genau wie der Schweinemist, den der Meister von den ständig vorhandenen vier Schweinen bekam. Diese mußten die in der Bäckerei anfallenden Reste an alten Kuchen und Broten in Fett und Fleisch verwandeln und waren in einem halben Jahr schlachtreif. Dann wurden sie an den Fleischer verkauft.

(Fortsetzung folgt)



## Haupttreffen der Memelländer in Hamburg am Sonntag, 25. Juni 1978

„Planten un Blomen“, Jungiusstraße  
Tor V, Halle 11, „Blauer Saal“

30 Jahre AdM

## Kleine Heimatnachrichten

### Über hundert Jahre alt

Wohl der älteste Memelländer ist Otto William Steinberger, der mit seiner Ehefrau Anna in 2400 Lübeck-Eichholz, Hirschpaß 42, lebt und sich noch guter Gesundheit erfreut. Unser Landsmann wurde am 28. 11. 1877 in Memel geboren und wohnte bis zur Flucht in seiner Heimatstadt. Er befindet sich also bereits im 101. Lebensjahr. Wir wünschen dem hochbetagten Memeler weiterhin alles Gute und hoffen, daß wir ihm noch oft zum Geburtstag gratulieren können.

### Armin Schmidt aus Nidden

In Nr. 5, S. 76, stellen wir den in Nidden geborenen Leiter der Wilhelmshavener Jugendmusikschule Armin Schmidt vor und besprechen sein „Ostpreußisches Lautenbuch“, das im Frankfurter Musikverlag Zimmermann erschienen ist. Wie wir nun



erfahren, bereitet der gleiche Verlag ein weiteres Werk unseres Landmannes unter dem Titel „Aus Ostpreußens Vorklassik“ vor. Bei Heinrichshofen in Wilhelmshaven werden von Schmidt zwei Hefte „Ostpreußische Tänze“ erscheinen und damit auch für unsere Gruppen eine Bereicherung des kulturellen Programms ermöglichen. Bei Zimmermann sind schon mehrere Arbeiten Schmidts erschienen. So gibt es u. a. die Suite h-moll von R. de Visée und drei Partiten von L. Rongalli für Sologitarre, ferner Musik italienischer Meister für zwei Gitarren, 6 Stücke von J. F. Reichardt sowie Meisterwerke der englischen Klassik für Flöte und Gitarre, ein Allegro von Beethoven für Viola und Gitarre, ein Trio für Violine, Gitarre und Cello, ein Beethoven-Adagio für Flöte, Violine, Gitarre und Klavier, endlich ein Flötenuhrstück von Mozart — alle von Armin Schmidt für Gitarre und andere Instrumente eingerichtet.

### Zwei neue Memeler Straßen

Zur MD-Straßenaktion meldet uns unser Landsmann Martin Dawils aus Grickschen, Kr. Memel, jetzt in 5013 Elsdorf, Forststr. 9, zwei neue Memeler Straßen in seiner Umgebung. Sie befinden sich in

297. 5010 Bergheim-Niederaußem und

298. 5024 Pulheim-Brauweiler.

Wer macht nun die 300 voll?

### Rethwisch mit zwei Straßen vertreten!

Unser Mitarbeiter Wolfgang Witte entdeckte im Ort 2211 Rethwisch, Post Lägerdorf, gleich zwei an unsere alte Heimat erinnernde Straßen: Die eine nennt sich „Memeler Weg“ und die andere „Memelland“.

Wir freuen uns, daß wir immer näher an die Zahl 300 heransteuern und hoffen sehr, daß uns doch alle MD-Leser dabei behilflich sein mögen, sei es, daß sie selbst noch Memelstraßen in ihrem Wohnort oder Nach-

barort entdecken oder ihrer Gemeindeverwaltung für neue Straßen, Wege, Chausseen, Alleen, Stiege, Treppen, Dämme oder Plätze die zusätzliche Voransetzung des Namens „Memel“ oder „Memelland“ in Vorschlag bringen. Gilt es doch auch, daß unserer Schuljugend durch diese öffentlichen Straßenbezeichnungen Denkanstöße für geschichtliche Wahrheiten gegeben werden, die bis ins Jahr 1252 hineinreichen und immer wieder an urdeutsches Memelland seit 726 Jahren erinnern!

### Memeler Straße — jetzt in Remscheid

Im Zuge der Gebietsreform wurde der Hückeswagener Ortsteil Bergisch-Born, der die 129. Memeler Straße des MD-Verzeichnisses besitzt, nach Remscheid eingemeindet. Die Memeler Straße gehört nun zu Remscheid 11 (Lennep) und wird zukünftig in unseren Aufzeichnungen unter diesem Namen geführt werden. Wir danken die Mitteilung Heinrich Palkus aus Sziesze bzw. Trakseden, Kr. Heydekrug, heute in 5608 Radevormwald 1, Jung-Stilling-Weg 9.

### Eine „Königin der Nacht“ aus Memel

Mit besonderer Freude erlebte Frau Grete Krause aus 2130 Rotenburg, Upaltenweg 10, das nächtliche Aufblühen einer Kaktuspflanze, die den bezeichnenden Namen „Königin der Nacht“ trägt. Sieben Jahre hatte sie geduldig warten müssen, hatte in den letzten Wochen das Schwellen der Blüte verfolgt. An dem fraglichen Abend konnte sie sich vor Besuchern nicht retten, denn jeder wollte die große, weiße Blüte mit ihrem kräftigen Duft bewundern.

Dabei hat dieser spezielle Kaktus noch eine besondere Geschichte. Frau Krause, in Memel in der Johannes-Schirmann-Straße zu Hause, hatte schon in der Heimat eine „Königin der Nacht“ in ihrer Wohnung. Als sie auf die Flucht ging, mußte sie das Prachtexemplar leider wie so vieles andere

zurücklassen. Aber sie hatte Klaus Reuter, der die Soireen unserer Memeltreffen und so manche Ehemaligentreffen betreut und organisiert, damals in Memel einen Ableger gegeben, den dieser in den Westen retten konnte. Als Frau Krause vor einigen Jahren mit ihrer Enkelin in Frankfurt auf einem Heimattreffen war, sprach sie mit Klaus Reuter auch über die in Memel verbliebene „Königin der Nacht“. Es stellte sich heraus, daß Reuter Frau Krause ihre Freundlichkeit vergelten konnte. Er schenkte ihr einen Ableger seiner „Königin der Nacht“, die aus einem Ableger ihrer „Königin der Nacht“ entstanden war. So ist die besondere Freude über das nächtliche Blütenwunder in Rotenburg/Wümme durchaus zu verstehen ...



Lydia Dobrowolskis geb. Kaireit zum 74. Geburtstag am 5. 7. Das Geburtstagskind wohnte früher in Memel, Töpferstraße, und war am Postamt beschäftigt. Ihren Lebensabend verbringt sie in 4790 Paderborn, Liboristr. 4, wohin unsere besten Glück- und Segenswünsche gehen.

Pfarrer i. R. Werner Marienfeld, Steubenstr. 56, 5860 Iserlohn, zum 70. Geburtstag am 6. 6. Er ist einer der Gründer der „Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen“, die zur Zeit der unseligen Ostdenkschrift der Evangelischen Kirche entstand. Hier fanden sich Pfarrer und Laien zusammen, die gegen eine Kapitulation der Kirche vor dem Kommunismus eintraten. Pfarrer Marienfeld führt seinen Kampf nach zwei Seiten: gegen den sowjetischen Imperialismus und gegen die eigene Kirche, die immer stärker in das linke Fahrwasser gerät. Er sammel-



### Memelland im Deutschlandhaus Berlin

Auf den Ostpreußentagen, die im April im Berliner Deutschlandhaus durchgeführt wurden, war auch die Memellandgruppe vertreten. Sie hatte ihre kleine Ausstellung vor allem dem Haff und der Nehrung gewidmet. Blickfang war ein Gemälde mit der Memeler Hafeneinfahrt bei Sturm. Karten zeigten das Memelland als Teil Ostpreußens und das Kurische Haff mit seinen volkskundlichen Besonderheiten. Daß auch das „Memeler Dampfboot“ nicht fehlte, können wir freudig vermerken.

Aufn.: Ilsetraut Dohm

# Als Bäckerlehrling in Coadjuthen

Lebens- und Arbeitsverhältnisse in einem memelländischen Kirchdorf

Wilhelm Kakies, der 1. Vorsitzende der Memellandgruppe Iserlohn, hat über seine Jugendjahre in Neu-Rugeln und seine Jahre als Bäckerlehrling in Coadjuthen Erinnerungen zusammengestellt, die ein lebendiges Bild vom Leben und Wirken in unseren memelländischen Dörfern ergeben.

Kakies wurde am 19. 6. 1913 in Preil (Kurische Nehrung) in einem Haushalt mit 16 Personen geboren. Erst 1939 ging er in den Zolldienst über, in dem er 1977 als Zollbetriebsinspektor pensioniert wurde. Er ist jetzt 65 Jahre alt. Hier seine Aufzeichnungen aus Coadjuthen!

(Schluß)

Es weihnachtet sehr ...

Schon im Oktober begann die Weihnachtsbäckerei. Der Honigteig war bereits im Sommer eingebrüht und in Holztrögen kühl aufbewahrt worden. Alle Landschulen im weiten Umkreis bereiteten ihre Weihnachtsfeiern vor, und die Lehrer hatten rechtzeitig ihre Bestellungen aufgegeben. Die Pfeffernüsse wurden nach Litern gehandelt, und die Lehrer holten sie in Säcken im Schlitten ab.

Im November begann die Marzipanbäckerei. An einem Abend in der Woche wurde Randmarzipan gemacht. Die Meisterin hatte die Leitung und gab Anweisung, wieviele Herzen, Halbmonde, Vier- und Dreiecke sowie Kreise ausgestochen werden sollten. Die Marzipanherstellung mit der Hand war eine Kunst, die auch damals nicht jede Bäckerei beherrschte. Auf die ausgestochenen Böden wurde der Rand mit Rosenwasser aufgeklebt. Mit einer Pinzette wurde der Rand gleichmäßig geriffelt. Alle Stücke kamen auf ein Brett und wurden am nächsten Morgen, wenn die Glut aus dem Ofen war, in der größten Hitze für eine Minute eingeschoben. Das machte immer der Meister selbst. Wichtig war, daß sich nur der Rand bräunte und Glanz bekam. Heute wird Marzipan maschinell hergestellt. Damals mußten wir jedes Stück sorgsam mit der Puderzuckerfüllung versehen und die farbige Geleeverzierung anbringen.

Bei einem guten Meister, wie ich ihn hatte, erlernte man nicht nur das Backen von Brot und Kuchen — auch die feinen Torten und sonstigen Feingebäcke, die es heute nur in Konditoreien gibt, wurden hergestellt.

Es gab auch ruhige Zeiten, in denen das Geschäft flau war, besonders bei schlechtem Wetter. Dann mußten wir Spitztüten für Bonbons und Reibbrot und Beutel für Kleingebäck kleben. Der Geselle schnitt das Papier zu, und wir Lehrlinge klebten.

Etwa eine Woche vor den Feiertagen brachten die Kunden ihre Feiertagsbraten in die Backstube: Gänse, Enten, Schweine- oder Kalbsbraten. Diese wurden am Nachmittag, wenn unsere Bäckerei beendet war, in den Ofen geschoben. Wir lernten, den Braten zu wenden, zu spicken, anzuschneiden und den Bratvorgang zu prüfen, damit nichts anbrannte.

So waren wir in der Vorweihnachtszeit voll ausgelastet und am Abend so erschöpft, daß wir schon beim Essen fast vom Stuhl fielen. Aber der Kunde war König und mußte zufriedengestellt werden. Und außerdem wartete man ja auf das Weihnachtsgeschenk des Lehrherrn und tat alles, um ihn und seine Frau für sich einzunehmen. Der Heilige Abend kam, und alle waren nett und höflich zueinander. Vergessen waren alle harten Worte vom Meister und vom Gesellen. Schnell wurde die Backstube auf Hochglanz gebracht. Da alle willig mithalfen, lief alles wie am Schnürchen.

Dann gingen wir in unsere Stube, die wir so wenig zu sehen bekamen. Wir wuschen uns und zogen die Sonntagsanzüge an. Um 8 Uhr abends erwartete man uns in der guten Stube. Alle nahmen Platz. Die Tochter des Hauses spielte auf dem Klavier „O du fröhliche“ und „Stille Nacht“, und wir sangen etwas beklommen mit. Der Meister hielt eine kleine Rede. In der er seiner Belegschaft für den tüchtigen Einsatz dankte und frohe Weihnachten wünschte. Dann bekam jeder sein Geschenk, zuerst die Gesellen, dann das Dienstmädchen und wir Lehrlinge. Dazu gab es eine nach Dienstalter abgestufte Geldsumme. Die Meisterin schenkte uns ein Glas Punsch ein. Sie hatte für uns alle ein gutes Herz. Dann waren wir entlassen und kehrten in unsere Stube zurück. Wir legten uns noch einmal aufs Ohr und waren in Gedanken schon zu Hause bei unseren Angehörigen.

Am ersten Feiertag in der Frühe marschierte ich 15 km bis zum Bahnhof Stonischken- um den Zug nach Heydekrug zu bekommen. Von Heydekrug hatte ich nochmals 15 km Fußmarsch bis zu den Eltern in Neu-Rugeln. Wenn es gar noch schneite, mußte ich froh sein, am späten Abend Eltern und Geschwister begrüßen zu können. Am dritten Feiertag brachte mich der Vater mit dem Schlitten bis Heydekrug, und wenn ich Glück hatte, konnte ich von Stonischken mit dem Bus nach Coadjuthen fahren. Aber meist war die Chaussee verschneit, und der Busverkehr war eingestellt.

Ähnlich war es zu Ostern und Pfingsten; auch da gab es ein Wiedersehen mit dem Elternhaus. Von Urlaub war während meiner Lehrzeit keine Rede, und ich kann mich auch nicht erinnern, daß jemand mal krank gefeiert hätte.

Nachdem die Hälfte meines ersten Lehrjahrs vergangen war, machte unser zweiter Lehrling seine Gesellenprüfung. Dadurch rückte ich auf und bekam einen neuen Stift, den ich schon einweisen mußte. Jetzt erst machte mir mein Beruf richtig Spaß. Man merkte doch, daß man reifer wurde und voran kam. Die Jahre vergingen wie im Fluge, und im Oktober 1932 stand ich vor der Gesellenprüfung. Die letzten Wochen fühlte mir der Meister öfters auf den Zahn. Er stellte Fragen über die Getreidesorten, über Anbau, verkeimtes Getreide, über Mehlsorten, Kleber, Eiweißstoffe, Herstellung von Hefe, Behandlung des Sauerteigs, über die Backstube- und Ofentemperaturen im Sommer und Winter. Er setzte sich mit mir zusammen, um mich in die doppelte Buchführung einzuweisen und mich Kalkulationen aufstellen zu lassen. Wieviel Wasser brauchte man für einen Zentner Mehl, und wieviel Teig konnte daraus hergestellt werden? Wieviel wog das daraus hergestellte Brot nach dem Backen? Wie hoch war der Gewichtsverlust?

## Die Gesellenprüfung in Heydekrug

Die Gesellenprüfungen wurden im April und Oktober in der Kreisstadt Heydekrug abgenommen. Ich erhielt meine Einberufung zu Obermeister Jodscheweit, bei dem ich am Abend mit der praktischen Arbeit beginnen mußte. In einer fremden Bäckerei mit fremden Kollegen mußte ich fast ohne Anweisungen einen ganzen Backvorgang hinter mich bringen und dabei noch drei Lehrlinge beschäftigen.

Am anderen Morgen nach dem Frühstück durfte ich mich in einem Zimmer des Obermeisters aufs Ohr legen, um am Nachmittag wohlgerüstet in die theoretische Prüfung zu steigen, die in einem Hotel durchgeführt wurde. Dort bekam jeder Lehrling einen Tisch zugewiesen, an dem er die schriftlichen Aufgaben zu lösen hatte. Nach einer Stunde wurden unsere Arbeiten eingesammelt und gleich korrigiert. Dann mußten wir uns der Prüfungskommission zur mündlichen Prüfung stellen. Es ging alles gut. Die Gesellenbriefe wurden gefertigt. In Goldschrift leuchtete es mir entgegen: „Germania — Deutsche Bäckereinung“. Der Altgeselle, der der Prüfungskommission angehörte, wurde gefragt, ob er etwas gegen die Freisprechung einzuwenden habe. Er hatte ja über unseren Lebenswandel gewacht. Das Herz schlug mir bis in den Hals, als er mich prüfend anschaute. Doch er sagte, es seien ihm keine Beschwerden bekannt geworden, und er bitte, mich freizusprechen. So überreichte der Obermeister mir den Gesellenbrief. In kurzen Worten wünschte er allen Prüflingen weiterhin Erfolg und ermahnte uns, das erworbene Wissen weiterzugeben.

Als ich alle Hände geschüttelt hatte, kam es mir vor, als habe ich das Abitur bestanden. Nun gratulierte mir mein Meister, der meinewegen nach Heydekrug gekommen war, und drückte mir fünfzig Lit in die Hand — das waren damals zwei Wochenlöhne eines jungen Bäckergesellen. Dann sagte er schmunzelnd: „Herr Kakies, darf ich Sie zu einem Glas Bier einladen?“ Ja, nun wurde ich gesiezt, nicht nur an meiner Arbeitsstelle, sondern in ganz Coadjuthen. Nach dem Glas Bier — eine Besäufnis kam nicht in Frage — gingen wir zum Bahnhof und fuhren nach Stonischken, wo ein Auto auf uns wartete. Die Tochter meines Meisters chauffierte, und in Coadjuthen wurde ich schon von allen erwartet und beglückwünscht. Künftig durfte ich auch in die Kneipe und wurde von den Kaufleuten an den Tisch geladen. Ich bekam neue Freunde, und die Mädchen versuchten, mit mir ins Gespräch zu kommen.

Am nächsten Tag wurde die Zukunft geregelt. Der Meister erklärte, er sei bereit, mich weiter zu beschäftigen. Da auch mir die Stelle gefiel, handelten wir den künftigen Lohn aus. Nach einem halben Jahr aber trennte ich mich von ihm, weil ich in einer modernen, städtischen Bäckerei in Memel meine Kenntnisse erweitern wollte. In Memel war ich nacheinander bei Heß auf Schmelz, bei Sellenat in der Reifschlägerstraße und bei Hahn und Krebs in Bommelsvitte tätig.

Es kam auch vor, daß ich arbeitslos wurde. Das war besonders im Winter der Fall, wenn das Geschäft nicht allzu gut ging. Dann fuhr ich zu den Eltern und genoß die geruhige Zeit. Langeweile gab es auch dort nicht. Im Winter fanden auf dem Lande die meisten Hochzeiten statt, und ich bekam oft Aufträge, sie gegen Bezahlung auszurichten. Ich verstand zu schlachten, zu wursten, Kuchen und Torten zu backen, und schließlich nahm ich noch als Platzmeister an der Feier teil. Als Handwerksgehilfe war man ein geachteter Mensch,

# Blinder Alarm in Coadjuthen

und die Mädchen schauten mich mit Interesse an. Nach meiner Militärzeit im litauischen Heer machte ich mich in den Fischer- und Ausflugsdorf Minge selbständig. Eine Mingerin wurde meine Frau. Erst als durch die Wiedervereinigung mit dem Reich und den beginnenden Krieg das Los der Bäcker schwieriger wurde, wechselte ich zum Zollgrenzdienst über.

Aber trotz des Berufswechsels, der für mein ganzes weiteres Leben bestimmend wurde, denke ich gern an die Lehrjahre in Coadjuthen zurück. Das schöne Kirch- und Marktdorf an der Sziesze wird mir unvergeßlich bleiben. Es war ein rein deutsches Dorf mit einem reichen Gemeinschaftsleben. Es gab hier einen Schützen-, Handwerker-, Gesang-, Turn- und Sportverein, dazu die Freiwillige Feuerwehr. Jeder Verein feierte seine Feste, an denen nur Mitglieder und geladene Gäste teilnehmen durften. Es gab Theateraufführungen und Konzerte.

Seit 1930 besaß Coadjuthen Anschluß an das Elektrizitätsnetz. Nicht nur die öffentlichen Gebäude und die Straßen wurden beleuchtet – bald zogen die Geschäftsleute und Privathaushalte nach. Gas und Petroleumlampen verschwanden aus der Bäckerei.

Denke ich an jene Jahre, so frage ich mich oft, ob damals die Welt in Ordnung war. Wenn Kaufleute und Handwerker feierten, durften wir Lehrlinge höchstens mal zusehen. Dienstmädchen hatten keinen Zutritt. War es sozial, dieses Leben ohne Acht-Stunden-Tag und ohne Urlaub? War die Strenge gut, mit der die Lehrlinge erzogen wurden? Wir sahen darin keine Degradierung, wenn man uns in unsere Grenzen wies. Wir sahen in den Meistern, den Kaufleuten, den Beamten Vorbilder einer vornehmen Lebensart. Unser Ziel war es, so zu werden wie sie, aufzusteigen in ihre Schicht. Daher zogen wir unsere Hüte und Mützen, wenn wir grüßten. Daher machten wir im Zug oder Omnibus Platz für ältere Menschen und für Frauen. Daher beobachteten wir aufmerksam, wie man eine Dame zum Tanz aufforderte, wie man sie wieder an ihren Platz brachte.

Wenn heute gutes Benehmen, Höflichkeit, Bescheidenheit und Ehrlichkeit von jungen Menschen verlacht werden, so ist etwas nicht in Ordnung. Schon vor dreißig Jahren sagte mir ein Russe, man müsse die Moral der Deutschen zerstören, dann werde der Kommunismus ohne Krieg auch Westdeutschland bekommen. Heute steht diese Gefahr schon riesengroß vor unserer Tür. Mit Pornographie, Rauschgift, Wehrdienstverweigerung, Demonstrationen und Terror wird die Demokratie, die wir mit unseren moralischen Werten aus den Trümmern des Krieges aufbauten, Stück um Stück zerstört. Ich glaube, ein Bäcker aus Coadjuthen wußte über die Moral der Deutschen und ihren Wert mehr als ein Student oder Professor unserer Tage, der die Demontage dieser Moral betreibt.

Der Pfarrer Johann Ernst Lengnick (1760 bis 1826) hat in seinen bisher wohl kaum bekanntgewordenen Lebenserinnerungen eine Episode aus der Geschichte Coadjuthens festgehalten, die ausnahmsweise mal nicht mit Mord und Totschlag, Raub und Feuersbrunst endete, sondern harmlos und heiter ausging. Vorausschicken wollen wir, daß Lengnick bis 1797 Präzentor, d. h. Lehrer, in Coadjuthen war. Sein „Chef“ war der Pfarrer Friedrich Aemilius Holdschue, der wohl seit dem Siebenjährigen Krieg amtierte und 1799 starb. Die Frau Pfarrerin, eine geborene Dreßler, war eine Tante von ihm und das einzige Töchterlein – nun, wie konnte es anders sein! Die kleine Charlotte Beate Holdschue mag sich alsbald den jungen, stattlichen Präzentor gekapert haben; seit 1786 war sie seine Frau. Und als sich die Geschichte begab, die wir nun erzählen wollen, waren schon fünf kleine Lengnicks da, zu denen später noch weitere vier kamen. Aber nun zur Sache!

„So sehr wir auch“ – so schreibt Lengnick – „bisher der Ruhe genossen, so wurden wir doch im Jahre 1794 durch die polnischen Unruhen, die insonderheit uns als Grenzbewohner in Coadjuthen trafen, in manche Not und Gefahr versetzt. Die Polen, unsere Nachbarn in Coadjuthen, drohten uns oft mit einem Überfall, so daß auch manche Vorkerhungen seitens der Regierung getroffen wurden. Am mehrsten nahmen diese Unruhen im Juli 1794 zu, und da mein Schwiegervater seinen benachbarten polnischen Freunden, namentlich dem Grafen von Röckener von Neustadt (Nowemiasto) und dem General von Butlewicz auf Weinothen (Wojnuta) Gelegenheit gegeben hatte, verschiedene Effekten, die vor ihren eigenen Untertanen in ihrem Lande nicht mehr sicher waren, herüberzubringen, ja viele selbst in Verwahrung hatte, so suchten die Polenunruhigen sich an ihm zu rächen und drohten, ihn zu überfallen, ihn dafür, daß er die Sachen ihrer Herren nach Tilsit in Sicherheit gebracht, zu plündern, alles zu verheeren und sich an seiner Person zu rächen. Mein Schwiegervater fühlte sich in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher. Er flüchtete zum Pfarrer Fritz nach Plaschken, wo ein Kahn gemietet war, um im Fall eines Überfalls nach der Niederung und zum Half zu flüchten. Auch meine Schwiegermutter nebst meiner Frau und zwei Kindern flüchteten mit den besten Sachen auf zwei bepäckten, mit vier Pferden bespannten Wagen bis nach Gr. Kuglack (bei Labiau) zu meinen Brüdern. Die Regierung aber ergriff nunmehr Maßregeln. In jeder Nacht mußten Patrouillen von 60–70 Mann zu Pferde längs der Grenze patrouillieren. Eine Esquadron Dragoner stand in Meischlauken. Auf den Baubelschen Wiesen bei Tilsit war auch eine Wache von 80 Mann. In jedem Dorf und auf den Feldern wurden Lärmstangen errichtet, bei jeder Stange ein Bauer auf Wache gestellt, so daß bei einem Überfall die auf dem Weg nach Tilsit stehende Kavallerie rasch benachrichtigt werden konnte. Alles war auf der Hut.

Bei diesen Anstalten wurden die Polen allmählich wieder ruhiger. Mein Schwiegervater konnte nicht nur nach Hause kommen, sondern ich reiste auch zu meinen Brüdern und holte die ganze Familie wieder ab. Aber kaum waren wir glücklich und ohne Schaden nach Hause gekommen, als etwa in der zweiten Nacht eine Bauernwache an mein Fenster klopfte und mir die drohende Gefahr eines nahen Überfalls bekanntgab. Ich glaubte es zwar nicht, ging aber doch hinaus und hörte ein klägliches Geschrei aus dem benachbarten Dorfe Ackmonischken: „Ach Gott, ach Gott, rettet, rettet, Gewalt, Gewalt!“ operierte gleich ganz auf militärischem Fuß.

Der eine Bauer mußte auf seinem Pferd nach Meischlauken sprengen und dem dort stehenden Offizier die ganze Sache vorstellen. Der zweite bekam Befehl, nach dem Gewalt schreienden Dorf zu eilen, sich dann zu Fuß anzuschleichen, und wenn wirklich Not wäre, die dortige Lärmstange anzuzünden. Währenddessen wurde das ganze Dorf geweckt und Kinder und Habseligkeiten auf Wagen geworfen. Mehr denn 100 Menschen standen auf einer Anhöhe vor der Kirche. Nach kaum 20 Minuten ging bei Ackmonischken die Flamme hoch. Nun schrie alles Gewalt. Die Bauernwache steckte die Coadjuther Lärmstange an, und so ging es weiter bis nach Tilsit. Endlich kam der Bauer, der

die Lärmstange in Ackmonischken anstecken sollte, unter Fluchen zurück, und wir hörten zu unserer größten Freude, daß die Jungens und Margellen, welche zur Nachhütung geschult wurden, sich aus Langeweile ein Vergnügen gemacht, eine Partei die andere zu überfallen und ihre Strohütte anzustecken. Bald kam der kommandierende Leutnant von Tilsit mit seinem halben Kommando, aber alles wurde wieder zurückgeschickt. Von da an blieb es ruhig, so daß wir ungestört ernten konnten. Es war ein sehr trockenes, sehr dürres Jahr...

Der Herr Präzentor ging drei Jahre später als Pfarrer nach Lasdehnen und erlebte dort noch die sehr viel schlimmeren Kriegswirren von 1806/07 und 1812, dazu 1813 den Aufbruch in den Befreiungskrieg. Aber das ist eine andere Geschichte, die wir vielleicht ein andermal erzählen. **Hans Zippel**

... mit gestrichelten und musikalischen Darstellungen, die dort auf der Bühne standen – Händel und Gretel aus einer und nicht armen Welt.

er kamen wir uns näher, wir landeten schließlich in der gleichen Klasse des Gymnasiums und im Schulorchester. Oder ähnliche Neigungen führten eher und mehr zusammen. Wolfgang nie entpuppte sich in den folgenden Jahren als eine außerordentlich vielseitige Person. Es gab kaum ein Gebiet, auf dem er nicht besonderes leistete, gleich ob es um geisteswissenschaftliche, musikalische oder sportliche Bereiche handelte. Darin war er nie ein „Primus“, oder gar ein „Dilettant“, die Dinge lagen ihm einfach zu. Ein richtiger „Bowke“ und auch auf dem Gebiet der „Jungenstreich“ war er mit dem reichlichen Einfallsreichtum be-

ein hochbegabter Musiker. Begnügt mit dem absoluten Gehör, beherrschte er seit in jungen Jahren das Cello so, daß er sowohl Enrico Mainardi, wie auch Ludwig Hölscher, die großen Cellisten, an den Fingern abzählen konnte. Wir haben viele Jahre im Orchester und Bannorchester zusammen musiziert und es war immer eine Freude, ihn zu hören. Daß er nicht nur dieses Instrument meisterhaft, sondern auch Klavier und Akkordeon beherrschte, sei nur am Rande erwähnt.

Der ältere Vater, der prachtvoll als Apotheker in der GRÜNEN APOTHEKE in Tilsit auf dem Dachboden des Hauses Friedrich-Wilhelm-Straße ein richtiges Observatorium bauen. Dort saß er stundenlang, beobachtete den Sternhimmel und machte Beobachtungen. In seinen Notizen sind stundenlang Aufzeichnungen, die in den meisten Fällen die ungestörten Aktionen „Jugend forscht“ betreffen. Er gereicht hätten. Er schrieb bereits in den Jahren ausgezeichnete Gedichte. In einem Zeitpunkt, da wir Klassenkassen und ihre Schriften herantasteten, fand er sich in ihnen bereits aus.

**Wirb auch Du**  
**einen neuen Leser**  
**für**  
**Dein Heimatblatt**



# Coadjuthen – einst und jetzt

Der rege Marktflecken **Coadjuthen**, Mittelpunkt des gleichnamigen Kirchspiels mit etwa 1200 Einwohnern, gehörte bis zum ersten Weltkrieg zum Landratsamt Tilsit, später zu Pogegen. Der Ort besaß einen Arzt, eine Apotheke, zwei Drogerien, zwei Bäckereien, eine Fleischerei sowie 13 Kaufläden mit Gastwirtschaften. Filialen der Kreissparkasse und der Raiffeisenkasse waren vorhanden.

Die aus Litauen kommende Schiesze fließt mitten durch den Ort, wo sie zum Mühlen- teich aufgestaut wird und dann ihren Weg nach Heydekrug nimmt; dort wird sie schiffbar.

Die erste Kirche des Ortes wurde 1568 unter Herzog Friedrich gebaut. Die heutige Kirche entstand 1733. Leider wurde sie von den Kommunisten ihres Turmes und der Glocken beraubt. Die letzten Pfarrer waren Bömeleit, Müller, Strasdas und Sziel. Die Alte Versammlung hielt ihre Zusammenkünfte bei Wilhelm Petereit und Bartat. Ein reges Vereinsleben blühte mit Schützenverein, Turnverein, Handwerkerverein, Frauenverein, Gesangverein und Orchesterverein. Der letzte Bürgermeister war Otto Brust, Amtsvorsteher Ernst Tramp. Die Schule war dreiklassig. Die letzten Lehrer waren Spingies, Jurkschat und Frau Spingies. Ein Spritzenhaus, das 1830 entstand, war wegen Alters abgebrochen worden. Die Spritze war beim Kommandanten der Freiwilligen Feuerwehr Schmiedemeister Otto Wohlgenuth untergestellt.

Unter den Kaufleuten und Gastwirten sind zu nennen Naubur, Westphal, Puschwadt, Tramp, Klein, Freimann, Nelaimischkies, Quesseleit, Karpowitz, Bergner, Haupt, Kwauka. Butterhändler war Walter Brust. Von den etwa 45 Bauernhöfen waren die meisten um 50 Morgen groß. Die größte Besitzung umfaßte 120 Morgen, die kleinste 10 Morgen. Massivbau und Holzbau hielten sich die Waage. Es gab nur noch wenige Lehmhäuser. Zwei Drittel der Gebäude trugen Pfannendächer, der Rest Strohdächer.

Unter den Handwerkern sind zu nennen: Zementwarenwerkstätte H. Schiewe, die Tischler Voigt und Schulz, die Schlosser Pokallnischkies, Puplicks. Auch Stellmacher, Kürschner und Polsterer gab es. Etwa 10 Storchennester schmückten die Dächer. Eine Rasenbleiche war an der Schiesze vorhanden. Eine Lehmgrube wurde ausgebeutet. Ein Original war der Nachtwächter Abromeit, Dr. Lehmann genannt. Eine Windmühle wurde von F. Krüger betrieben, eine Wassermühle, die auch elektrisch betrieben werden konnte, besaß August Preugschat; er hatte ihr auch ein Sägewerk angegliedert. Nächste Eisenbahnstation war Stonischken. Autobusverbindung dorthin war vorhanden. Der Ort hatte ein eigenes Elektrizitätswerk und wurde später an das Überlandwerk angeschlossen. Bedeutend war ferner die Ziegelei.

Zur Litauerzeit setzten die Litauer bei den Landtagswahlen Militär gegen die erbitterte Bevölkerung ein. Eine litauische Privatschule wurde erbaut. Arzt und Apotheker waren Juden. Familie Dr. Vogelmann wurde in Skuodas erschossen. Eine andere jüdische Familie wanderte nach England aus. Nach der Wiedervereinigung wurden August Bajohr und Lehrer Trumpa verhaftet; letzterer verstarb im KZ. Nachdem der Ort schon im ersten Weltkrieg 1914 durch die Russen gelitten hatte (Fetting, Ulrich, Plogsties und Frau Breier kamen ums Leben), starben auch im zweiten Weltkrieg zahlreiche Einwohner.

Man spricht von etwa 150 Gefallenen und Vermissten, unter ihnen W. und S. Preugschat, H. und D. Spingies, Maurischat, Puschwadt, Naubur und Voigt. Robert Hein, Fritz Stauga, Prischmann, Brust und Preugschat dienten in der Wehrmacht als Offiziere. In der Landwirtschaft waren zahlreiche Belgier eingesetzt. Etwa 200 Evakuierte aus Berlin und Köln wurden aufgenommen. Bei der ersten Evakuierung des Ortes am 2. August 1944 kamen die Bewohner nach Hohenbruch. Sie kehrten Ende August zur Ernte zurück und flüchteten um den 8. Oktober 1944 erneut.

Am 11. Oktober 1944 rückten die Russen nach einem Panzergefecht in den Ort ein. Er wurde zunächst kaum zerstört, doch rich-

teten die litauischen Neusiedler dann bedeutende Zerstörungen an, indem sie nach und nach die unbewohnten Gehöfte abrisen und verheizten. Einige alteingesessene Familien, die auf der Flucht überrollt wurden, mußten nach Coadjuthen zurückkehren. Im März 1949 wurden die Familien Kestenus (4 Personen), Pieper (3 Personen) und Pokallnischkies (2 Personen) nach Sibirien verschleppt.

Coadjuthen ist heute sowjetisches Staatsgut. Die Ziegelei ist abgebrochen. Die Maschinen wurden fortgeschafft. Auch das Sägewerk wurde demontiert. In der Sowjetzone wohnen die Familien Kwauka und Kairies. Familie Fritz Freimann wanderte nach Australien aus. – Die Wassermühle von August Preugschat (im Familienbesitz seit 1909) ist schon sehr alt. Preugschat besitzt die Abschrift einer Urkunde aus dem Jahre 1753, mit der Friedrich der Große den Erbkaufrakt der damals schon bestehenden Wassermühle genehmigte.

## Die Mädchen von der Kaiserlichen Abteilung

### Die Wolfsgrube in Uigschen

Das Dorf Uigschen mit seinen dreizehn Bauernhöfen gehörte zum Amtsbezirk und Kirchspiel Coadjuthen, Kr. Pogegen. Die evangelischen Bewohner sprachen entweder das memelländische Litauisch oder Plattdeutsch. Bei Kuprat versammelten sich die Surinkimeninker. Prediger waren Gailgalat und Grieger. Letzter Amtsvorsteher war Ernst Tramp. Die Kinder mußten in die Schule Matzstubbern gehen. Letzte Lehrer waren dort Krüger und Peldszus. Ein Spritzenhaus war nicht vorhanden, jedoch eine Bude für die Wasserfässer. Durch das Dorf fließt die Alte Sziesze. Größter Hof 160 Morgen, kleinster 5 Morgen. Sechs Wohnhäuser waren noch aus Holz, zwei besaßen noch Strohdächer. Ein Insthaus war im Abbau vorhanden. Bauunternehmer Smailus und Fleischer Schepat waren Gewerbetreibende. Ein Krug war nicht vorhanden. Bei Kuprat und Rose gab es Storchennester. Ein Torfstich wurde ausgebeutet, ebenso eine Lehmgrube. Von einer Vertiefung, die Wolfsgrube genannt wurde, geht die Sage, daß hier früher Wölfe gefangen wurden. In früheren Jahren besaß die Gemeinde eine Windmühle. Nächste Eisenbahnstation war Stonischken, wohin es Autobusverbindung gab. Die Elektrizitätsversorgung war im Bau. Im ersten Weltkrieg richteten die Russen große Zerstörung an. In der Litauerzeit wurden bei einer Landtagswahl die Wähler von litauischem Militär überfallen. Der litauische Lehrer Augustaitis terrorisierte die Kinder. 1939 wurde das Dorf zu Coadjuthen geschlagen. Im Krieg waren Franzosen und Belgier in der Landwirtschaft tätig. Ende Juli 1944 erfolgte die erste Evakuierung in den Kreis Labiau. Am 10. Oktober 1944 erfolgte die zweite Evakuierung, und am 12. Oktober rückten die Russen ein. Nachfolgend die Liste der letzten Besitzer mit Hofgröße in preuß. Morgen: Smailus (110), Geldszus (60), Kuprat (160), Rose (110), Peldszus (50), Haase (60), Rauba (70), Schneiderei (15), Pauleit (15), Petroschka (30), Schepat (10), Saunus (50), Griegoleit (50).

Nach Angaben von Fritz Smellus

chen. Mit vor Aufregung zitterndem Herzen sah ich zu wie der Sachverständige das inzwischen recht gewichtige Tier bei den Löffeln faßte und hochhob. Die Diagnose war schnell gestellt: Meine Hasin war ein Bock. Eine Welt brach in mir zusammen, und ich nahm mir ein Herz, meinen Kummer den Eltern anzuvertrauen. Gleich am nächsten Dienstag durfte ich zum Markt nach Heydekrug mitfahren und den Hasen verkaufen. Ich bekam nur die Hälfte des Betrages, den ich selbst angelegt hatte. Aber zum Trost durfte ich das Geld, das eigentlich meinem Vater zustand, für mich

behalten. Aber der Groll gegen den Mül-  
lersjungen blieb in mir wie ein Stachel zu-  
rück. Als ich in die Schule kam, hatte ich  
den Lümmel jeden Tag im Blickfeld, aber  
Vergeltung konnte ich nicht üben, weil ich  
bei einer Keilerei den Kürzeren gezogen  
hätte. Doch hatte es das Schicksal so ge-  
fügt, daß er im Lernen eine Niete war. Ich  
überhorte ihn in der Schule, und wenn er  
mal von mir etwas abschreiben oder ein-  
gesagt bekommen wollte, ließ ich ihn hän-  
gen, denn in dem Alter war die biblische  
Weisheit „Liebet eure Feinde“ noch etwas  
zu hoch für mich...

## Als Bäckerlehrling in Coadjuthen

Lebens- und Arbeitsverhältnisse in einem memelländischen Kirchdorf

**Wilhelm Kakies, der 1. Vorsitzende der Memellandgruppe Iserlohn, hat über seine Jugendjahre in Neu-Rugeln und seine Jahre als Bäckerlehrling in Coadjuthen Erinnerungen zusammengestellt, die ein lebendiges Bild vom Leben und Wirken in unseren memelländischen Dörfern ergeben.**

**Kakies wurde am 19. 6. 1913 in Preil (Kurische Nehrung) in einem Haushalt mit 16 Personen geboren. Erst 1939 ging er in den Zolldienst über, in dem er 1977 als Zollbetriebsinspektor pensioniert wurde. Er ist jetzt 65 Jahre alt. Hier seine Aufzeichnungen aus Coadjuthen!**

Von Januar 1929 bis Juni 1932 erlernte ich in dem romantischen Grenzdorf Coadjuthen bei Bäckermeister Gereit das Bäckerhandwerk. Ich war das achte von zwölf Kindern, und mein Vater hatte mir auf dem Weg nach Coadjuthen eingeschärft, alles



zu tun, um die vierwöchige Probezeit zu bestehen. Der Meister begrüßte mich und zeigte mir auf dem Hof in einem Nebengebäude neben der Mehlkammer die Schlaf- und Aufenthaltsräume für Gesellen und Lehrlinge. Ich bekam ein Bett und einen Schrank zugewiesen. Das Bett mußte jeder selber machen, denn ein Dienstmädchen durfte in unsere Gemächer nicht hinein. Der Meister stellte auch gleich klar, daß es während der Lehrzeit keine Mädchengeschichten geben durfte. Ich war damals 15 und nahm die Anordnung gelassen hin. Die Welt war noch in Ordnung. Ich war jung und wollte ausgebildet werden. Für Mädchen hatte ich noch in reiferen Jahren Zeit.

In den ersten Wochen hatte ich kaum in der Backstube zu tun. Ich schippte fleißig Schnee und hackte im Stall Holz und flieh es auf. Froh war ich, wenn ich in der warmen Backstube am Nachmittag Bleche putzen, Backgeräte abwaschen, ausfegen und Holz heranschaffen durfte, denn draußen war es bitter kalt. Private Unterhaltungen während der Arbeit gab es nicht. Vom Gesellen und vom ersten Lehrling erfuhr ich, daß ich gehorsam und flink zu sein hatte. Gehorsam hatten mir meine Eltern beigebracht, aber die Flinkheit, die einen Bäcker auszeichnet, wurde mir bei mehreren Gelegenheiten auf strenge Weise erst beigebracht.

Zwei bis drei Stunden Holzhacken gehörten zum laufenden Tagespensum. Der Geselle erklärte mir, welches Holz für den Backofen das beste sei. Tannenholz gebe gleichmäßige Ober- und Unterhitze, und das sei für die Bäckerei entscheidend. Er

zeigte mir auch, wie man einen Holzseicht von einem Meter Länge am einfachsten spaltete. Er legte auf eine Aststelle die große Axt, und ich mußte mit dem großen Holzhammer auf die Axt schlagen. So teilte sich der Scheit ohne große Anstrengung. Für die Küche und die Zimmeröfen wurde auch anderes Holz genommen. Für das Nachheizen, wenn der Ofen nicht mehr genügend Hitze hatte, gab es die Sprösel, die auch lang, aber sehr dünn waren.

Das Holz kam vom Holzmarkt, der in der Nähe der Bäckerei abgehalten wurde. Markttag war donnerstags, und die Litauer brachten mit ihren Panjewagen reichlich Holz ins Memelland. Der Geselle durfte die Fuhrn besichtigen und bei günstigem Preis auch gleich den Kauf abschließen.

### Der Tag eines Bäckers

In aller Herrgottsfrühe wurden wir durch einmaliges Klopfen an der Tür durch den Meister geweckt. Sofort mußte das Licht angezündet werden, damit er die Bestätigung erhielt, daß wir ihn gehört hatten. In ein bis zwei Minuten waren wir angezogen und in der Backstube. Als erstes mußten wir hier unsere Hände bis über die Ellenbogen waschen. Darauf achtete der Meister eisern. Er hatte schon Wasser in die Beute, den Holztrög, geschüttet, und der Geselle rührte mit den Armen so an die zwei Zentner Teig an. Der erste Lehrling bereitete zugleich die Bleche vor und bedeckte die Bretter mit Tüchern. Inzwischen besprach der Meister mit dem Gesellen, was alles hergestellt werden sollte — und in welchen Mengen. Er führte genau Buch, was er täglich verkaufte, und zwar über Jahre hin, so daß er den Bedarf für einen Tag ziemlich genau kannte.

Faulenzen in der Backstube oder draußen — das gab es einfach nicht. Auch wenn man keine Anweisung erhielt, mußte man sich nützlich machen. Es war eine der Voraussetzungen für die Bewährung, daß man sich voll und ganz für den Betrieb einsetzte — ein Umstand, der einem in jedem Betrieb Nutzen bringt.

Im Backraum stand ein großes Holzfaß, in dem das Wasser für Küche und Bäckerei vorrätig gehalten wurde. Meine Aufgabe war, das Faß ständig bis zum Rand zu füllen und am Wochenende gründlich zu reinigen. Es enthielt 1000 Liter, und die Was-

serpumpe stand auf dem Hof. Das war eine harte Arbeit, die vollen Eimer zu schleppen und die leeren vollzupumpen, und ich war froh, wenn mir das Dienstmädchen mal half. Auch sie war mir übergeordnet, und ich hatte ihren Anordnungen in der Küche zu folgen.

Rief der Meister aber „Willi“, dann mußte ich alles stehen und liegen lassen und im Laufschrift zu ihm kommen. So prüfte er meine Reaktion und meinen Willen. Ich reichte ihm die lange Ofenkrücke, die halb aus Holz und halb aus Eisen war, wenn er die Glut nach vorn ziehen wollte, denn der Ofen hatte eine Tiefe von vier Metern. Nahm er die Krücke heraus, dann wurde der vordere Ofenteil mit Holz beschickt. Für den Ofen war nur der Meister zuständig, denn vom Heizen hing das Gelingen der verschiedenen Backwaren ab. Der Geselle durfte nur an den Ofen heran, wenn der Meister mal verhindert war.

Ich war der Stift und mußte bedingungslos gehorchen. Stets mußte ich dem Meister zur Verfügung stehen. Um 6 Uhr früh war es dann so weit. Die Glut wurde aus dem Ofen in einen eisernen Dämpfer umgefüllt. Der Dämpfer konnte mit einem Deckel luftdicht verschlossen werden, und die Glut erstickte. Die abgekühlte Holzkohle wurde in einen besonderen Raum entleert, und Schneider sowie auch Privathaushalte kauften sie für die Plätteisen, die damals noch nicht elektrisch betrieben wurden.

War die Glut aus dem Ofen entfernt, dann schleuderte der Meister die restliche Asche heraus. Die Schleuder bestand aus einem aufgetrennten Sack an einer langen Stange. Der Sack wurde mit Wasser getränkt, und der Meister schwenkte ihn im Ofen nach links und rechts. Die Abzüge waren geöffnet, und der ganz feine Aschen-



An der Szesze 1944

Der Juni bringt im Memelland die kürzesten Nächte, in denen leuchtend die Johanniskäfer fliegen, wenn sich warm ein heller Himmel über das Silberband der Szesze breitet. Das Wasser fließt leise dahin und riecht nach quellreiner Frische. Das Heu duftet so herrlich, wie nur frisches Heu duften kann. Die Kornfelder wogen in saftigem Grün. Die schwarzbunten Kühe grasen auf üppiger Weide; hin und wieder lassen sie ein tönendes Muhen hören. Heimatklänge, die man nicht vergißt! Johanninacht im Memelland! Die Jugend sprang durch das Johannfeuer, und die Verliebten reicheten sich die Hände. Wo sind die schönen Zeiten am Szeszestrand nur geblieben? Ilse Richter-Jonischkies

staub entwich in den Schornstein und damit ins Freie. Die Brüstung des Ofens und die Fußgrube wurden mit Besen und Handfeger gereinigt, die Abzüge wieder geschlossen und die Ofenlampe an die rechte Ofenecke gestellt. Jetzt war der Ofen backbereit.

Inzwischen hatten Geselle, Lehrling und zwischendurch auch der Meister das Feinbäck hergestellt: Schnecken, Hörnchen und anderes Hefegebäck, das mit Mohn, Marzipan oder einer Vierfruchtmarmelade gefüllt war. Das Gebäck war auf die Bleche gelegt und zum Gehen auf den Ofen geschoben worden. Wenn nun der Meister „ran“ rief, reichten ihm Geselle und Lehrling die Bleche. Dabei mußte man ganz vorsichtig sein. Stieß man mit dem Blech irgendwo an, dann fiel der gegangene Kuchen zusammen. Der Meister schimpfte. So ein Mißgeschick durfte einem nur einmal passieren...

Das Backen ging erstaunlich schnell. Links wurden fünf Bleche eingeschoben, gleich darauf rechts auch fünf. Nach einer weiteren Minute waren schon die ersten fünf Bleche fertig und mußten schnell herausgenommen werden. Gleich wurden fünf neue Bleche eingeschoben, und die anderen fünf Bleche waren gar. So ging alles in einem Affentempo. Die heißen Bleche wurden vom ersten Lehrling vom Schieber abgenommen. Der Geselle glasierte die heißen Kuchen sofort mit einer Glasur aus Puderzucker, Rosenwasser und einer Prise Hirschhornsalz.

Waren die Kuchen fertig, kamen Parnel und Semmel an die Reihe. Der Ofen hatte noch immer an die 800 Grad Hitze. Auf einem langen Schlagschieber wurden 40 — 50 Semmel aufgereiht, die der Meister, auf der linken Seite beginnend, einschob. Der vier Meter lange und nur acht Zentimeter breite Schieber glitt in des Meisters Händen in den Ofen hinein und kam wieder heraus — wie das Förderband in einer Fabrik. Zwischendurch mußte Dampf gemacht werden, damit die Brötchen Glanz bekamen. Das war ganz einfach. Der Meister goß mit einem Becher kleine Mengen Wasser in die linke Ofenecke, und dann wurde die Tür schnell geschlossen.

War dann der Ofen bis zur rechten Seite vollgeschoben, so war die linke Seite bereits fertig. Mit dem Schlagschieber nahm der Meister die Brötchen im Ofen auf, zog sie heraus, und von der Brüstung fielen sie in einen bereitstehenden Korb in der Fußgrube und kamen in den Laden.

Eine Semmel wog 45 — 50 g. Sie wurden im allgemeinen nicht gewogen, doch stand eine Waage bereit, und ab und zu mußten wir Lehrlinge überprüfen, ob wir auch das richtige Gewicht hatten. Mit der Zeit war man so geübt, daß man es in den Händen spürte, ob man ein Gramm zuviel oder zu wenig genommen hatte. Hier galt noch der Spruch:

Augenmaß und Handgewicht!

Alte Bäcker wiegen nicht!

Eine Teigteilmaschine gab es noch nicht. Die Teigstücke wurden mit der Hand vom großen Batzen abgetrennt, und mit beiden

Händen wurden die vier- bis sechsköpfigen Semmeln zugestoßen und auf ein mit einem Tuch bedecktes Brett gelegt und dann auf den Ofen zum Gehen geschoben.

Um 7 Uhr wurde der Laden geöffnet. Der Hof, der Marktplatz, ja der ganze Ort roch nach frischgebackenem Kuchen. Die Meisterin, ihre Tochter und die Oma bedienten im Laden. Auf Wunsch gab es für auswärtige Kunden, besonders an den Markttagen, auch Kaffee.

In der Backstube ging die Arbeit weiter. Fein- und Graubrote wurden fertig gemacht. Nach dem Gehen wurden sie in den Ofen geschoben. Wieder wurde Dampf gemacht, damit sie Glanz bekamen. Er wurde aber bald abgelassen, damit die „Kurst“ nicht platzte.

Jetzt erst bekamen wir unser Frühstück. Die Meisterin brachte uns auf dem Tablett frisches Gebäck, und das Dienstmädchen goß uns den Kaffee ein. Alles war reichlich bemessen.

Dann ging die Arbeit weiter. Die Backstube wurde für den nächsten Tag beschickt. In Säcken wurde das Mehl aus der Mehlkammer hereingebracht und mit der Hand in den Beuten gesiebt. Die Bleche wurden geputzt und eingefettet. Sauerteig mußte angerührt, Mohn gebrüht und durch die Mühle gequetscht werden. Zucker und Butter wurden aus den Vorratsräumen geholt. Wichtig war ja, daß die Zutaten sich bis zum nächsten Morgen der Temperatur der Backstube, die bis zu 60° ging, angepaßt hatten. Dann wurde die Backstube gesäubert.

Inzwischen war das Brot im Ofen fertig. Wiederholt war der Fortschritt geprüft worden. Man hielt das Brot an die Nase und schnupperte. Man klopfte mit der Faust leicht auf die Unterseite. Im Zweifelsfall legte man es auf die Waage und konnte am Gewicht feststellen, ob es gar war.

Gegen 9 Uhr kam der Friseurmeister ins Haus, um unseren Meister zu rasieren. Geiret trug einen stolzen Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart. Es wäre gegen seine Würde gewesen, sich von einem Figarolehrling rasieren zu lassen.

Waren die Brote heraus und die Backstube sauber, dann war es auch schon Zeit für das Mittagessen. Danach gab es eine Stunde Pause. Danach ging ich in den Stall, um wieder Holz zu spalten. Der Ofen wurde für den nächsten Morgen beschickt. Im hinteren Teil wurden die Scheiten mit dem Schieber kunstvoll über Kreuz geschichtet, vorn arbeitete man mit den Händen. Das vordere Holz holte man morgens heraus. Das hintere Holz wurde entzündet, indem man ein brennendes Stück Papier auf dem Schieber hineinschob. Nach dem Abendessen ging es zeitig in die Federn, denn der nächste Tag begann wieder zu nachtschlafener Zeit.

An Markt- und Sonntagen gab es einen anderen Rhythmus. Für den Markttag mit seiner vielen zusätzlichen Kundschaft begann die Arbeit bereits am Vorabend und lief bis zum Mittag des nächsten Tages durch. Nach dem Essen fiel man in sein Bett, um nach zweistündigem Schlaf schon

wieder geweckt zu werden. Die Sonntagsbäckerei begann nachts um 1 Uhr, und um 9 Uhr war alles fertig. Ab und zu wurden wir dann noch von der Meisterin in die Küche gerufen und mußten von ihr lernen, Nudeln zu machen. Der Laden war von 7 bis 10 Uhr geöffnet. Mit dem Läuten der Kirchenglocken kehrte Ruhe ein. Wir Lehrlinge säuberten unsere Stuben, bürsteten und bügelten unsere Anzüge und wurden um 12 Uhr in die gute Stube gerufen, wo die Mittagstafel für die Familie und für uns gedeckt war. Hier lernten wir auch die Tischsitten beachten.

Nach dem Mittagessen holten wir erst mal ein paar Stunden Schlaf nach. Ab 4 Uhr nachmittags etwa kam die Geselligkeit zu ihrem Recht. Wir flanierten durch den Ort oder fanden uns auf dem Sportplatz ein, wo Fuß- und Faustball eifrig betrieben wurden. Gern wären wir auch mal in eine Kneipe gegangen, aber das kam für Lehrlinge nicht in Frage. Nur mit dem Meister oder mit dem Vater konnte man ausnahmsweise mal mitgehen. Alkohol und Zigaretten waren für uns sowieso tabu. Am Abend mußten wir um 9 Uhr von der Straße sein. Erfahrung der Altgeselle davon, daß einer sich noch später herumgetrieben hatte, dann mußte man damit rechnen, nach den Innungsvorschriften die Lehrzeit um drei bis sechs Monate verlängert zu bekommen.

Bei mir war die Probezeit von vier Wochen erfolgreich abgelaufen. Mein Vater wurde herbestellt, damit der Lehrvertrag unterzeichnet werden konnte. Die Lehrzeit betrug 3 1/2 Jahre. Der Vertrag ging zur Handwerkskammer nach Memel und wurde in die Handwerksrolle eingetragen. Ab jetzt mußte ich dienstags und freitags die Fortbildungsschule besuchen. Es waren zwei Stunden Unterricht von 19 bis 21 Uhr, die von den Lehrern Hein und Hermann Jurkschat gehalten wurden. Einmal in der Woche durfte Pfarrer Strasdas eine Viertelstunde Religion unterrichten. Nach der Rückkehr aus der Schule mußte ich noch schnell das Hefstück in der Backstube machen, und dann ging es sofort ins Bett, denn als Bäckerlehrling war man müde und hatte immer zu wenig Schlaf.

So vergingen Tage und Wochen im gleichen Rhythmus. Kam der Markttag, dann mußten wir Lehrlinge zwei Verkaufsbuden auf den Marktplatz tragen und nach Marktschluß wieder auf den Hof bringen. Mit den rund fünfzig Wagen oder Schlitten, die die Produkte zum Markt brachten, gab es immer auch eine Menge Straßenschmutz. Wir Lehrlinge mußten nach dem Markt die Straße vor dem Grundstück des Meisters säubern. Das machte jeder Geschäftsmann so, denn eine öffentliche Straßenreinigung war nicht vorhanden. Den Pferdemit brachten wir mit einem Handwagen in den Stall; er wurde für den Garten benötigt genau wie der Schweinemist, den der Meister von den ständig vorhandenen vier Schweinen bekam. Diese mußten die in der Bäckerei anfallenden Reste an alten Kuchen und Broten in Fett und Fleisch verwandeln und waren in einem halben Jahr schlachtreif. Dann wurden sie an den Fleischer verkauft.

(Fortsetzung folgt)



## Haupttreffen der Memelländer in Hamburg am Sonntag, 25. Juni 1978

„Planten un Blomen“, Jungiusstraße  
Tor V, Halle 11, „Blauer Saal“

30 Jahre AdM



## Einen guten Rutsch ins Neue Jahr!

Wir grüßen unsere Leser und Mitarbeiter auf der Schwelle zum Neuen Jahre mit einem Winterbild aus dem Kirchdorf Coadjuthen. So etwas gab es nur im Memelland, möchte man ausrufen, wenn man diese lustige Gesellschaft auf der Dorfstraße sieht. Ein Pferdchen mit Schellen am Geschirr, dahinter ein gutes Dutzend Rodelschlitten zusammengebunden und bunt durcheinander mit Kindern und Erwachsenen bemannt, so ging es die glatte Chaussee entlang zum nächsten Rodelberg und anschließend bestimmt in eine gemütliche Gastwirtschaft mit bullerndem Kachelofen und dampfenden Punschgläsern. Aus solchen Erinnerungen schöpfen wir die Kraft, unverzagt auch nach 25jähriger Trennung der Heimat die Treue zu halten.

Heethoven-Adagio für Horn



### So war Coadjuthen einst

Zu einem Fest der Coadjuther Schütengilde sind auch Memeler Schützen in das schmucke Szieszedorf hinausgekommen. Saubere Häuser rahmen den Marktplatz ein. So war Coadjuthen einst. Wie es heute ist, schildert dieser Bericht.

Aufn.: Naubar

## Coadjuthen – einst und jetzt

Der rege Marktflücken **Coadjuthen**, Mittelpunkt des gleichnamigen Kirchspiels mit etwa 1200 Einwohnern, gehörte bis zum ersten Weltkrieg zum Landratsamt Tilsit, später zu Pogegen. Der Ort besaß einen Arzt, eine Apotheke, zwei Drogerien, zwei Bäckereien, eine Fleischerei sowie 13 Kaufläden mit Gastwirtschaften. Filialen der Kreissparkasse und der Raiffeisenkasse waren vorhanden.

Die aus Litauen kommende Schiesze fließt mitten durch den Ort, wo sie zum Mühlen- teich aufgestaut wird und dann ihren Weg nach Heydekrug nimmt; dort wird sie schiffbar.

Die erste Kirche des Ortes wurde 1568 unter Herzog Friedrich gebaut. Die heutige Kirche entstand 1733. Leider wurde sie von den Kommunisten ihres Turmes und der Glocken beraubt. Die letzten Pfarrer waren Bömeleit, Müller, Strasdas und Sziel. Die Alte Versammlung hielt ihre Zusammenkünfte bei Wilhelm Petereit und Bartat. Ein reges Vereinsleben blühte mit Schützenverein, Turnverein, Handwerkerverein, Frauenverein, Gesangverein und Orchesterverein. Der letzte Bürgermeister war Otto Brust, Amtsvorsteher Ernst Tramp. Die Schule war dreiklassig. Die letzten Lehrer waren Sprogies, Jurkschat und Frau Spingies. Ein Spritzenhaus, das 1830 entstand, war wegen Alters abgebrochen worden. Die Spritze war beim Kommandanten der Freiwilligen Feuerwehr Schmiedemeister Otto Wohlgemuth untergestellt.

Unter den Kaufleuten und Gastwirten sind zu nennen Naubur, Westphal, Puschwadt, Tramp, Klein, Freimann, Nelaimischkies, Quesseleit, Karpowitz, Bergner, Haupt, Kwauka. Butterhändler war Walter Brust. Von den etwa 45 Bauernhöfen waren die meisten um 50 Morgen groß. Die größte Besitzung umfaßte 120 Morgen, die kleinste 10 Morgen. Massivbau und Holzbau hielten sich die Waage. Es gab nur noch wenige Lehmhäuser. Zwei Drittel der Gebäude trugen Pfannendächer, der Rest Strohdächer.

Unter den Handwerkern sind zu nennen: Zementwarenwerkstätte H. Schiewe, die Tischler Voigt und Schulz, die Schlosser Pokallnischkies, Puplicks. Auch Stellmacher, Kürschner und Polsterer gab es. Etwa 10 Korchennester schmückten die Dächer. Eine Rasenbleiche war an der Schiesze vorhanden. Eine Lehmgrube wurde ausgebeutet. Ein Original war der Nachtwächter Abromeit, Dr. Lehmann genannt. Eine Windmühle wurde von F. Krüger betrieben, eine Wassermühle, die auch elektrisch betrieben werden konnte, besaß August Preugschat; er hatte ihr auch ein Sägewerk angegliedert. Nächste Eisenbahnstation war Stonischken. Autobusverbindung dorthin war vorhanden. Der Ort hatte ein eigenes Elektrizitätswerk und wurde später an das Überlandwerk angeschlossen. Bedeutend war ferner die Ziegelei.

Zur Litauerzeit setzten die Litauer bei den Landtagswahlen Militär gegen die erbitterte Bevölkerung ein. Eine litauische Privatschule wurde erbaut. Arzt und Apotheker waren Juden. Familie Dr. Vogelmann wurde in Skuodas erschossen. Eine andere jüdische Familie wanderte nach England aus. Nach der Wiedervereinigung wurden August Bajohr und Lehrer Trumpa verhaftet; letzterer verstarb im KZ. Nachdem der Ort schon im ersten Weltkrieg 1914 durch die Russen gelitten hatte (Fetting, Ulrich, Plogsties und Frau Breier kamen ums Leben), starben auch im zweiten Weltkrieg zahlreiche Einwohner.

Man spricht von etwa 150 Gefallenen und Vermißten, unter ihnen W. und S. Preugschat, H. und D. Spingies, Maurischat, Puschwadt, Naubur und Voigt. Robert Hein, Fritz Stauga, Prischmann, Brust und Preugschat dienten in der Wehrmacht als Offiziere. In der Landwirtschaft waren zahlreiche Belgier eingesetzt. Etwa 200 Evakuierte aus Berlin und Köln wurden aufgenommen. Bei der ersten Evakuierung des Ortes am 2. August 1944 kamen die Bewohner nach Hohenbruch. Sie kehrten Ende August zur Ernte zurück und flüchteten um den 8. Oktober 1944 erneut.

Am 11. Oktober 1944 rückten die Russen nach einem Panzergefecht in den Ort ein. Er wurde zunächst kaum zerstört, doch rich-

teten die litauischen Neusiedler dann bedeutende Zerstörungen an, indem sie nach und nach die unbewohnten Gehöfte abrisen und verheizten. Einige alteingesessene Familien, die auf der Flucht überrollt wurden, mußten nach Coadjuthen zurückkehren. Im März 1949 wurden die Familien Kestenus (4 Personen), Pieper (3 Personen) und Pokallnischkies (2 Personen) nach Sibirien verschleppt.

Coadjuthen ist heute sowjetisches Staatsgut. Die Ziegelei ist abgebrochen. Die Maschinen wurden fortgeschafft. Auch das Sägewerk wurde demontiert. In der Sowjetzone wohnen die Familien Kwauka und Kairies. Familie Fritz Freimann wanderte nach Australien aus. – Die Wassermühle von August Preugschat (im Familienbesitz seit 1909) ist schon sehr alt. Preugschat besitzt die Abschrift einer Urkunde aus dem Jahre 1753, mit der Friedrich der Große den Erbkaukontrakt der damals schon bestehenden Wassermühle genehmigte.

auch die wenigen Memelländer geachtet habe, die sich zu ihrer litauischen Herkunft bekannten und sich als Litauer fühlten. Verhaßt waren mir nur diejenigen, die je nach der Wetterlage vom Deutschtum zum Litauertum und umgekehrt umschwenkten. Heute wissen wir, daß das für ein Grenzland ganz natürliche Erscheinungen waren. Auch wir waren Menschen mit mancherlei Fehlern. Michel begegnete ich nach dem Kriege wieder, und es schien, als sei nun alles gut. Wir waren ja beide inzwischen älter geworden. Ich besuchte ihn nach meiner Ausreise als Spätaussiedler. Wir schrieben uns öfter. Dann mußte ich den Briefwechsel einstellen, weil er plötzlich Gedächtnisschwund bekam. Ich hatte ihn nämlich als Zeugen dafür angeben, daß ich Landtags- und Seimabgeordneter gewesen war. Aber er hatte ausgesagt, daran könne er sich beim besten Willen nicht erinnern... Auch so sind wir Memelländer.

Am Abend des 22. März 1939, als die deutschen Polizeiverbände bereits über Tilsit ins Memelland einrückten, fuhr ich zu meiner letzten Seimsitzung nach Kowno – als einziger von uns dreien. Am 23. März verabschiedete ich mich vom Seimpräsidenten. „Kann sein, daß wir euch Memelländer nicht richtig verstanden haben“, sagte er bedauernd. Wenn sie uns wenigstens heute verstehen würden!



**Paul Krohnert am Steuer**

Autoverkehr im Memelland – Anno 1920. Dieses reizvolle Bild danken wir unserem Landsmann Paul Krohnert aus 20 Collingsgrove Rd. West Hill, Ontario, Canada. Vor der mechanischen Werkstatt von M. Puppliks in Coadjuthen (er stellt sich links mit Motorrad vor) parkt ein damals hochmodernes Auto, an dessen Steuer Paul Krohnert sitzt. Krohnert, dessen Schwester Ida in Elmshorn wohnt, fabriziert Stahltanks für den Transport von Milch und Chemikalien. Er gehört einer Internationalen Brüderschaft evangelischer Geschäftsleute an, die mit Flugzeugen Gruppenreisen durch die ganze Welt unternehmen, um das „volle Evangelium“ durch Wort und Tat zu verbreiten.

mehrere Tage in Anspruch. Hier war ich nicht unbeteiligter Zuschauer eines Dramas — hier war ich selbst lange genug Mitleidender gewesen. Vielleicht gerade deshalb fürchteten besonnene litauische Abgeordnete, ich könnte mich zu sehr ereifern. Sie baten mich, in dieser Angelegenheit am besten zu schweigen und es ihnen zu über-

Der 7. November 1938 brachte die letzte Sitzung des 5. Memelländischen Landtags nach dreijähriger Legislaturperiode. Die vorangegangenen Sitzungen waren nicht mehr schön gewesen. Sie waren vom Zuhörer-raum beherrscht worden. Wie dumm diese bestellten Schreihäule aus memeldeutschen Reihen waren, dafür ein Beispiel. Zusammen

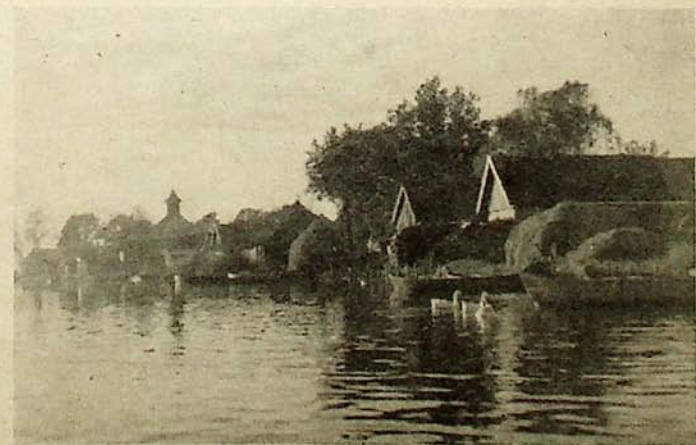
wohnte, ohne mein Wissen einen eigenen Fackelzug anberaumt. Als ich aus Memel mit dem Rad nach Hause fuhr, hielt mich Gastwirt Otto Krebs aus Baugstkorallen an und fragte mich, warum ich denn nicht auch beim Plickener Fackelzug sei. Als ich wahrheitsgemäß antwortete, ich hätte davon



**Land der Stille**

Wenn Ostpreußen im allgemeinen als Land der Stille bezeichnet wird, so traf dieser Begriff in besonderem Maße auf die stillen Fischerdörfer im Delta des Memelstromes zu. Auch hier — auf der Festlandseite — trugen die Fischerkähne den Kurenwimpel.

Aufn.: Dr. Laaser



**Im Delta des Memelstromes**

In den Dörfern des Memeldeltas waren die Mündungsarme oftmals zugleich die Dorfstraßen. Die stimmungsvolle Aufnahme stammt aus Inse.

Aufn.: Dr. Laaser

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. Monatlicher Bezugspreis durch die Post 1,20 DM zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. · Verlagsort: Oldenburg (Oldb).



1 V 4694 D  
Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 35 Dpf., Familienanzeigen 30 Dpf., Suchanzeigen 10 Dpf. — Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14.

113. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 5. Juni 1962

Nummer 11



LANDSCHULHAUS ALTWEIDE b/ COADJUTHEN.

## Zum Pfingstfest gehört frisches Birkengrün

Erinnern wir uns noch daran, wie zart und jung zumeist das Birkengrün unserer Heimat zu Pfingsten war? Wie verhalten, wie scheu entfaltete sich bei uns die Natur nach einem langen und kalten Frühjahr! Wie teuer waren uns darum die lichtgrünen Birkenreiser, mit denen wir verschwenderisch unsere Wohnungen schmückten, daß ihr herber Duft uns bis in die Träume begleitete! Die Pfingstbirke auf unserem Titelbild steht vor dem kleinen Landschulhaus in Altweide bei Coadjuthen — unweit der litauischen Grenze. Sie will uns alle zum Feste grüßen und uns davon erzählen, wie schön es bei uns im Memelland war — und wie schön es wieder sein wird, wenn wir einmal in eine freie Heimat heimkehren dürfen.

Aufn.: Marg. Boysen-Regehr



# Über 1000 Memelländer auf dem Kirchentag in Bochum

Tränen während des memelländischen Gottesdienstes in der Trinitatis-Kirche mit  
Generalsuperintendent Obereigner und den Pfarrern Butkewitsch und Klumbies

Ein machtvolles Bekenntnis zur alten Heimat, zur gewohnten Sitte und vor allem zum christlichen Glauben war der Evangelische Kirchentag der Memelländer am Sonntag, dem 27. Mai, in Bochum-Riemke. Weit über 1000 Memelländer aus allen Teilen der Bundesrepublik und West-Berlins vereinten sich zu zwei festlichen Gottesdiensten und zu einer Kundgebung im Lutherhaus, die im Zeichen des Gedenken an die in der Heimat zurückgehaltenen christlichen Brüder und Schwestern stand.

MD. Bochum-Riemke, Ende Mai (Eig. Ber.)

In Bochum wurde ein Beispiel gegeben. In einer Zeit, in der aus vielen Memelländgruppen Alarmrufe über sinkende Mitgliederzahlen, Interessellosigkeit und mangelnde Mitarbeit kommen, in der sich also gewisse Ermüdungserscheinungen in der Gruppenarbeit nicht mehr leugnen lassen — strömten im Kohlenpott an einem gewöhnlichen Sonntag, der noch nicht einmal in den Ferien lag, weit über tausend Memelländer zusammen, um auf heimatische Weise den Gottesdienst zu feiern und anschließend auf einer machtvollen Kundgebung für ein freies und christliches Memelland zu demonstrieren.

Das „Wunder von Bochum“ ist nicht leicht zu erklären. Der Kirchentag der Memelländer, der dritte und größte seiner Art, versprach keine Sensationen. Es war nur bekannt, daß es dem Organisator, dem aus dem volksmissionarischen Dienst hervorgegangenen Pastor Gustav Butkewitsch, gelungen war, den ehrwürdigen alten Generalsuperintendenten Obereigner von seinem Ruhe-sitz in Bosau (Schleswig-Holstein) nach Bochum zu rufen. Weiter war bekannt, daß Pfarrer Martin Klumbies, ein von den zurückgebliebenen Landsleuten ordinerter Laienprediger, der bis vor drei Jahren noch unter den Russen im Memelland amtiert hatte, ein Referat über die memelländische Kirche unter den Sowjets halten würde.

Weiter muß festgehalten werden, daß der Kirchentag keine von unserer Heimatorganisation geplante oder durchgeführte Veranstaltung war. Er verdankt sein Zustandekommen einem kleinen privaten Organisationskomitee, dessen Motor der schon erwähnte Pastor Butkewitsch ist. Er ist einer der führenden Männer des memelländischen Zusammenschlusses im Ruhrgebiet und war lange Zeit Vorsitzender der Bezirksgruppe Nordrhein-Westfalen und Mitglied des AdM-Vorstandes. Seine Einsatzfreude, seine undoktrinäre Arbeitsweise, seine vielleicht nicht ganz einfache persönliche Art brachten es mit sich, daß er innerhalb unserer Organisation wiederholt in Schwierigkeiten geriet und sich schließlich darauf beschränkte, seiner Bochumer Memelländgruppe vorzustehen. Für einen tüchtigen Mann aber bietet sich überall ein Arbeitsfeld. Butkewitsch war einer der ersten, der warnend die Stimme erhob, unsere Memelländgruppen nicht zu Geselligkeitsvereinen, zu Kaffee- und Tanzkränzchen abzuwerten. Und er gab in Bochum das Beispiel. Er sammelte die Glieder seiner Plaskener Heimatgemeinde zu kirchlichen Treffen, und er führte, als man ihm sagte, das gehe nur im kleinen Rahmen einer einzigen Kirchengemeinde, Kirchentage für alle evangelischen Memelländer durch. Das Echo, das seine

ständig wachsenden Veranstaltungen finden, beweist, daß er auf dem rechten Wege ist.

## 800 Memelländer beim Gottesdienst

Es ist ein schöner Brauch, die Heimattreffen der Memelländer mit einem gemeinsamen Kirchgang einzuleiten. Wir haben auf mehreren Großtreffen der Memelländer an solchen Gottesdiensten teilgenommen und wissen daher, daß sie meistens schwach besucht sind. In Bochum war das anders. Hier gab es gleich zwei Gottesdienste hinter einander: einen Frühgottesdienst um 8 Uhr und einen Hauptgottesdienst um 10 Uhr. Und hier wurden mehr als 800 Memelländer als Teilnehmer der Gottesdienste gezählt. So etwas hat es bisher noch nicht gegeben.

Schon der Frühgottesdienst war gut besucht, besonders von den Bochumer Memelländern, die gespannt waren, den Gast des Nachmittages, den Heydekruger Pfarrer Klumbies, zu hören. Er brachte zum Ausdruck, wie jeder Christ in der kommunistischen Heimat von einem gewissen Sendungsbewußtsein erfüllt gewesen sei, und sein Ruf erging an alle Landsleute, diesen Sendungseifer auch hier im Westen zu zeigen, wo der Glaube zwar nicht durch staatliche Gottlosenpropaganda, aber durch

Sattheit und Profitdenken gefährdet werde. Jeder sei berufen ein Bote Gottes zu sein.

Der Hauptgottesdienst in der voll besetzten Trinitatis-Kirche kann als der Höhepunkt des Bochumer Kirchentages bezeichnet werden. Zwar war der Rahmen der modernen Riemker Kirche den aus allen Himmelsrichtungen zusammengeströmten Memelländern zunächst etwas fremd. Aber als dann unter Glockengeläut die drei memelländischen Pfarrer einzogen, gefolgt von den Männern des Vorbereitungsausschusses, da ergab sich ein Bild, wie wir es aus unserer Heimat von großen kirchlichen Festen kannten. Pfarrer Klumbies diente in der Eingangsliturgie, Pastor Butkewitsch in der Schlußliturgie. Schon beim Einzug der Geistlichen weinten viele Landsleute, Männer wie Frauen, überwältigt von der Rührung, in heimatischem Kreise und auf heimatische Weise Gott die Ehre zu geben und ihm für alle glückliche Führung in den Jahren der Flucht und der Heimatlosigkeit zu danken.

Generalsuperintendent Obereigner fand vor diesem Forum die rechten Worte. In der Welt der Heimatlosigkeit und der Unsicherheit dürften wir uns als Kinder Gottes nicht der Traurigkeit überlassen. Wir seien zum ewigen Leben berufen, und deshalb seien wir in dieser Welt allein zum Lobe Gottes da. Der Mensch sei schwach und daher geneigt, sich einem Leben der Schläffheit und des Vegetierens zu überlassen. Wir würden immer sinkende Petrusse bleiben, weil wir unter dem Erbe Adams zu dulden haben. Trotzdem dürften wir nicht verzweifeln, weil Gott uns immer wieder aus den Wellen, die uns umtoben, zu sich emporhebe. Der Kirchenchor und die Posaunenbläser von Riemke verschönerten diesen Gottesdienst wie auch die spätere Kundgebung mit ihren Chorälen.

## Grüße aus der Sowjetzone

Weit über 1000 Landsleute füllten den großen Saal des Lutherhauses in Riemke, als Pastor Butkewitsch als der Vor-



## Generalsuperintendent Obereigner im Lutherhaus

Unser Photograph fing den Beginn der Kundgebung im Riemker Lutherhaus in Bochum ein. Am Rederpult steht Generalsuperintendent Obereigner, während wir am Tische von links nach rechts sehen: Franz Eiert-Bochum vom Vorbereitungsausschuß des Kirchentages, Hermann Waschkes als Vertreter des Heimatkreises Heydekrug, Pastor Butkewitsch, den Initiator der Kirchentage, Pfarrer Martin Klumbies, bis 1959 in Heydekrug, Bürgermeister Claus-Bochum. Aufn.: H. Lohoff-Bochum

## KATYČAI - Coadjuthen

Eine Chronik- Auszug aus einer litauischen Enzyklopädie

Coadjuthen liegt 23 km von der Kreisstadt Heydekrug entfernt und ist das landwirtschaftliche Zentrum der ganzen Umgebung. Eine Mühle, Schneidemühle, verschiedene Handwerksbetriebe, öffentliche Einrichtungen, ein Landambulatorium, eine Apotheke eine 8 klassige Schule, Kindergarten, Kulturhaus, Bibliothek und Einkaufszentren schaffen den Angestellten und Arbeitern Arbeit und angenehme Lebensbedingungen. *Die Häuser haben ein eigenes Straßensystem.*

Durch den Ort fließt die Sziesze. Von Coadjuthen führen Straßen in das samaitische Neustadt, nach Heydekrug und Stonischken. In der Nähe Coadjuthens bei Ackmonischken liegt ein Schloßberg. Etwa 3 km entfernt, an dem Coadjuthen- Meischlauker Weg, liegt ein aufgeworfener 750 m langer bogenförmiger Wall, eine aus dem 16. bis 17. Jahrhundert verbliebene angelegte Befestigung. (Wir nannten sie Schwedenschanze)

Historische Quellen weisen aus, daß 1451 bis 85 der Ort Coadjuthen schon vorhanden war. Er gehörte damals noch zu Jurberkas. (ursprünglich Georgenburg)

Nicht weit ab von Coadjuthen ging die im Melner Friedensvertrag 1422 festgelegte Grenze zwischen Litauen und dem Kreuzritterorden. 1533 ergriff Preußen das Land Coadjuthen und gab es trotz der Proteste der Königin Bona und des Königs Sigismund des Älteren nicht wieder heraus. Ab 1555 gehörte es endgültig zu Preußen. Von 1555 bis 1945 nannte sich der Ort nach deutschen Dokumenten Coadjuthen.

Ende des 16. Jahrhunderts hatte Coadjuthen schon eine Kirche und einen Wochenmarkt.

Auf der Landkarte von J. Partancijus vom Jahre 1573 wird die Coadjuther Burg bescheinigt.

Im 18. Jahrh. lebten hier schon viele Händler. Es hatte sich ein großer Markt entwickelt. *Ende des 18. Jahrhunderts entstand eine Pfarrschule.*

Pest und Cholera rafften Anfang des 18. Jahrh. einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung dahin. An ihre Stelle wurden deutsche Kolonisten hereingerufen. Es waren zumeist Leute, die ihres Glaubens wegen verfolgt wurden. 1861 machten sie 80 % der Bevölkerung aus.

1905 hatte das Städtchen 882 Einwohner, unter ihnen 263 Litauer. Ab 1924 gehörte es zum Kreis Pogegen.

Nach dem Großen Vaterländischen Krieg waren die Bourgeoisie und die Nationalsozialisten verschwunden.

Der erste Vorsitzende des neuen Verwaltungskomitees wurde k. Rinkus.

Anmerkung: Dieses ist eine Übersetzung aus dem Litauischen nach 1945. Ich will später versuchen noch einiges aus der deutschen Chronik, soweit wir es in der Schule gelernt haben, einzufügen.

# Ein schönes Wochenende in Coadjuthen

## Auf dem Weg nach Hause vorbei an den Häusern von Kwauka, Pukalnischkies und Gindler

Die ganze Woche schon wartet Hella sehnsüchtig auf den Sonnabend, denn diesen Sonntag will sie bei den Eltern verbringen. Hella ist in Tilsit im Pensionat, um die Schule zu besuchen. Sie kommt nur in den Ferien und ab und zu an einem Sonntag nach Hause.

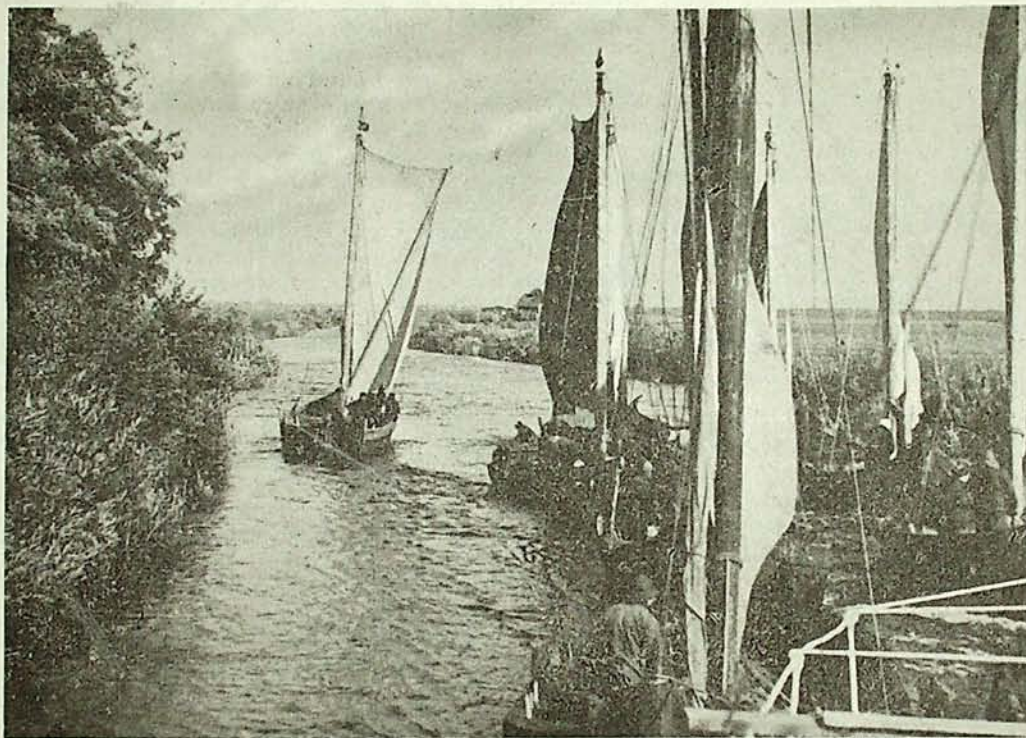
„Endlich“, sagt Hella eines Morgens, als sie die Augen aufmacht, „endlich ist es Sonnabend.“

Die fünf langen Stunden in der Schule wollen gar nicht vergehen. Da die oberen Klassen schon nach Hause gegangen sind, muß Hella läuten. Alle Augenblicke sieht sie nach der Uhr und überlegt sich, ob die Lehrerin es wohl merken würde, wenn sie die Klingel heute schon früher in Bewegung setzt. So groß die Versuchung auch ist, Hella nimmt sich zusammen und hält bis zum Schluß aus, um dann im Sturmschritt das Pensionat zu erreichen und nach dem Essen zum Bahnhof zu eilen.

Dort steht schon der Zug in Richtung Heydekrug—Memel fahrbereit. Hella hat einen Fensterplatz erwischt und genießt, sobald der Zug die Stadt verlassen hat, den herrlichen Ausblick. In Gedanken weilt sie auf dem Schloß, das sie auf einem Berge hinter der Stadt entdeckt hat. Dort ist ja auch die neue Kirche, am anderen Ende die litauische und die Ordenskirche. Erstere hat einen Zwiebelturm, über den Hella sich immer wieder wundern muß. Von dem Turm der Ordenskirche kann man weit ins Land hinausblicken.

„Fräulein, was ist das für ein Fluß?“ fragt ein mitreisender Nachbar das Mädchen. Hella blickt ihn erstaunt an. Ist es denn möglich, daß man es nicht wissen könnte? „Die Memel ist das, und was da hinten so silbern aufglänzt, ist die Luisenbrücke.“

Langsam entschwindet das schöne Tilsit ihren Blicken. Links und rechts dehnen sich die Memelwiesen. Am Gut Baubeln donnert



Romantische Heimat: Die Sziesze bei Coadjuthen

der Zug vorbei und bringt die Reisenden schon nach kurzer Weile nach Pogege. Putzig sieht neben der langen Wagenreihe des Zuges die Kleinbahn aus, die hinter dem Bahnhofsgebäude angeschnauft kommt, um nach Willkischken und Wischwill zu fahren. IKB — steht auf der asthmatisch pustenden kleinen Lokomotive und übermütige Schüler haben sich diese Buchstaben als „ich kippe bald“ ausgelegt. Vorbei an Jeksterken und Rucken fährt die Bahn, und bald ist auch Hellas Station Stonischken erreicht.

Hell scheint die Julisonne auf das Mädchen, das sich auf den langen Fußmarsch

nach Hause in Bewegung setzt. Es geht an der Post vorbei und weiter zum Kaufhaus Hauptmann, das an der Ruckener Ecke steht. Die Straße führt dann auf weite Kornfelder hinaus, die schon zum Gut Pakamohnen gehören, welches auch bald mit dem davor liegenden Wäldchen in Sicht kommt. Dann biegt der Weg nach Kaszemeken ab. Hellas Gedanken fliegen auf diesem Wege nach Mickut-Krauleiden, wo Opa und Oma Müller jetzt in ihrer Veranda sitzen mögen.

Und während sie diese Gedanken ausspinnt, ist Hella auch schon nach Neustubbern gewandert und nickt der niedlichen, kleinen Postagentur zu, die schräg gegenüber der Gastwirtschaft Schenk ein behagliches Leben führt. Ebenso freundlich wird die Matz-Stubberer-Schule begrüßt, und nachdem Hella Uigschen passiert hat, wird ihr fast jeder Baum vertraut. Es ist ja nicht mehr weit nach Coadjuthen, ihrem Heimatort.

Aus einer Gruppe von Bäumen ragt die Turmspitze der Kirche hervor. Wie ein

silbernes Band schlängelt sich die Sziesze durch das Dorf. Auf einem Hügel drehen sich die Flügel der Krügerschen Windmühle. Ja, — hier ist Hella zu Hause, und mit fröhlichem Gesicht eilt sie am ersten Friedhof vorbei, vorbei an den Häusern von Kwauka, Pukalanischkies und Gindler, die dort spielenden Kinder herzlich grüßend. Natürlich geht sie über den nächsten Friedhof an der Kirche. Frau Glöckner Krüger schmückt den Altar für den morgigen Gottesdienst, während die Schwestern Harder dabei sind, die Gänge und Gräber des Friedhofes in Ordnung zu bringen.

Dann liegt der Marktplatz vor Hella. Sie denkt an die Zeit zurück, als sie noch hier zur Volksschule ging. Am Donnerstag war immer viel Leben und Treiben auf dem Platz. Von weit und breit, auch von jenseits der Grenze, kamen viele zum Wochenmarkt. In den Markthallen standen die Fleischer, gegenüber die Käse- und Bäckerstände. Was alles konnte man an solchen Tagen kaufen: Schlorren und Gänserumpel, Gurken und sonstiges Gemüse, Gänse, Beigel — alles was man sich nur wünschen konnte. Durch all dieses Getümmel ging Dr. Lehmann, der alte Nachtwächter, klingelte mit seiner Glocke und rief die neuesten Bekanntmachungen aus.

Dies alles geht Hella durch den Sinn, als sie vom Kirchhofstor auf den Markt hinunterblickt. Die Läden dort sind schon geschlossen; nur Bäcker Detlefs Schornstein raucht noch. Nachdem Hella noch einige alte Bekannte begrüßt hat, beschleunigt sie ihre Schritte, denn schon kann sie das Elternhaus sehen, wo die Mutter aus dem Fenster nach ihrer Tochter ausschaut. Freudig wird die Heimkehrerin begrüßt, und selbst Wotan, der Hund, beteiligt sich am allgemeinen Familienglück.

Nach vielem Erzählen legt man sich früh zur Ruhe, denn am morgigen Sonntag will Hella einen Ausflug in die schöne Umgebung unternehmen. Vielleicht geht sie zum Mühlenteich, in dem es sich so herrlich baden läßt, vielleicht aber auch macht sie einen Spaziergang nach Akmonischken, zur Kruschdaup oder zum Schwedenberg. Es wird ein herrlicher Tag werden — morgen

„Es ist doch nirgends so schön wie zu Hause“, denkt Hella noch, bevor sie einschläft und aus diesem glücklichen Gefühl heraus faltet sie die Hände.

Aus dem Tagebuch von Frieda Brust

## Nachtragsseiten für den Band "Coadjuthen-Katyčiai "

17.6.2005 H.E.v.K.

Zum Einlegen nach Seite 2

### Nachtrag zum Inhaltsverzeichnis "Coadjuthen-Katyčiai"

**zusätzliche Seiten, nachträglich eingefügt in das fertige Buch nach Seite**

<b>18</b>	<b>Coadjuthen 1400 - 1849</b> aus "Kalba ir Krašta 1933" übersetzt von Eva Maria Kestenus	<b>2 Seiten</b>
<b>20</b>	<b>Die Coadjuther Kirchenchronik 1568 - 1934</b> von Fritz Puschwad, aus MD-Grenzgarten vom 6.5.1934	<b>18 Seiten</b>
<b>156</b>	<b>Kalnuggen 1951</b> aus dem Memeler Dampfboot Nr 8/1951	<b>1 Seite</b>
<b>172</b>	<b>Die Wiedereinweihung der Kirche in Coadjuthen 1994</b> von Eva Maria Kestenus aus Coadjuthen, jetzt in Gehrden	<b>2 Seiten</b>

Die Nachtragsseiten sind beschnitten und können so einfach nach der angegebenen Seite in das vorhandene Buch eingeklebt werden, ohne daß sie überstehen.

## Wochenende in Coadjuthen

Die ganze Woche schon wartet Hella sehnsüchtig auf den Sonnabend, denn diesen Sonntag will sie bei den Eltern verbringen.

Hella ist in Tilsit im Pensionat, um die Schule zu besuchen. Sie kommt nur in den Ferien und ab und zu an einem Sonntag nach Hause. — „Endlich“, sagt Hella eines Morgens, als sie die Augen aufmacht, „endlich ist es Sonnabend.“ — Die fünf langen Stunden in der Schule wollen gar nicht vergehen. Da die oberen Klassen schon nach Hause gegangen sind, muß Hella läuten. Alle Augenblicke sieht sie nach der Uhr und überlegt sich, ob die Lehrerin es wohl merken würde, wenn sie die Klingel heute schon früher in Bewegung setzt. So groß diese Versuchung auch ist, Hella nimmt sich zusammen und hält bis zum Schlusse aus, um dann im Sturmschritt das Pensionat zu erreichen und nach dem Essen zum Bahnhof zu eilen.

Dort steht schon der Zug in Richtung Heydekrug-Memel fahrbereit. Hella hat einen Fensterplatz erwirbt und genießt, sobald der Zug die Stadt verlassen hat, den herrlichen Ausblick. In Gedanken weilt sie auf dem Schloß, das sie auf einem Berge hinter der Stadt entdeckt hat. Dort ist ja auch die neue Kirche, am anderen Ende die litauische und die Ordenskirche. Erstere hat einen Zwiebelturm, über den Hella sich immer wieder wundern muß. Von dem Turm der Ordenskirche kann man weit ins Land hinausblicken.

„Fräulein, was ist das für ein Fluß?“ fragt ein mitreisender Nachbar das Mädchen. Hella blickt ihn erstaunt an. Ist es denn möglich, daß man es nicht wissen könnte?

„Die Memel ist das, und was da hinten so silbern aufglänzt, ist die Luisenbrücke.“

Langsam entschwindet das schöne Tilsit ihren Blicken. Links und rechts dehnen sich die Memelwiesen. Am Gut Baubeln donnert der Zug vorbei und bringt die Reisenden schon nach kurzer Weile nach Poregen. Putzig sieht neben der langen Wagenreihe des Zuges die Kleinbahn aus, die hinter dem Bahnhofsgebäude angeschnauft kommt, um nach Willkischken und Wischwill zu fahren. IKB — steht auf der asthmatische pustenden kleinen Lokomotive und übermüdete Schüler haben sich diese Buchstaben als „Ich Kippe Bald“ ausgelegt.

Vorbei an Jeksterken und Rucken fährt die Bahn, und bald ist auch Hellas Station Stonischken erreicht. Hell scheint die Julisonne auf das Mädchen, das sich auf den langen Fußmarsch nach Hause in Bewegung setzt. Es geht an der Post vorbei und weiter zum Kaufhaus Hauptmann, das an der Rukener Ecke steht. Die Straße führt dann auf weite Kornfelder hinaus, die schon zum Gute Pakamohnen gehören, welches auch bald mit dem davor liegenden Wäldchen in Sicht kommt. Dann biegt der Weg nach Kaszemeken ab.

Hellas Gedanken fließen auf diesem Wege nach Mickut-Krauleiden, wo Opa und Oma Müller jetzt in ihrer Veranda sitzen mögen. Und während sie diese Gedanken ausspinnst, ist Hella auch schon nach Neustubbern gewandert und nickt der niedlichen, kleinen Postagentur zu, die schräg gegenüber der Gastwirtschaft Schenk ein behagliches Leben führt. Ebenso freundlich wird die Matz-Stubberer Schule begrüßt, und

nachdem Hella Uigschen passiert hat, wird ihr fast jeder Baum vertraut. Es ist ja nicht mehr weit nach Coadjuthen, ihrem Heimatort.

Aus einer Gruppe von Bäumen ragt die Turmspitze der Kirche hervor. Wie ein silbernes Band schlingelt sich die Sziesze durch das Dorf. Auf einem Hügel drehen sich die Flügel der Krügerschen Windmühle.

Ja, — hier ist Hella zu Hause, und mit fröhlichem Gesicht eilt sie am ersten Friedhof vorbei, vorbei an den Häusern von Kwauka, Pukalnischkies und Gindler, die dort spielenden Kinder herzlich grüßend. Natürlich geht sie über den nächsten Friedhof an der Kirche. Frau Glöckner Krüger schmückt den Altar für den morgigen Gottesdienst, während die Schwestern Harder dabei sind, die Gänge und Gräber des Friedhofes in Ordnung zu bringen.

Dann liegt der Marktplatz vor Hella. Sie denkt an die Zeit zurück, als sie noch hier zur Volksschule ging. Am Donnerstag war immer viel Leben und Treiben auf dem Platz. Von weit und breit, auch von jenseits der Grenze, kamen viele zum Wochenmarkt. In den Markthallen standen die Fleischer, gegenüber die Käse- und Bäckerstände. Was alles konnte man an solchen Tagen kaufen: Schlorren und Gänserumpel,

Gurken und sonstiges Gemüse, Gänse, Beigel — alles, was man sich nur wünschen konnte. Durch all dieses Getümmel ging Dr. Lehmann, der alte Nachtwächter, klingelte mit seiner Glocke und rief die neuesten Bekanntmachungen aus.

Dies alles geht Hella durch den Sinn, als sie vom Kirchhofstor auf den Markt hinunterblickt. Die Läden dort sind schon geschlossen, nur Bäcker Detlefs Schornstein raucht noch. Nachdem Hella noch einige alte Bekannte begrüßt hat, beschleunigt sie ihre Schritte, denn schon kann sie das Elternhaus sehen, wo die Mutter aus dem Fenster nach ihrer Tochter ausschaut. Freudig wird die Heimkehrerin begrüßt, und selbst Wotan, der Hund, beteiligt sich am allgemeinen Familienglück.

Nach vielem Erzählen legt man sich früh zur Ruhe, denn am morgigen Sonntag will Hella einen Ausflug in die schöne Umgebung unternehmen. Vielleicht geht sie zum Mühlenteich, in dem es sich so herrlich baden läßt; vielleicht aber auch macht sie einen Spaziergang nach Akmonischken, zur Kruschdaup oder zum Schwedenberg. Es wird ein herrlicher Tag werden — morgen!

„Es ist doch nirgends so schön wie zu Hause“, denkt Hella noch, bevor sie einschläft und aus diesem glücklichen Gefühl heraus faltet sie die Hände.

Aus dem Tagebuch von Frieda Brust.

## In Natal beginnt jetzt der Frühling

Kürzlich konnten wir unseren Lesern Grüße von Frau Anna Kittel, Frau des in Königsberg vermißten Memeler Justizbeamten Herbert Kittel, ausrichten, die mit dreien ihrer Kinder nach Natal (Südafrika) ausgewanderte. Jetzt haben wir von ihr einen ausführlichen Brief erhalten, der so interessant ist, daß ihn alle Leser mit Interessen zur Kenntnis nehmen werden.

„Liebes Dampfboot! Ich kann Dir kaum sagen, wie glücklich ich durch Deinen ersten Besuch in meiner jetzigen Heimat gewesen bin. Mein Bruder, der sicher auch noch manchen Memelern bekannt sein dürfte, wanderte 1935 nach Südafrika aus. Auch er hat wie ich sechs Kinder. Mit seiner tüchtigen Frau zusammen hat er sich eine schöne Farm erarbeitet. Nun hat er mir und meinen drei jüngsten Kindern Ellen, Karin und Peter eine Heimat gegeben und uns die Ueberfahrt ermöglicht. Ich bin nun schon drei Monate hier und bin sehr glücklich, hoffe ich doch, daß meine drei ältesten Söhne mit ihren Familien bald nachkommen werden.“

Jetzt im September beginnt hier der afrikanische Frühling. Doch auch im Winter waren hier viel blühende Bäume, Sträucher und Blumen, außerdem die herrlichen Früchte, die wir täglich aus eigener Ernte essen dürfen: Apfelsinen, Mandarinen, Ananas und verschiedene andere Arten, die man in Deutschland nicht kennt. Gemüse gibt es hier wie to Hus, allerdings die Kartoffeln nicht in solchen Mengen, denn sie halten sich nicht. Es gibt auch keine Keller hier, und der Kühlschrank wäre nicht geeignet...

Im weiten Umkreis leben hier deutsche Farmer. Am Sonntag fährt man mit dem Auto, das jeder Farmer haben muß, zur Kirche und nachmittags an den Strand am Indischen Ozean. Ach, ich denke dabei an die schönen Jahre, die wir in Försterei verleben durften. Dort sind ja auch unsere beiden Töchter geboren. Doch der Strand ist hier fast noch schöner: alles beieinander — weißer Sand, grüne Flächen zum Lagern, schrecklich salziges Ozeanwasser und ein Fluß-

chen mit Süßwasser, das ins Meer mündet. Herrliche kleine Häuschen sind vom Strande aus sichtbar.

Der weiße Mann ist hier der Herr (Baas), der Schwarze der Arbeiter. Doch die Kaffern sind so dumm und faul, daß der Weiße alles können und verstehen muß. Bei Regenwetter, das es im Sommer recht viel gibt, rührt sich kein Neger heraus. Drei Schwarze schaffen kaum das, was ein Weißer leistet.

Jetzt grüße ich alle lieben Freunde aus unserem lieben Memelland.

Frau Anna Kittel mit Kindern.“

### Lieber Memeler Dampfboot!

„Zuch“ — nicht so ganz im Dunkeln ...

„In Nr. 14 brachten Sie das nette, memelländische ABC. Diese Mundart ist tatsächlich nur den echten Memeler Bowkes bekannt. So manch einer von der Sorte wird hier beim Lesen geschmunzelt haben. Auch ich bin ein echter Bommelunter Jung, der seine Jugend auf der „Busche“ (mit weichem „sch“) verbracht hat. Wer von den Memelern kann mir diesen Ausdruck für Memels nördliche Vorstadt erläutern? Als letzte Vokabel brachten Sie das Wort „Zuch. Nun, diese sonderbare Mundartform liegt nicht so ganz im Dunkeln. Die Litauer kennen z. B. das H nicht. Sie sprachen es wie „ch“ aus und sagten u. a. „zu chause“. Diese zwei Worte kürzten die Memeler Bowkes ab, woraus denn das Wort „Zuch oder Zuchen“ entstand“, schreibt uns Willi Kiupis, Axstedt 32, Kreis Wesermünde, früher Bommelsvitte 68.

# Die Mühle von Coadjuthen

140020-47

56

Immer schön der Reihe nach — Heimatkundliche Plauderei von

H. A. Kurschat

Zu den ältesten Mühlen unserer Heimat gehört sicher die von Coadjuthen. Dort, wo die Sziesze das Dorf des Co-Adjuthors durchfließt, gab es schon im Mittelalter eine Wassermühle. Letzter Besitzer dieser Mühle war seit 1909 bis zur Vertreibung unser Landsmann A. Preugschat, der die einstige Wassermühle zu einer modernen mit Wasserkraft und Strom betreibbaren Mahl- und Schneidemühle ausbaute.

Das waren noch Zeiten, als sich der preussische König um jede einzelne Mühle seines Reiches kümmern konnte! Friedrich der Große (1740–1786), dessen Streit mit dem Müller von Sanssouci nach neueren Forschungen in das Reich der Sage gehören soll, bestätigte 1753 höchst eingehend den Verkauf der Coadjuther Mühle an den Müller George Holdtstein. Das Dokument hat folgenden Wortlaut:

„Seine Königl. Majestät in Preussen, Unser Allernädigster Herr, confirmiren, ratificiren und bestätigen den hieby gehefteten mit dem Müller George Holdtstein als Meistbiethendem, wegen der im Amte Baubeln belegenen Coadjuth'schen Wasser Mühle geschlossenen Erb-Kauf-Contract, Kraft dieses in allen Punkten und Clausein, befehlet auch zugleich dero Gumbinnischen Krieger- und Domainen Cammer in Gnaden, gedachten Käufer imgleichen dessen Erb- und andere rechtmässige Besitzer, wenn sie ihm, Seine dem Contract ein Genüge leisten, dabey zu schützen.“

Holdtstein mußte laut „Contract“ 1000 Taler Kaufgeld sowie eine laufende Pacht entrichten. Ferner mußte er sich verpflichten, die Gebäude auf seine Kosten in gutem Stande zu halten, wofür er sich allerdings „freyes Bau Holz“ ausbedungen hatte.

Der Verkauf der der Gumbinner Domänenkammer gehörigen Mühle war vom König mit Reskript vom 19. Oktober 1752 verfügt worden. Mühlenmeister Holdtstein (an anderer Stelle auch Holdstein) erhielt zu dem genannten Kaufpreis nicht nur die Mühle, sondern auch den dazugehörigen Grund mit allen Nutzungen. Dafür mußte er sich verpflichten, das Mühlenreglement vom 11. Mai 1723 und das Patent wegen Zwangsmahlens vom 13. März 1736 einzuhalten und jährlich 566 Taler und 47 Groschen oder 12 Groschen und 6<sup>2</sup>/<sub>5</sub> Pfennige an das Amt Baubeln „in Cassen-mässigen Müntz Sorten“ zu bezahlen. Holdtstein mußte sich ferner verpflichten, alle Bauten und Reparaturen aus eigener Tasche zu zahlen, da „hiez u aus Königl. Casse nichts hergegeben“ werde. Kaufbedingung war, daß Holdtstein eine Walke für das Publikum einrichtete, d. h. eine Anlage zum Walken der selbstgewebten Wollstoffe, die dadurch die tuchartige Festigkeit erhalten. Sobald die Walke fertig war, stieg die jährliche Pachtsumme um weitere 10 Taler.

Mit dem kostenlosen Bauholz, das man dem Müller zusicherte, hatte es auch seine Tücken. Jeweils acht „Stück Holz“, also acht Stämme, mußte er selbst beschaffen. Erst der Holzaufwand, der diese Eigenleistung überstieg, wurde gratis „aus den Königl. Heyden“ geliefert. Acht Stämme mußte er auch selbst anfahren. Was darüber hinausging, mußten ihm seine Mahlgäste transportieren. War in vier Meilen Umkreis in den königlichen Wäldern kein passendes Holz vorhanden, so konnte er durch Geld abgefunden werden. Für Neubauten mußten die Mahlgäste dem Müller Erde, Sand und Lehm frei anfahren, doch mußte das in Gumbinnen beantragt und der Hand- und Spanndienst auf die Mahlgäste gerecht verteilt werden.

Den Bauern wurde die Wahl gelassen, das Mahlen mit Getreide oder in bar zu bezahlen. Der Müller aber durfte seine Pacht nur in Bargeld, nicht aber „in granis“, also in Korn, abführen.

Der Müller erhielt die Erlaubnis, für sich und seine Leute Bier zu brauen, aber auf keine Fälle Starkbier. Von dem Bier durfte er nichts verkaufen.

Wenn Wassermangel oder Frost die Mühle stilllegte, änderte das nichts an der Pachtsumme. Wurde das Mahlen durch Baumaßnahmen unterbrochen, die er mindestens sechs Wochen vorher der Kammer in Gumbinnen anzuzeigen hatte, und dauerten diese Arbeiten länger als drei Wochen, so wurden ihm die Tage des unumgänglich notwendigen Stillstandes auf die Pacht verrechnet. Da schon damals die Szieszehochwasser gefürchtet waren, enthielt der Vertrag eine Klausel, nach der für Unterbrechungen durch Dammbbruch, Beschädigung der Schleusen und Überfälle (Wehre) die Pacht vom Tage des Stillstandes ausgesetzt wurde. Dazu mußte aber eine ordentliche Untersuchung erfolgen.

Für diesen Katastrophenfall, in dem die Mühle „ruiniert“ würde, gab es bestimmte Vorsorgen, die Existenz des Müllers zu sichern. Die „Unterthanen“, die dann andere Mühlen der Nachbarschaft benutzen mußten, hatten sich bei ihrem Müller ein Attest zu holen, um bei der anderen Mühle auch angenommen zu werden. Das Mahlgeld mußte an den geschädigten Müller abgeführt werden. Der Müller, der den Kundenkreis übernahm, durfte sich von dem Mahlgut „die Metze“, also einen Anteil in natura behalten. Auch an Blitz und Brandstiftung war gedacht. Bei „Feuer vom Himmel“ und „Anzündung böser Leute“ konnte sich der Müller der Gnade des Königs empfehlen. Auch Krieg, Landesverheerung und Pest unter Menschen „(vor welche uns Gott behütten wolle)“ führten zur Einstellung der Pachtzahlungen. Dann sollte mit dem Müller „der Billigkeit gemäss“ gehandelt werden.

Alle sechs Jahre mußten die der Coadjuther Mühle zugeteilten Mahlgäste registriert werden, um ihre genaue Zahl festzustellen. Erhöhte sich die Zahl der Mahlgäste, so erhöhte sich auch die Pacht. Wenn Mahlgäste, die anderthalb Meilen von der Mühle entfernt wohnten, zu einer bequemer zu erreichenden Mühle geschlagen wurden, mußte sich der Müller das gefallen lassen; er erhielt dann jedoch die Pacht ermäßigt.

Damit es keinen Ärger mit der Abfertigung gab, war die Reihenfolge genau fest-

gelegt. Es mußte eine Tafel vorhanden sein, auf der jeder Mahlgast bei seinem Eintreffen registriert wurde. Er erhielt damit eine Nummer und sollte nach dieser an die Reihe kommen. Kam gelegentlich ein fremder Mahlgast dazwischen (evtl. aus dem Gebiet einer defekten Mühle), so mußte er warten, bis die hiesigen Mahlgäste abgefertigt waren. Wurde für einen fremden Mahlgast gemahlen und kam währenddessen ein hiesiger Mahlgast zur Mühle, dann brauchte letzterer nur zu warten, bis der angebrochene Sack Getreide abgemahlen war. Dann aber mußte der Fremde mit dem übrigen Getreide warten, bis der zur Mühle gehörige Mahlgast fertig war.

Damit der Müller stets sein Auskommen hatte, stand den Bauern die Wahl der Mühle nicht frei. Sie waren Zwangs-Mahlgäste, d.

h. sie mußten die ihnen zugewiesene Mühle benutzen. Mahlten sie in anderen Mühlen, so hatten sie nicht nur Metz- und Mahlgeld an ihren eigenen Müller abzuführen, sondern ihnen winkten auch harte Strafen wie der „Spanische Mantel“ und noch härtere „Leibes Strafen“. Auch das bei den Bauern sehr beliebte Hausmahlen mit dem „Quirdel“, der bäuerlichen Handmühle, war verboten. Da es schwierig war, solche Übertretungen nachzuweisen, mußte ein genaues Mahlregister geführt werden. Über jeden Mahlgast und die von diesem angelieferten Getreidemengen war genau Buch zu führen unter Aufschlüsselung nach reinem und Mengkorn sowie anderen Sorten. Wer also weniger mahlen ließ, als er normalerweise mahlen lassen mußte, geriet in den Verdacht des Schwarzmahlens.

# Die Pageldiener Angler

Wir waren daheim in unserem einsamen Dörflein Pageldien die eifrigsten Angler an der Jäge. Damals waren wir Schulbuben. Viele Sonntage waren Awizsus' Richard und Fritz nur an der Jägekrant zu finden. Und der Dritte im Bunde, der Schreiber, war fast jedesmal auch dabei. Im Sommer richteten sich unsere Blicke viel zur Lanka und zur Jäge hin. Es war ein fischreiches Flößchen. Wenn es um die Angelei ging, um den Tag und die Zeiteinteilung, dann waren wir uns in unserem Dreiknabenbund immer einig.

Über den langen Winter hinweg hatten wir die Angeln irgendwo im Gebäk eines Hofschuppens verstaut. Man war erstaunt und freute sich, wenn man im anderen Frühjahr die Angeln aus diesem Versteck

hervorholte und sie in demselben Zustand, wie abgelegt, wieder vorfand. Nicht in jedem Frühjahr hatte man ein solches Glück.

Unsere Angeln kosteten nur wenige Pfennige. Das Wichtigste, die Angelrute, eine etwas schmiegsame Kleinbirke, wurde in der Pleine Pelkyne beschafft. Die anderen Teile, Schnur, Senkblei, Plude und Angelhaken, kauften wir uns in unserem nächsten Kolonialwarenladen bei Hermann Kroll in Plaschken. Sobald man alle Teile beisammen hatte, war die Angel in kurzer Zeit hergerichtet. Eine ältere und gebrauchte Angel wurde in jedem Frühjahr von uns gründlich untersucht und brauchbar gemacht.

Wir Angler verfolgten im Frühjahr aufmerksam den Wetterablauf und tauschten

darüber unsere Meinungen aus. Mit einer Schönwetterperiode, sobald die steigenden Temperaturen uns genehm erschienen, erregten sich unsere Gemüter für die Angelei. Wenn keine Schulferien waren, dann war nur der Sonntag der günstigste Tag dafür. Am Abend davor wurde mit dem Spaten eifrig im Gemüsegarten gegraben. Die dicksten Regenwürmer wurden in einem Becher als Lockmittel für die Fische zusammengesucht.

Wir Angler waren Frühaufsteher. Noch vor Sonnenaufgang tippelten wir der Srovule, einer Einbuchtung der Jäge, zu. Da war unser Treffpunkt. Hier begann schon unsere Angelei. Wenn die Plude im Wasser ruhig dahinschwamm, hieß es: „es tibbert nicht“. Dann wechselten wir an der Jägekrant unsere Plätze und suchten bessere Fangmöglichkeiten.

Nun wurde fortwährend die Angel in das klare, silbrige Jägewasser geschleudert, stellenweise auch über die am Ufer hochgewachsenen Binsen. Allerorts im Wasser rumorte und plätscherte es am frühen Morgen von den nach Mücken und Fliegen schnappenden Barsen, Plötzen, Stichlingen und anderen Fischen.

Wenn ein Fischlein am Köder knabberte, bewegte sich die Plude. „Nun tibbert es“, sagten wir uns. Gar oft tibberte es auch sehr heftig. Sobald die Plude in die Tiefe des Wassers gezogen wurde, war uns klar, daß ein Fisch auf den Köder gebissen hatte. Man zog die Angel samt Fisch aus dem Wasser und entwand den Angelhaken dem Schlund. Die Beute legte man in ein Sammelnetz und tauchte es im Wasser ein. Ein neuer Köder wurde auf den Haken gezogen, und die Angel plumpste wieder ins Wasser zurück. Man wartete auf ein neues Glück.

Die Jäge, ein ruhig dahinfließendes Flößchen, abseits vom großen Verkehr, schlängelte sich in ihrem Lauf durch die weite sattgrüne Lanka an den Ortschaften Plaschken und Pageldien vorbei und vereinigte sich beim Nachbarort Karzewischen mit dem breiten Rußstrom. Es war ein besonderes Erlebnis, an einem stillen und ruhigen Sonntagmorgen an der Jäge zu angeln. Die tischebene Lanka und eine klare Sicht ermöglichten eine weite Fernsicht. Die köstlich duftende Lanka und ein sanfter Morgenhauch erregten uns. Dazu ertönten vom nahen Plaschker Kirchturm die Glocken. Ihr vibrierender Schall hallte in die weite Lanka. Auch das Glockengeläute der Kaukehmer und Pokraker Kirchen schallte in der Lanka über uns hinweg.

So erlebten wir Angler an einem Sonntagmorgen an der Jägekrant die Würde und Weihe des anbrechenden Tages. Beseelt von diesen berausenden Gefühlen, saßen oder standen wir an der Krant, den Blick nicht von der Angel wendend. Wenn die Glocken verhalten, begann der Sonntag, dieser fromme und feierliche Tag auch für uns Angler.

H. Septinus



## Wer zählt die Bärte, nennt die Namen . . .

Diese martialischen Männer mit ihren finster entschlossenen Gesichtern bewachten vor genau siebzig Jahren die Grenzen des Memellandes, und zwar gehörten sie dem Zollgrenzschutz des Oberkontrollbezirkes Coadjuthen an. Auf diesem Bild gruppierten sie sich vor dem russischen Zollhaus. Die Beamten ganz rechts und hinten links (zu Pferde) scheinen Russen zu sein. Wir danken das Bild unserem Leser Georg Reincke aus 2392 Glücksburg, Am Friedeholz 3, dessen Großvater Georg Lukat und Vater Louis Reincke sich unter den Coadjuther Grenzschützern befinden. Viel zu tun hatten die Grenzer auf preußischer Seite nicht, denn der blühende Schmuggel nach Rußland hinein wurde durch den preußischen Staat toleriert. Einzige Bedingung war, daß die Schmuggler unbewaffnet sein sollten . . .



Coadjuthen (Koadjuthen)  
Gemeinde mit den Dörfern  
Koadjuthen und Uigschen





## Einen guten Rutsch ins Neue Jahr!

Wir grüßen unsere Leser und Mitarbeiter auf der Schwelle zum Neuen Jahre mit einem Winterbild aus dem Kirchdorf Coadjuthen. So etwas gab es nur im Memelland, möchte man ausrufen, wenn man diese lustige Gesellschaft auf der Dorfstraße sieht. Ein Pferdchen mit Schellen am Geschirr, dahinter ein gutes Dutzend Rodelschlitten zusammengebunden und bunt durcheinander mit Kindern und Erwachsenen bemannt, so ging es die glatte Chaussee entlang zum nächsten Rodelberg und anschließend bestimmt in eine gemüthliche Gastwirtschaft mit bullerndem Kachelofen und dampfenden Punschgläsern. Aus solchen Erinnerungen schöpfen wir die Kraft, unverzagt auch nach 25jähriger Trennung der Heimat die Treue zu halten.



Dreißig Jahre Sport im Memelland

Unsere beiden Bilder zeigen Ausschnitte aus dem memelländischen Sportleben. Zwischen ihnen liegt ein Zeitraum von dreißig Jahren. Auf dem oberen Bild stellt sich uns die Männerriege des Coadjuther Turn- und Sportvereins bei seltsamen Freiübungen im Jahre 1908 vor. Das untere Bild gibt einen Eindruck vom Gauturnfest 1938 auf dem Memeler Sportplatz. Die Memeler Turnerinnen in weißem Dreß beobachten die Siebenkampf-Siegerin Edeltraut Quesseleit aus Coadjuthen bei der Kniehülle.

CORALLISCHKEN

CORALLISCHKEN

Sembritzky, Johannes: schreibt in seinem Buch

"Geschichte des Kreises Memel"

Memel 1918

folgendes:

### 26. Corallischken, Kreis Memel.

Am 30. März 1637 verleiht Kurfürst Georg Wilhelm dem litauischen Pfarrer zu Mümmel Johann Höpfner, da er sein Amt untadelhaft verrichtet, vier Hufen (olekkoisch) erblich zu besitzen, so im Ekittenschen gelegen. Diese Hufen zinsen 1719 4 Taler 54 Groschen. Im Jahre 1639 werden dem Berend Lecarius, der die zwei ersten Hufen, Zahn Carallis genannt, grenzend mit dem Land des Obersten von Röder, im Besitz hat, zu köllnischen Rechten „confirmirt“. Diese beiden Hufen sind dreißig Jahre wüst gewesen und hat „kein Stock noch Stuhl in langer Zeit darauf gestanden“. — Der Gerichtsverwandte Behrend Lecarius erhält die angrenzende Viehweide in Summa 7 Hufen und soll nach zwei Freijahren 16 Mark jährlich zinsen; auch dies Land war zum Gut Ekitten gehörig. 1719 sind die erwähnten 7 Hufen nebst den 4 Hufen des Pfarrers Höpfner und 5 Hufen Viehweide, Summa 16 Hufen, im Besitz eines Christian Breitenbach, der sie von Michael Hesse erkaufte hat. Am 29. Februar 1753 verleiht König Friedrich der Große dem Amtsrat Georg Albrecht Krauß für seine Güter Dt. Grottingen und Corallischken, im Amt Clemmen gelegen, adlig köllnische Rechte. Im folgenden Jahre erhält der Amtsrat eine Verschreibung für 8 Hufen 6 Morgen „Berahmungsland“, die zu Szabern, zu Röllen und zu Dt. Grottingen gelegen sind, gegen die Verpflichtung, diese Hufen mit acht Bauern gehörig zu „behofwahren“. 1782 ist sein Schwiegersohn, Amtsrat Hassstedt, im Besitz von Corallischken oder Szabern, des Grenzkruges in Niklaufen, des Bauerdorfes Rychut-Varssen, eines Anteils von Röllen und zweier Bauernhöfe in Szabern-Wittko.

Corallischken - Gut mit Karlshof in der Gemeinde Truschellen

#### Hundsдөрfer, Korallischken

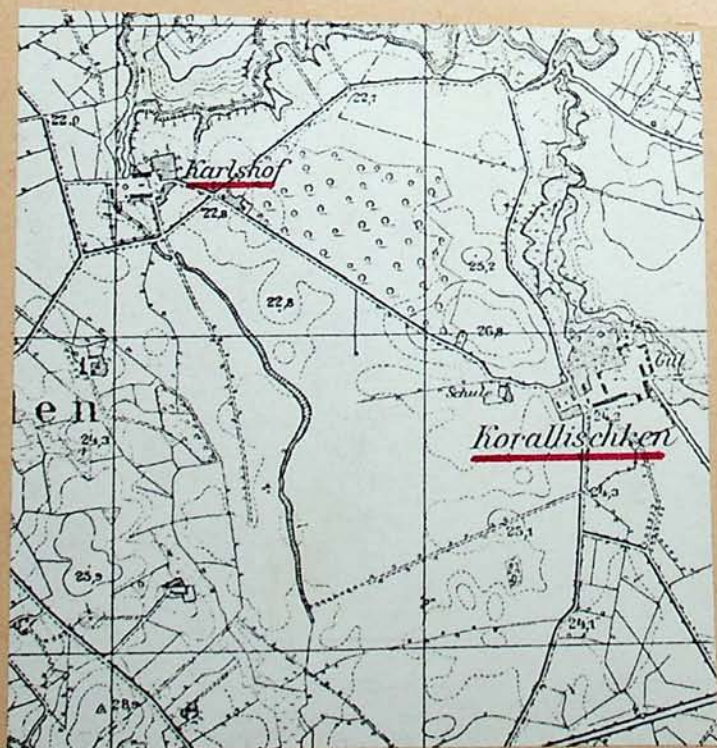
Das Gut wurde von meinem Schwiegervater Emil Hundsдөрfer 1902 gekauft und von meinem Mann Max Hundsдөрfer 1916 aus der Erbschaft übernommen. Es war 501,25 ha groß: 300 ha Ackerland, 12,25 ha Wiesen, 128 ha Weiden, 51 ha Wald usw. Den gegebenen Bodenverhältnissen angepaßt, war die Wirtschaft hauptsächlich auf Viehzucht abgestellt. Mein Mann hatte immer gute Zuchtbullen auf den Königsberger Auktionen gekauft und war dadurch nach der Abtrennung des Memellandes vom Altreich in der Lage, die bäuerlichen Zuchten mit Zuchtbullen zu versorgen.

Bei der Vertreibung im Herbst 1944 war auf dem Hauptgut Korallischken und dem Vorwerk Carlshof folgender Viehbestand vorhanden: 97 Herdbuchkühe mit einer Mindestleistung von jährlich 3500 kg Milch, 2 Zuchtbullen, 131 Stück Jungvieh, 10 Zugochsen, 100 Herdbuchschafe (Schwarznasen), ca. 80 Schweine, 15 Pferde, 14 Fohlen. In der Geflügelhaltung wurden Bruteier und aus eigener Bruterei Eintagsküken verkauft. Sie umfaßte ca. 200 Legehennen, 10 Hähne, Puten, Gänse und Enten, die beim Ostpreußischen Geflügelzuchtbuch eingetragen waren.

Die Bewirtschaftung gestaltete sich während der Abtrennung des Memellandes vom Reich sehr schwer, da eine Beschickung der Königsberger Auktionen so gut wie ausgeschlossen war. Die Viehpreise im Inland lagen recht niedrig, ebenso auch die Preise für Getreide und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse. Nach der Rückgliederung im März 1939 hatte man zu tun, um sich dem Stand der ostpreußischen Landwirtschaft, besonders hinsichtlich der Maschinen, anzupassen.

Das Vieh wurde schon bei der ersten Räumung im August 1944, die uns nur bis in die Elchniederung brachte, fortgetrieben. Wir kamen nach etwa drei Wochen wieder zurück und mußten am 8. Oktober 1944 die Heimat unter Zurücklassung von Hab und Gut erneut verlassen. Die Gebäude wurden durch Artillerieeinwirkung vollständig zerstört.

Anna Hundsдөрfer



erfahren, unerb.  
**Beamten**  
mit mehrjähr. Praxis,  
der selbständig bispo-  
nieren kann.  
Frau  
**A. Hundsдөрfer**  
Corallischken  
Post Wilken.

**Safen**  
von hiesiger Treib-  
sagd liefert frei Haus  
Gutsverwaltung  
Corallischken  
Post Wilken.



Corallischken



Adl. Corallischken Krs. Memel  
Anfahrt zum Gutshaus







Repr. Cox. 2. i

Griffiths Curallandke



























51/21

Cornellipsh la 1993

neni aifgegra benei Kelle



















93/51/19

Corallipolke





51/18

Cocallische  
Baigne

2 Wasser spritzeln de Baigne









93/51/20

Coralliodon



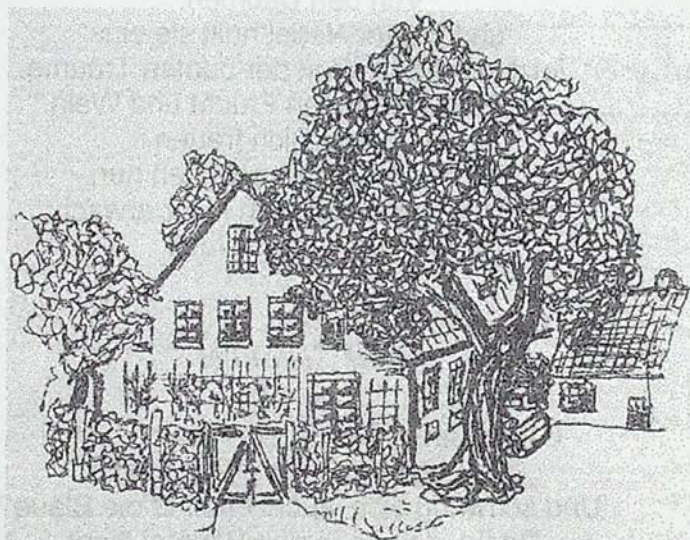




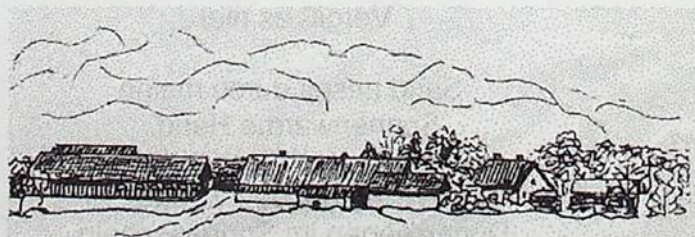


92 - 12 - 2 - ii

Gen Correllia ka.



*Komm mit nach Corallischken*



*Corallischken*

1

Der Wind fegt letzte Blätter  
Von den Bäumen,  
und grauer Nebel hüllt sie ein.  
Jetzt kommt die Zeit der bunten Träume  
Von Sonne, Blumen Frucht und Wein.  
Du darfst Dich freuen  
Denn die Blumen schlafen nur,  
und schon im nächsten März erwacht  
Dir wieder die Natur

2

### *Die Schaukel*

Ganz leise schwingt sie hin und her,...  
Saß eben noch ein Kind auf ihr  
Und schwang sich jauchzend in die Bläue?  
Denkt, daß es in den Himmel fliegt,  
dorthin, wo Fliederduft und Maienglanz  
Oh' kindlich große Freude!  
Doch einmal bleibt die Schaukel leer.....  
Wie war es doch  
Bei Sonnenschein und Blütenduft?  
Vergiß es nie!

Sand rieselt durch meine  
Sonnenwarme Hand.  
Wind vom Meer wirft  
Wellen auf den Strand  
Dünen liegen im Sonnenschein  
Möge es nie vergehen  
Und immer so sein!

Sommer in Nidden 2001

3

### *Sommer*

Die Nacht wird hell.  
Ein großer Stern  
Hängt leuchtend  
Überm Wald,  
wie Diamand  
auf Sand  
Der Wind geht durch den Wald,  
Der lüfte war im Sommerwind  
Und flüstert in dem Laub.

Ich liege still in Deinem Arm.  
Du sagst ich liebe Dich!  
Oh, bleibe doch, Du großes Glück!  
Doch Du vergehst,  
Wie Blütenrauch  
Und Sommerwind,  
und nie kehrst Du zurück

Sand rieselt durch meine  
Sonnenwarme Hand.  
Wind vom Meer wirft  
Wellen auf den Strand  
Dünen liegen im Sonnenschein  
Möge es nie vergehen  
Und immer so sein!

Sommer in Niden 2001

**ZU HAUSE**  
**in Corallischken, Kreis Memel**  
**Ostpreußen**

**Aufgeschrieben für Jan und Julia**  
**von ihrer Omi**

(Jese Wagnu, geb. Hundsdoerfer)

Es ist schon eine Weile her seit ich diesen seltsamen Traum hatte:

Ich träumte, ich könnte fliegen, nicht mit Düsenlärm oder Motorengeknatter, sondern lautlos wie ein Vogel; und der inwendige Kompaß, wie ihn auch die Zugvögel haben, führte mich quer über die Ostsee, und so kam ich am Ziel meiner Sehnsucht an: ich war zu Hause.! Zuerst sah ich auch alles aus der Vogelperspektive: das Haus und den großen Lindenbaum daneben, den Garten, den Park, den Hof mit den vielen Gebäuden, die Insthäuser und die Dorfschule, den Weg am Eichenwald entlang zum Vorwerk Karlshof, auch dort wieder ein Wohnhaus, Ställe und Scheunen, Insthäuser - es müssen insgesamt über 30 massive Gebäude sein.

Von Karlshof nach Corallischken zurückgekehrt, stand ich plötzlich auf der Veranda an der Hofseite, und Jan und Julia standen neben mir: Nun kommt mit mir, wir wollen über die breite Schwelle durch die große Doppeltür ins Haus eintreten. Da sind wir zunächst mal im Flur, der durch 2 hohe schmale Fenster sein Licht erhält, und von dem aus auf der rechten Seite die solide Holzterppe in die obere Etage führt. Links und rechts von der Eingangstür stehen je 1 Spiegelkommode mit jeweils 3 oder 4 Schubladen für Mützen, Schals, Handschuhe usw., an den Wänden Kleiderknaggen und Schirmständer. Weiter nach der Mitte zu steht ein großer geschnitzter Danziger Schrank mit schönen Intarsien verziert. Ihm gegenüber mit der Rückseite zur Treppe steht der Eisschrank; der ist für heutige Begriffe "vorsintflutlich", aber trotzdem eine sinnreiche Erfindung: im oberen Drittel waren 2 geräumige Fächer, mit dicken Glasscheiben versehen, in die kleingeschlagene Eisstücke gepackt wurden, so daß die darunter liegenden "Etagen" wirklich schön kalt waren. Das Tauwasser lief in eine Blechschublade

und mußte von Zeit zu Zeit abgelassen werden. Wir hatten nämlich keinen elektrischen Strom, und das lag an der Politik: Als die Litauer sich im Jahre 1923 widerrechtlich des Memellandes bemächtigt hatten, war damit die Stromzufuhr vom Überlandwerk in Tilsit (weil jenseits der Grenze) unmöglich geworden. Die Kapazität der Memeler Stadtwerke reichte zur Versorgung des Landkreises nicht aus, und so blieben wir bei den üblichen Petroleumlampen, deren Wartung natürlich ihre Schwierigkeiten hatte, sie sollten ja möglichst nicht blaken, sondern stetig und gleichmäßig Helligkeit verbreiten.

In den Flur mündete der "Dunkle Gang", das war die Verbindung von den Küchenräumen zum Eßzimmer, dessen 2-flügelige Tür genau gegenüber der Haustür lag. Ein Stückchen weiter, links daneben, stand ein kleiner Kachelofen, der mit allerlei Holzabfällen geheizt wurde, und nur wenn's im Winter sehr kalt war, kam auch mal eine Schaufel Kohlen hinein. In der Ecke zwischen diesem Öfchen und dem großen Schrank stand ein solider "Bock", über den die Wagendecken gebreitet wurden. In der Decke waren 2 starke Schraubhaken angebracht, an denen im Winter das Schaukeltrapez und die Turnringe befestigt waren, damit wir auch in der kalten Jahreszeit schaukeln und turnen konnten, bis sie in der warmen Jahreszeit zum Turnplatz im Park zurückkehrten.

Nun mal weiter: vom Flur aus kam man links in ein kleines Vorzimmer, in dem ein alter Schreibsekretär mit dem Telefon stand (Rufnummer "Plicker 2"). Auf der rechten Seite stand der große Wäscheschrank sowie ein schmaler Tisch für die Petroleumlampen (wenn sie dorthin gestellt worden waren, bedeutete das, daß sie geputzt, geschneuzt und gefüllt und demnach gebrauchsfertig waren).

Die nächste Tür führt ins Wohnzimmer, das ist ein großer quadratischer Raum, der links 2 große Doppelfenster hat, dazu ein drittes an der Querwand, von dem aus man auf den Hof blicken kann. Gleich links neben der Tür steht eine große

geschnitzte Truhe, das ist Mutti's Handarbeitsmöbel, in dem alles erdenkliche Werkzeug und Material ordentlich verwahrt ist. Am Fenster steht vor dem Nähtischchen ein bequemer Stuhl, weiterhin ein großer Schreibtisch, daneben ein Ständer mit mehreren Fächern für Zeitungen, auch hat das "Herdbuch" dort seinen Platz (darüber berichte ich später noch ausführlich), und oben drauf stand immer Mutti's Schlüsselkörbchen. In der rechten Seite des Zimmers stehen im rechten Winkel zueinander 2 Sofas, der Zwischenraum in der Ecke wird von einem quadratischen Tisch eingenommen, auf dem das Radio steht. Die Rundfunktechnik steckte damals ja noch in ihren Anfängen, und gerade das machte die ganze Sache doch irgendwie ganz abenteuerlich. Zu dem schwarzen rechteckigen Kasten mit den 3 Drehkreisen gehörten 4 große und 4 kleine Spulen, mit grünem isoliertem Draht umwickelt, die seitlich eingesteckt werden mußten, die großen für Langwellen, die kleinen für Kurzwellen. Ohne Strom ging's natürlich nicht, man brauchte einen Akku und eine Batterie, und wie oft passiert es doch, daß eines der beiden Geräte leer war und man nur noch ein heiseres Krächzen aus dem Apparat vernehmen konnte, und oft noch nicht mal das! Wir kamen bald dahinter, daß, wenn man Unterhaltung haben wollte, man sich selbst was einfallen lassen mußte!

Vor den beiden Sofas stand ein großer runder Tisch mit etlichen Stühlen und gegenüber an der Wand ein breiter Bücherschrank mit einer Glastür in der Mitte, rechts und links Holztüren, hinter der ersteren verwahrte der Vater seine Jagdflinten. In der großen Schublade in der Mitte waren allerlei Brettspiele und ein großes dickes Märchenbuch mit dem Titel "Neuer Deutscher Märchenschatz/Siebentes Sonderheft der "Woche" verwahrt. Nun habe ich das schönste Möbelstück noch gar nicht erwähnt, das war ein großer lederbezogener Klubsessel, der meistens in der linken Zimmerecke vor einem runden Intarsien-Tischchen stand. Und - nicht zu vergessen - der große Kachelofen.



Die nächste Tür führt ins sogenannte "Gute Zimmer", das nur bei bestimmten Festlichkeiten (Elterngeburtstage, Weihnachten) benutzt wurde. Der schöne große Raum hatte nicht nur wegen der Bilder, die dort hingen, einen Zug ins Elegante, es stand auch der große Duysenflügel dort, dazu ein Notenpult, und es hatte einen schönen, weißgekachelten Ofen mit eingebautem Kamin. Nun zu den Bildern: das bedeutendste war ein "Seestück", richtige Atlantikdünung, von dem bekannten Königsberger Marinemaler Herpel. Es war das Hochzeitsgeschenk für die Eltern von Onkel Fritz Skrodzki. Das andere große Oelbild zeigte eine winterliche Berglandschaft, bei deren Anblick es einem richtig kalt werden konnte. Dann gab es 3 Porträts in Pastelltechnik: meine Mutter in einem roten Seidenkleid und meine beiden ältesten Geschwister Dete und Karl-Heinz. Die weiteren 5 Sprößlinge wurden nicht mehr gemalt, wahrscheinlich waren die Zeiten mittlerweile so schlecht geworden, daß für solche Extravaganzen kein Geld mehr vorhanden war, denn "für umsonst" konnte der Maler Boese aus Memel ja auch nicht arbeiten, nicht wahr? - Das Zimmer war nur sparsam möbliert, an der rückseitigen Wand stand hinter einem ovalen Mahagoni-Tisch ein breites rotes Plüschsofa mit geschnitzter Zierde an der Oberkante der Lehne, dazu passend 2 rote Plüschessel und 2 kleine Beistelltischchen mit runden Marmorplatten. Ein ziemlich großer Teppich in blaßgrünen Farben lag in der Mitte, darüber als Beleuchtung ein Lüster, der eine spitz zulaufende Alabasterschale in einem bronzenen Gestell trug, das mit Kerzenhaltern versehen und mit geschliffenen Prismen geschmückt war. Dazu gibt es noch eine drollige Geschichte, die folgt aber später, erstmal wollen wir ja unseren Rundgang durchs Haus vollziehen. Zwischen den Fenstern befand sich ein großer Spiegel, dessen Rahmen mit Schnitzwerk geschmückt war, und auf seiner Marmorkonsole lagen große weiße Südsee-Muscheln; wie oft haben wir diese ans Ohr gehalten, um das geheimnisvolle Rauschen zu vernehmen! An weiteren Möbeln gab es noch 2 reizende Schränkchen, in denen die Mutti ihre kostbaren Mokka-Täßchen und andere hübsche Sachen verwahrte, auf dem einen stand ein großes Bowlengefaß aus

geschliffenem Kristall, dessen Schöpfkelle einem Rebenblatt nachgeformt war, außerdem einen Damenschreibtisch, an dem aber meines Wissens nie geschrieben worden ist. Für uns Kinder war der große Schaukelstuhl neben dem Kamin das schönste und begehrteste Möbelstück.

Nun geht's weiter ins Eßzimmer, das war ein langgestreckter Raum, dessen Mitte der große Eßtisch einnahm, an dem 14 Personen bequem sitzen konnten, auch konnte er durch Einfügung von weiteren Zwischenplatten noch verlängert werden. Gleich rechts von der Tür, durch die wir eben eingetreten sind, steht der große grüne Kachelofen; an der Wand bis zur nächsten Tür, die in den Flur führt, steht der Serviertisch. In der Ecke des Zimmers ist ein Sofa, das da genau hineinpaßt, weil es dafür angefertigt worden ist, der weiche Bezug ist staubgrün und das ganze Möbelstück recht gemütlich. Davor steht ein Tisch und auf der anderen Seite der mächtige hohe Geschirrschrank, er reicht nicht ganz bis an die Wand neben dem Fenster, so daß es da eine dunkle Nische gibt, mit der wir Kinder gelegentlich Bekanntschaft machen mußten, wenn wir nämlich bockig und ungezogen waren. In der düsteren Ecke zu stehen war wohl sehr heilsam, jedenfalls hielt es keiner von uns lange dort aus und war schnell bereit, um Verzeihung nachzusuchen.

Nun wollen wir von der Tür aus, durch die wir eingetreten sind, die linke Seite betrachten: da ist erstmal ein hübscher halbhoher Schrank, darüber hängt eine Pendeluhr. In dem Schrank sind die schönen handgemalten Tassen und andere Extras untergebracht. Vor dem Fenster steht eine Nähmaschine, daneben ein hübscher Etagentisch mit einem großen kupfernen Samowar, auch das Tranchierbesteck, das mein Vater vorzüglich zu handhaben wußte, hat dort seinen Platz. Nun kommt die 2-flügelige Tür zur großen Gartenveranda, weiterhin noch ein kleiner runder Tisch, wieder mit einem blanken Samowar, aber etwas kleiner.

Ich denke, wir gehen mal in die Veranda! Ursprünglich war die Gartenseite genau wie die Hofseite, nur mit einer kleinen offenen mit wildem Wein berankten Veranda versehen.

Im Jahre 1923 hat mein Vater nach eigenem Entwurf die schöne große Gartenveranda errichten lassen, dadurch wurden im Obergeschoß ein geräumiger Balkon und 2 Zimmer gewonnen. Der Anbau fügte sich harmonisch an das Haus, war an den Seiten verglast, nach vorn hin offen, und es führte eine breite Treppe in den Garten. Im Sommer wurde er ständig benutzt, im Winter hingen dort Futterkörbchen für die lieben Piepmätze, die sich nur zu gern und ohne Scheu zu ihren Mahlzeiten einfanden.

Nun fehlt uns aber bei unserer "Begehung" noch eine ganze Menge, da wäre zunächst mal das Kinderzimmer, an das Eßzimmer grenzend, mit 2 Fenstern zum Garten. Als wir klein waren, schliefen wir dort zu viert, das eine Bette, die flache "Rutsch", wurde tagsüber unter eins der anderen Betten geschoben, damit wir genug Platz zum spielen hatten. Außer den Betten, einem niedrige Tisch mit passenden Stühlen sowie Kleider- und Spielzeugschrank und Waschtisch gab es natürlich den unerläßlichen Ofen. Zur Beleuchtung diente eine Petroleumlampe in Form einer Ampel, eine Tischlampe wäre zu gefährlich gewesen.

Das schmale Zimmer gleich nebenan war für das Kinderfräulein vorgesehen und entsprechend ausgestattet. Es hatte eine Tür zum "Dunklen Gang", die genau gegenüber der Tür zum Elternschlafzimmer lag.

Dies war ein gemütlicher Raum, in dem außer den Betten samt Nachttischen und Schuhschrank noch Muttis Medizinschrank stand, der fast etwas märchenhaftes an sich hatte, schon wegen der aparten Düfte, die ihm entströmten.

Die Eltern hatten gleich nebenan das sogenannte "Ankleidezimmer", das vom "Dunklen Gang" aus beheizt wurde. Darin stand der große Kleiderschrank, ein Doppelwaschtisch und Muttis Frisierkommode mit dem 3-teiligen Spiegel, dazu noch eine Wäschekommode und ein Sofa für gelegentliche Mittagsschläfchen, die jedoch, soweit ich mich besinne, jedenfalls von der Mutti nie gehalten wurden.

So, Kinder, das war also die untere Etage. Nun gehen wir die Treppe nach oben hinauf, die der winterlichen Kälte wegen durch eine Tür abzuriegeln ging. Geradeaus am Giebelende waren 2 Zimmer, das größere war unsere Schulstube, in der die Hauslehrerin auch wohnte, das kleinere war unserer "Mamsellchen" zu eigen, deren Reich Küche und Speisekammer war.

Auf der gegenüber liegenden Giebelseite waren auch 2 Zimmer, das größere bewohnten später wir 3 ältesten Mädels, das kleine diente als Vorratskammer, in der alles Eingemachte, Geräucherte usw. aufbewahrt wurde.

Auf der Gartenseite lagen die schon erwähnten, durch den Bau der Veranda entstandenen beiden Zimmer und der große Balkon. Der übrige Platz auf dem großen Boden war durch Schränke und Truhen mit Bettzeug ausgefüllt, die Abseiten mit allerlei altem Kram vollgestopft, den zu sichten und zu sortieren wohl niemand Zeit hatte. Nur "Muttis Kammer" war ordentlich aufgeräumt und auch verschließbar, und das aus gutem Grund: da standen nämlich die großen Blechdosen für das Weihnachtsgebäck. Kurz vor der Tür zu dieser Kammer ging links die Treppe zum obersten Boden hinauf. In dem Winkel unter der Treppe wurde das Kaminholz zum trocknen aufgeschichtet, auch standen die "Fliegenfenster" dort, die im Sommer in den Wohnräumen eingesetzt wurden.

Weiteres Brennmaterial waren die Tannenzapfen, die wir in Mengen im Park aufsammelten und in einen "Abschlag" auf dem

obersten Boden ausschütteten. Dort lag auch, säuberlich mit Klötzen zwischen den einzelnen Brettern, das Eschenholz aufgeschichtet, mit dem das Wohnzimmer getäfelt werden sollte, aber das hat unser Vater nicht mehr erlebt.

Außerdem stand da noch eine weitere große Truhe mit Bettzeug, das sich von Jahr zu Jahr vermehrte, weil man ja die schönen Gänsedaunen verwerten mußte.-

Ja, was fehlt denn nun noch alles? Eine ganze Menge, wir mir scheint:

Im rechten Winkel zum großen Wohnhaus stand ein weiteres Gebäude, in dem die Küche und die Waschküche untergebracht war, des weiteren die Inspektorwohnung und noch manches andere, z. B. das Mädchenzimmer, wo wir voller Vergnügen "Schieber" tanzen lernten nach der schönen Melodie "Was machst du mit dem Knie, lieber Hans....". Es gab noch eine andere Attraktion: wenn man vom Giebel her in diesen Anbau hineinkam, stand da im Vorraum die große schwere Wäschemangel, die war ein ganz seltsames Gebilde, der starke solide Unterbau trug einen genau passenden Kasten voller schwerer Feldsteine, dazwischen liefen die hölzernen Rollen, die die Wäschestücke durch Hin- und Herschieben glätteten. Als ich ein kleines Mädchen war, vielleicht 4 Jahre alt, wollte ich mal beim Mangeln zusehen, und die Mädchen setzten mich auf einen Stein in dem großen Schiebekasten, und das war sehr aufregend und fast ein bißchen gruselig! Das Wäschemangeln war also eine recht anstrengende Arbeit, wie man sie heutzutage nicht mehr zu verrichten braucht.

Die weiteren angebauten Räume umfaßten das Badezimmer, die Abwaschküche, die Speisekammer und die "Petroleumkammer", in welcher die Lampen geputzt und gefüllt wurden. Hinter der festen Doppeltür war das "Örtchen" oder vielmehr deren zwei. Der ganze Anbau wurde von einem festen Teerdach bedeckt, über das wir von unserem Giebelzimmer

bequem in den Garten gelangen konnten. Eigentlich sollten wir auf dem Dach nicht herumtrampeln, aber es war zu verlockend!

Ich denke, Ihr findet Euch nun überall zurecht. Dann wollen wir mal in den Garten geh'n (ich will versuchen einen Plan vom Garten zu zeichnen, schwierig - schwierig! ! Mal sehn, ob es glückt!). Kommt, wir steigen die Verandastufen hinunter und gehen ein Stück den Weg entlang, nun drehen wir uns um und haben so die ganze Breite der Westseite des Hauses vor uns. Wie gefällt Euch der Blick? Aber erstmal wollen wir uns den Giebel ansehen, da gedieh ein Spalierpfirsichbaum in der Mitte und links und rechts je ein Weintrauben-Rebstock. Die grünlichen Trauben waren zumeist recht sauer - Ostpreußen ist ja keine Weinbaugegend! -, aber die Pfirsiche waren sehr schön, und manches Jahr hatten wir eine Ernte von 60 Pfund und mehr.

Vor Beginn des Winters wurde das ganze Spalier dicht mit Tannenreisig besteckt, denn die Temperaturen in den Frostmonaten lagen oft bei minus 20 Grad.

Auf der Gartenseite lief ein Beetstreifen von etwa 3/4 m Breite am Haus entlang, mit Steinen eingefast, und da blühten als erstes im Frühling die Schneeglöckchen, sie kamen wirklich durch den Schnee hindurch, am liebsten an den Stellen, wo das Schmelzwasser aus der Dachrinne Löcher hineingetaut hatte. Später kamen andere Blumen, Polsternelken, Stockrosen und purpurfarbene perennierende Wicken.

Im rankenden Weinlaub an der Veranda nistete Jahr für Jahr ein Fliegenschnäpper-Pärchen.

Auf den Weg zurückgekehrt sehen wir rechts und links auf dem Rasen je zwei Blumenbeete, die größeren beiden mit Primeln eingefast und je nach Jahreszeit mit Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen oder Zinnien bepflanzt, auf den beiden anderen Beeten blühen Edelrosen in verschiedenen Farben. Auf den großen Rasenflächen stehen Obstbäume, lauter gute Sorten:

Gravensteiner, Antonowka, Sommer- und Winterhasenkopf, Himbeerapfel, Kurzstielchen, Belle-Fleur und frühe Sommeräpfel. Dieser Teil des Gartens wird von allerlei Gehölzen, hohen Fichten, Birken, Fliederbüschen usw. begrenzt. Dann kommen wir über die Brücke des doppelten Gartenteichs, dahinter ist der Weg rechts und links von Staudenrabatten eingefasst, da blühte es den ganzen Sommer lang bunt und üppig in allen Farben, man konnte riesige Sträuße schneiden, ohne daß die Pracht dadurch vermindert worden wäre. Rechts und links waren große Erdbeerflächen und Gemüsebeete, dazwischen etliche Birnenbäume. Früher gab es auf der linken Seite noch eine große gepflegte Rasenfläche, auf der das dazumal sehr beliebte "Lawn-Tennis" gespielt wurde. Die Mutti erkannte mit ihrem praktischen Sinn, daß ihr Mann mit seinem im Krieg schwer verwundeten Bein zu diesem Sport nie mehr fähig sein würde, sie selbst wegen der rasch wachsenden Kinderschar und der vielen häuslichen Pflichten auch nicht, und so wurde beschlossen, da eine Beerenplantage anzulegen. Die benötigten Sträucher, also Himbeerreiser und Johannisbeer-Jungpflanzen, wurden von der Obstbau-Versuchsanstalt in Tapiau beschafft und mit dem nötigen Abstand akkurat in langen Reihen gepflanzt. Sie entwickelten sich prächtig und brachten bald erstaunliche Erträge. Die langen Rispen der roten Johannisbeeren hingen in ganzen Bündeln an den Zweigen, und in den Sommerferien mußten wir bei der Ernte helfen. Obwohl Gelee, Marmelade, Saft und Wein hergestellt wurde, konnten die Riesenmengen natürlich nicht im Haushalt verbraucht werden, es wurden große Körbe nach Memel auf den Markt und in die Saftfabrik geschickt.

Aber nun wollen wir weiter durch den Garten streifen, denn wir haben noch längst nicht alles besichtigt. Wo die Blumenrabatten zu Ende waren, kam ein breiter Querweg, an dem entlang an beiden Seiten junge Obstbäume gepflanzt waren. Auf dem großen Rasen dahinter standen noch alte große Apfelbäume, das letzte Gartenstück war mit Rhabarberstauden bepflanzt, und auf der gegenüber liegenden Seite standen die

Stachelbeerbüschel. Weiter linkerhand waren mehrere Frühbeetkästen, aus denen wir schon frühzeitig Salat und Radieschen ernten konnten, außerdem wurden sämtliche Gurken- und Tomatenpflanzen in den Frühbeeten herangezogen. Unsere Instleute, die große Gemüsegärten für ihren eigenen Bedarf bebauten, konnten sich Pflanzen "vom Gut" holen.

Der Garten war durch den Park an der Nordseite abgeschirmt, das war ein richtiges Waldstück mit einer Wiese, die von Haselnußsträuchern eingefast war. Es führten 2 Wege hindurch, da war zunächst mal der Lindengang, das war fast eine Allee, die Linden standen an der linken Seite und begannen hinter dem Abflußgraben vom Gartenteich, es war ein breiter begraster Weg, an dessen rechter Seite auch andere hohe Bäume standen. Vielleicht waren die Linden ursprünglich als Hecke gepflanzt worden, die immer wieder zu schneiden man schließlich aufgegeben hat, so daß hohe Bäume aufgewachsen sind, die z. T. hohl waren, damit boten sie Brutplätze für eine "Familie Waldkauz" und andere Höhlenbrüter. Die jungen Käuzchen hockten manchmal, wie grau-braun gesprenkelte Federbällchen anzusehen, draußen auf den Zweigen, das sah ganz putzig aus. Die Linde war ja der Hausbaum in Ostpreußen, auch als "Honigbaum" sehr geschätzt, es gab Lindenalleen, die zu den Gutshäusern führten, und neben vielen Bauernhäusern standen gleichfalls Lindenbäume.

Der 2. Weg durch den Park, vom Lindengang abzweigend, führte rundherum, und da war auf halbem Wege ein riesiger Eichenbaum, der seine Zweige über unseren Begräbnisplatz breitete. Im Frühling blühten im Park Tausende Leberblümchen, so daß es aussah, als wäre der blaue Himmel heruntergefallen und bedeckte den Boden unter den hohen Bäumen. Auch Lungenblumen und Sauerklee, den wir "Hasenklee" nannten, sowie Anemonen und später dann Schlüsselblumen und Maiglöckchen gab es in Mengen.



Im Park war auch unser "Turnplatz", da gab es eine Schaukel an festen Drahtseilen mit einem Brett zum draufsitzen, dann das schon erwähnte Schaukeltrapez mit den Turnringen und sogar eine Reckstange, an der man Aufschwung und andere Übungen ausprobieren konnte. Die Schaukel quietschte übrigens herrlich, ich habe den Ton noch im Ohr, wenn ich daran denke.

Natürlich waren Garten und Park eingezäunt, der Zaun lief teilweise auf einer Hügelkante entlang, unten war eine Wiese mit unserm Flübchen, der Baugst. Übers ganze Gelände verteilt gab's überall Wasser zur Genüge, denn da waren mehrere Teiche: der Schilfteich, der Schmiedeteich, der "Modderteich", die Mergelkaule, der Roßgartenteich, dazu noch ein kleiner Teich auf dem Hof beim Pferdestall, solch einen gab es auch in Karlshof, da konnten die Ackergäule sich am Abend erfrischen.

Übrigens gab es im Kuhstall fließendes Wasser: ein 70 m tiefer Pumpbrunnen zwischen Speicher und Kuhstall, von einem Göpelwerk getrieben, förderte das kristallklare Wasser in ein großes Reservoir auf dem Boden vom Kuhstall, dadurch war genug Druck vorhanden, um das Leitungswasser auch in die Küche zu befördern.

Einmal war die Leitung zur Küche verstopft, und es wurde hin und her beratschlagt, ob man nun eine Aufgrabung vornehmen müsse, was durchaus seine Schwierigkeiten gehabt haben würde, weil der genaue Verlauf des Röhrensystems nicht bekannt war. Am 2. oder 3. Morgen erzählte die Mutti, sie hätte letzte Nacht geträumt, daß sie in die Küche gegangen sei und den Wasserhahn aufgedreht hätte, und das Wasser sei geflossen wie zuvor. Der Vatchen lachte und meinte: "Na, Annichen, denn geh' man hin und probier's!". Sie ging, drehte den Hahn auf und das Wasser lief - sie hatte es ganz richtig "abgeträumt"! Wer weiß, woran es gelegen haben mag, und es ist auch nie wieder vorgekommen.

Damit Ihr Euch einen so großen Gutsbetrieb im Ablauf eines Jahres vorstellen könnt, will ich versuchen, alles - so gut es geht - zu beschreiben. Zunächst möchte ich erwähnen, daß das Verhältnis zwischen Ackerfläche, Viehweide, Wald und Wasser recht ausgewogen war, wodurch die Übersichtlichkeit und Bewirtschaftung sehr erleichtert wurde.

Hoffentlich glückt es mir, einen Lageplan vom Hof zu zeichnen! Da gab es ja eine Menge von Gebäuden: Speicher, Kuhstall, Pferdestall, Scheunen, Wagenunterfahrt, Garage, Schweinestall, Holzstall, Eiskeller usw., die viel Platz beanspruchten, man wollte die Gebäude aus Sicherheitsgründen, falls mal Feuer ausbrechen sollte, nicht zu eng beieinander stehen haben. Die Instleute wohnten im "Dorf", zumeist in 4-Familien-Häusern, sie konnten pro Familie 1 Kuh halten, außerdem Schweine und Geflügel, von den Gemüsegärten war ja schon die Rede. Der Barlohn war, gemessen an heutigen Verhältnissen, vergleichsweise niedrig, aber hinzu kam das "Deputat", also Naturalien: Brotgetreide, Futtergetreide, Brennholz, und selbstverständlich wurden die vorgeschriebenen Versicherungsleistungen für die Leute eingezahlt. Alles war vertraglich geregelt.

Obenan standen der Kämmerer, der Kutscher, der Oberschweizer, dann der Schmied und der Stellmacher. Die übrigen Leute waren ungelernete Landarbeiter, von denen nur die Gespannführer besser eingestuft waren.

Das Wirtschaftsjahr war gleichlaufend mit dem Kalenderjahr, jedoch war in den Frostmonaten natürlich nicht viel zu tun, draußen war alles festgefroren und zumeist auch dick verschneit, da wurde Mist gefahren und Brennholz geschlagen, die Tage waren kurz, so daß draußen auch deshalb wenig Arbeit geleistet werden konnte, meist war aber noch Getreide auszudreschen, und selbstverständlich mußte das Vieh versorgt werden.

Meines Vaters erster Gang am Morgen führte in den Kuhstall, und die erste Frage lautete: "Na, Oberschweizer, alles munter?".

In der ersten Reihe stand der "Vater der Herde", der große schwere Zuchtbulle, und neben ihm die ganze Reihe der Jungbullen. Brummend und mit seiner Kette rasselnd schaute der große Bulle sich um, ob sein Herr ihm den gewohnten Knust Schwarzbrot mitgebracht hatte, sonst war er nicht zufrieden. Manchmal sangen wir das Verschen:

*"Bull, Bull, Dickkopp,  
frät alle Kinner op,  
man mi nicht!"*

und kamen uns dabei recht mutig vor, aber wenn der "Orient" dann zu grollen anfing, hörten wir schleunigst mit unserem Singsang auf, es war ja immerhin möglich, daß er den Text verstand und wütend auf uns wurde, das wollten wir natürlich nicht riskieren!

Im Winter wurden die meisten Kälber geboren, und der Oberschweizer sorgte ganz besonders für sie, denn er war mit Tantieme-Leistungen angestellt, für jedes gesund aufgezogene Kalb und für die Menge der an die Molkereigenossenschaft gelieferten Milch bekam er Prämien und war natürlich bemüht, daß die Herde einen guten Ertrag brachte.

Die Ostpreußische Herdbuch-Gesellschaft war übrigens die größte Rinderzucht-Vereinigung von ganz Europa - aber wer weiß das heute noch!

Für jede Herde wurde ein "Herdbuch" geführt, die Tiere bekamen Namen, Geburtsdatum, Abstammung und alles übrige wurde eingetragen, so daß eine nach bestimmten Maßstäben geprägte Übersicht aufgebaut und fortgeführt werden konnte.

Seine schönen "Schwarzbunten" waren der ganze Stolz meines Vaters, wir hatten mit dem Jungvieh und den Zugochsen etwa 200 Stück Hornvieh auf dem Hof, die Hälfte davon Milchkühe.

Alle Kuhkälber bekamen pro Jahrgang Namen mit dem gleichen Anfangsbuchstaben, da mußten wir Kinder mithelfen beim Aussuchen, das war gar nicht so einfach. z. B. C, F, Q, X, Y, Z - da soll einem mal was einfallen. Unser Vater war firm in der griechischen, römischen und germanischen Mythologie und Geschichte, und so kriegten die Kälbchen eben "göttliche" Namen.

Die Bullkälber wurden, wenn sie nach Stammbaum und Knochenbau dem Zuchtziel entsprachen, als Zuchtbullen aufgezogen, sie wurden von einer "Kör-Kommission" begutachtet, von deren Urteil es abhing, ob sie für gut befunden wurden, um als Zuchttiere verkauft zu werden.

Ein großes Unglück traf uns, als durch eine kranke Bauernkuh, die zum Decken geschickt worden war, der "Bazillus Bang", das ist der Erreger der Verkalbe-Seuche, in unsere Herde eingeschleppt wurde. Die Kühe konnten ihre Kälber nicht austragen, sie starben im Mutterleib ab, und der Tierarzt hatte ständig bei uns zu tun. Die Verluste waren enorm, es gab keine Nachzucht, und auch die Milchleistung sank rapide ab. Ich weiß nicht, ob es damals schon ein Serum zur Behandlung dieser Seuche gab, wahrscheinlich nicht, und so dauerte es lange Zeit, bis die Herde wieder gesund war.

Ein richtiges Fest war es, wenn im Frühjahr die Herde den Stall verlassen und auf die Weide getrieben werden konnte, denn den ganzen Sommer hindurch blieben die Tiere draußen und grasten sich durch die Weidegärten. Beim Austrieb, endlich von den lästigen Ketten befreit, benahmen sich sogar die ältesten Kuh-Madams völlig närrisch, hopsten mit allen Vieren zugleich

in die Höhe, boxten die nächstbesten mit ihren Hörnern, und der ganze Hof war von Gemuhe und Gebrumm erfüllt.

Lange vor dem Vieh-Austrieb war man schon auf dem Acker beschäftigt. Sobald der Schnee weggetaut und der Frost<sup>auf</sup> dem Boden gewichen war, wurden die Felder für die Sommersaat (Hafer, Gerste, Sommerweizen, Futtergemenge sowie Futterrüben und Kartoffeln) vorbereitet. War der Spätherbst günstig gewesen, so hatte manchmal bis Ende Nov./Anfang Dez. noch gepflügt werden können, das kam aber nicht sehr oft vor, meistens mußte man sich sputen, Rüben und Kartoffeln vor dem ersten Frost rauszukriegen! So war es unerläßlich, daß man im Frühjahr so bald wie möglich auf dem Acker anfang.

Die schon im Herbst gepflügten Felder wurden mit der Egge oder dem Kultivator aufgelockert, alle Arbeiten mußten sinnvoll geplant werden, damit kein Leerlauf entstand, dazu war bei uns die Vegetationsperiode zu kurz.

Kaum war die Frühjahrsbestellung fertig, wurde der 1. Schnitt Heu gemäht, wenig später der Klee, und das Wetter tat nicht immer, was man nötig gehabt hätte!

Das Heu wurde in Käpsen zusammengeharkt und eingefahren, und zwar gleich auf die Bodenräume der Ställe gepackt, damit es zur Fütterung greifbar war. Das Kleeheu wurde "gereutert", d.h. es wurde um dreibeinige Gestelle herum aufgeschichtet, so daß auch Nässe ihm nicht schaden konnte.

Ein wunderschöner Anblick war es immer, wenn der Roggen blühte und der Blütenstaub wie eine zart-goldene Wolke über die Felder wehte, da schien es uns manchmal, als könnte man frisch gebackenes Brot riechen...

Es war gut, daß wir einen so großen Maschinen- und Gerätepark hatte: Traktor, Dreschmaschine, Klee-Dreschsatz, Sämaschinen, Mähmaschinen, Mähbinder, Harkmaschinen,

Pflüge, Tellereggen und kleine Eggen, dazu Leiterwagen, die in der Erntezeit mit 4 Pferden bespannt wurden, um die schwer beladenen Fuhren sogar im Trab über die Feldwege auf den Hof zu schaffen. In besonders guten Jahren mußten gleich auf dem Feld große "Getreideberge" gesetzt werden! Es war während der Erntezeit schwere Arbeit zu leisten, so daß man denken könnte, die Leute wären abends total abgerackert und erschöpft. Aber wie oft saßen sie abends noch vor ihren Häusern und sangen, oder sie veranstalteten am Sonnabend zum Klang der Ziehharmonika abends eine kleine Tanzerei.

Schön war immer das Erntefest, das stets an einem Sonnabend gefeiert wurde. Die Mädchen, bei uns zu Lande "Scharwerks-Marjellen" genannt, die fleißig auf den Feldern beim Hocken-Aufstellen und Fuder-Laden gearbeitet hatten, brachten schön geflochtene und mit bunten Papierschleifen geschmückte Erntekronen herbei, die dann im Flur aufgehängt wurden.

Zur Bewirtung gab es Bier und Schnaps "satt", dazu Mengen von dickem Streuselfladen. Es wurde emsig getanzt, und manchmal kam es leider (mit fortschreitender Besäufnis) zu Schlägereien.... (Bericht eines Gutsbesitzers: "Mein Erntefest war herrlich: die Männer schlugen sich mit Rungen, und die Weiber schleiften sich an den Haaren über den Hof!").

Unsere Gartenfrau, Oll' Marie, hatte sich mal beim Erntefest mächtig einen angedudelt und fiel holter-di-polter die ganze Speichertreppe herunter, kam unbeschädigt unten an, offenbar ziemlich ausgenüchtert, schimpfte vor sich hin und ging nach Hause und ins Bett. Marie war überhaupt ein Original: sie war fleißig und absolut zuverlässig, hing mit großer Verehrung an der Mutti, fragte immer, sobald sie eine Arbeit beendet hatte, was sie dann tun solle, und in dem großen Garten war ja immer wieder reichlich zu tun, schon mal das Unkraut in Schach zu halten, das auf dem guten Boden prächtig gedieh, erforderte vollen Einsatz.

Marie hatte 2 uneheliche Töchter, die in Memel als Fabrikmädchen arbeiteten. Sie kamen ihre Mutter immer umschichtig besuchen und pracherten ihr das ganze Geld ab!

Früher mal hatten wir eine Anna (den Nachnamen weiß ich nicht mehr), die, obwohl ledigen Standes, mit einer munteren Kinderschar gesegnet war. Von der Ommichen, unserer Großmutter, auf ihren fortgesetzten Lebenswandel angesprochen, sagte sie ganz treuherzig: "Ach, gnädje Frauchen, wie das im Leben so kommt! Wer viel liebt, der muß viel leiden!" Als nach der Beendigung der Kämpfe im Baltikum die Eiserne Division zurückkehrte, war eine kleinere Abteilung für einige Zeit bei uns auf dem Hof stationiert. Als sie fort waren, sah man es Anna bald an: sie war mal wieder "so weit". Der Vati wollte nun von ihr den Namen des "Täters" wissen, damit man ihn wegen Unterhaltszahlungen rankriegeln könnte. Da sagte Anna: "Herr, den Namen weiß ich nicht. Aber Sporen an de Stiefel hat er jehabt, der Krät hat mir das ganze Bettlaken zerrissen"! Einige Zeit später zog Anna fort, und das kleine baufällige Haus hinten am Gartenzaun, in dem sie gewohnt hatte, wurde abgerissen.

Und nun will ich von der Familie berichten, da gibt es allerhänd zu erzählen:

Mein Großvater, Emil Hundsdörfer, kaufte das Gut Corallischken mit dem Vorwerk Karlshof im Jahre 1902 von Henry Karl Frentzel-Beyme, dieser Familie verblieb nur ihr Erbbegräbnis am Eichenwald.

Das Gut war 2.700 Morgen groß und wurde einige Jahre später um den Teil Land, der jenseits der Chaussee nach Memel lag, verkleinert, weil die Bewirtschaftung zu schwierig war. Zuvor aber, im Jahre 1904, als die Kleinbahn nach Memel gebaut wurde, hat der Großvater den Streifen Land, auf dem das Gleis verlegt werden sollte, der Kleinbahngesellschaft geschenkt. Das übrige Land wurde aufgesiedelt, d. h. an Neubauern verkauft, m. W. Veteranen aus dem Krieg 1870/71.

Dem Großvater kam der Erlös aus diesem Verkauf sehr gelegen: es steht zu vermuten, daß verschiedene Reparaturen an Gebäuden und Maschinen nötig waren, denn wenn jemand den Entschluß faßt, einen Gutsbetrieb aus was für Gründen auch immer zu veräußern, so bleiben manche Ausbesserungsarbeiten ungetan. Ich vermute, daß die beiden neuen Insthäuser an dem Weg zur Chaussee, wo der Kämmerer Tomeit, der Michel-Kutscher und der Oberschweizer wohnten, sowie der 70 m tiefe Pumpbrunnen zwischen Speicher und Kuhstall auch von diesem Geld bezahlt worden sind. (Ich habe die Tante Suse in Stuttgart dieserhalb befragt, leider konnte sie mir keine Bestätigung mehr dafür geben, aber sie ist nun 93 alt, da setzt die Erinnerung aus).

Um die Viehherde aufzubessern, reiste der Großvater nach Ostfriesland, um Zuchtvieh zu kaufen, vor allem einen erstklassigen Bullen.

Auch seine Kinder brauchten Extrazuwendungen: der älteste Sohn, Arthur, besuchte die Forstakademie; die schöne Tochter Grete sollte eine gute Aussteuer erhalten; der zweite Sohn, Max, mein Vater, der im Herbst 1908 am Luise-Gymnasium in Memel das Abitur gemacht hatte und großes Interesse für die Landwirtschaft zeigte, sollte von der Pike auf den Beruf des Landwirts erlernen und kam zu Herrn Karl Bender/Lenkonschken in die Lehre; für die jüngste Tochter Susanne, sollte ein Erbteil eingetragen werden. So war der Erlös aus dem Landverkauf aufs beste angelegt.

Gelegentlich fuhr der Großvater mit dem Michel-Kutscher über Land, um 2-jährige Fohlen zur Aufzucht zu kaufen. Ostpreußen war ja ein Pferdeland, da wurden auch auf den größeren Bauernhöfen Zuchtstuten gehalten, und der Markt war gut, die Pferde wurde ja nicht nur in der Landwirtschaft als Reit- und Zugtiere gebraucht, sondern auch in der Armee bestand ausreichender Bedarf an Pferden.



Da kamen sie mal auf einen Hof, wo sich keine Menschenseele blicken ließ, alles wirkte irgendwie trist, und auch auf Zurufe meldete sich niemand. Da meinte der Großvater zu seinem Kutscher: "Fahr weiter, Michel, das ist hier ja der reinste Todesgeruch!" Der Michel schnüffelte prüfend rundum und sagte: "Kann sein, Herr, aber ich riech nuscht!"

Eine drollige Geschichte passierte mal in Memel: Da saß der Großvater mit einigen bekannten Herren im "Baltischen Hof" und hatte bei der Kleinbahn Bescheid sagen lassen, er käme etwas später, es möge auf ihn gewartet werden. Im Verlauf der Unterhaltung hatte er das total vergessen, bis der Oberkellner angesaust kam und namens der Kleinbahn folgendes ausrichtete: "Ob der Herr Hundsdörfer noch käme? Die anderen Fahrgäste würden allmählich ungeduldig, sie hätten schon länger als 2 Stunden gewartet!!" (Das waren noch Zeiten!).

Nachdem sich die Familie in Corallischken eingelebt hatte, wurden die üblichen Besuche bei anderen Gutsbesitzern absolviert, besondere Freundschaftsbande entwickelten sich zu Familie Conrad, der das schöne Gut Althof bei Memel gehörte, dazu trug bei, daß die beiden Gymnasiasten Heinz Conrad und Max Hundsdörfer echte Freunde wurden und blieben. Weitere Beziehungen entstanden zur Familie Hilgendorff in Dumpen, zu Schlicks in Dt.-Crottingen und auch zu Memeler Familien wie z. B. Rechtsanwalt Schröder und Holzkaufmann John Gerlach.

Zwischen dem Ehepaar Hundsdörfer scheint keine innige Zuneigung bestanden zu haben, dazu war ihrer beider Wesensart zu sehr von einander verschieden. Zwar wußte Frau Martha, geb. Quassowski die Tüchtigkeit ihres Mannes wohl zu schätzen, hing doch nicht zuletzt der Lebensstandard der Familie davon ab, ob mit Gewinn oder Verlust gewirtschaftet wurde. Aber in ihren Augen war ihr Mann eben "nur" Landwirt und ermangelte wohl der hochgeistigen und musischen Anlagen, die ihr zu eigen waren. Seinen Vornamen betonte sie wie im französischen Emile, nicht Émil, das wäre zu wenig repräsentabel gewesen. Eine

rechte Freude war es ihr, daß die beiden Brüder, Arthur und Max, einander gern mochten und schätzten. Jedoch zu ihrer Tochter Grete, die nicht nur bildhübsch, sondern auch von freundlichem Wesen war, bestand ebenfalls keine liebevolle Zuneigung, wie Tulla Quassowski berichtet.

Die Jüngste, Susanne, von der Mutter liebevoll "mein kleines Doppel-Pony" genannt, dagegen war, wie das oft bei jüngsten Kindern der Fall ist, der Verzug, und es gab witzige Begebenheiten, von denen ich nun berichten möchte.

Der Inspektor mit dem echt memelländischen Namen Grigull erwischte sie mal irgendwo im Stall, trug das widerstrebende heulende Kind ins Haus, wo Suse schnurstracks zu ihrer Mutter lief und wütend schrie: "Dem Grigull fehlt abwürgen!!"

Ihr bevorzugter Platz im Wohnzimmer war unter dem großen runden Tisch, dessen rote Plüschdecke bis auf den Boden reichte. Da saß sie unbemerkt und spitzte die Ohren, um alles aufzuschnappen, was da gesprochen wurde. Nun war da einmal ein unerwarteter Gast gekommen, und der Großvater wollte gern, daß ein kleiner Imbiß serviert würde. Er betätigte die Klingel zur Küche, aber nichts rührte sich. Schließlich sagte er, schon ein bißchen ärgerlich, zu seiner Frau: "Marthachen, geh doch mal nachsehen, weshalb sich da in der Küche nichts bewegt!" Daraufhin steckte Susanne ihren Kopf unter der Tischdecke hervor und verkündete laut und deutlich: "Ja, ja, nächstens wird der Papa noch sagen: Marthachen, geh hin und laß' mir die Fohlen aus dem Stall".

Als der Onkel August aus Eberischken zu Besuch kam, begrüßte er die Kleine mit der Frage: "Na, Sus'chen, wer bin ich wohl?" Nach eingehender Musterung kam die Antwort: "Sie ähn'n sich ganz nach mein' Papa!" (die beiden waren Brüder).

Den fordernden Ruf: "Jiiieb her!!", wenn von Besuchern ein Mitbringsel zu erwarten war, hatte man ihr abgewöhnt. Nun hieß

es: "mach ein Knicks'chen und bedanke dich!" Die Antwort lautete: "Zum Dankeschön-Sagen ist mir mein Mundchen zu schade!"

Die bedeutend älteren Geschwister fanden das "Nachschrapel" reichlich vorlaut, um nicht zu sagen ungezogen, und sie selbst meinte dazu: "Bruder Max freundlich, Bruder Arthur Leder voll!", da scheint dem Ältesten wohl ab und zu die Hand ausgerutscht zu sein....

Die große Schwester Grete heiratete 1905 den Juristen Ernst Wedel, der dann von Memel nach Kiel versetzt wurde, dort wurden zwei Töchter, Annemarie und Eva, geboren. Leider starb die Mutter der Kinder schon 1911, ein Vierteljahr nach Evas Geburt.

Den so frühen Tod ihrer Tochter hat die Großmutter, selbst schwer an Krebs erkrankt, noch erleben müssen, sie starb einige Monate später im gleichen Jahr.

Nun will ich noch von der Urgroßmutter Emilie Hundsdörfer geb. Meyhöfer erzählen:

Sie war eine Bauerntochter aus Mehlkehmen Kreis Stallupönen und verlor ihre Eltern schon frühzeitig, als sie etwa 15 Jahre alt war. Es war klar, daß sie den Hof nicht allein bewirtschaften konnten, und so machte man sich in Verwandtschaft und Bekanntschaft auf, ihr einen Ehemann zu verschaffen. Die Wahl fiel auf den "alten krumbeinigen Hundsdörfer, einen Greis von 28 Jahren!!" (man denke!), aber da gab es keine Weigerung, es wurde geheiratet. Als sich die Hochzeitgäste verabschieden wollten, war die junge Frau erst nach längerem Suchen zu finden gewesen: sie saß in der Speisekammer und leckte die Schlagsahneschüssel aus.

Übrigens soll die Ehe durchaus glücklich gewesen sein, sie hatten 7 Söhne, die alle zu tüchtigen Menschen heranwachsen.

Als alte Frau, verwitwet, lebte sie bei ihrem jüngsten Sohn August in Eberischken und bewohnte dort die Giebelstube neben der Vorratskammer. Sie klagte häufig über Schlafstörungen und wollte bei nächster Gelegenheit in die Stadt mitgenommen werden, um den Arzt zu konsultieren.

Nun passierte folgendes: es wurde in der Vorratskammer eingebrochen, und die frechen Diebe machten so viel Lärm, vor allem weil ein großer Steintopf mit eingelegten Eiern zu Bruch ging, so daß die Hausbewohner aufwachten und der Einbrecher habhaft werden konnten, die man zunächst in der Schirrkammer im Pferdestall einsperrte, bis am nächsten Tag der Gendarm sie abholen kam. Als nun die Großmutter am Frühstückstisch erschien, wurde wie stets danach gefragt, wie sie denn geschlafen hätte? Sie fing die übliche Klage an, daß sie nun wirklich nächstens zum Arzt mitgenommen werden müsse, sie hätte wieder Mal kein Auge zugetan! "Ja, O'chen, hast Du denn nichts gehört?" "Was soll denn zu hören gewesen sein? Ich hör' über Nacht alles, weil ich ja nicht schlafen kann!" Und da kam's heraus, daß sie von dem ganzen Spektakel neben ihrer Stube keinen Ton vernommen hatte! Von da an konnte man an ihre Schlaflosigkeit nicht mehr so recht glauben.....

Als dann 1914 der 1. Weltkrieg ausbrach, mußte der Onkel Ernst Wedel einrücken, wie auch seine beiden Schwäger Arthur und Max Hundsdörfer. Seine beiden kleinen Mädchen kamen zu Verwandten nach Königsberg.

Arthur fiel schon am 25.08.1914 bei Cambrai in Frankreich. Der Todesnachricht war ein Bericht beigefügt, in welchem geschildert wurde, daß Arthur schwer verwundet im französischen Stacheldrahtverhau hängen geblieben sei und noch 2 oder 3 Tage gelebt hat - grauenvoller Gedanke....

Seinen Bruder Max, der mit dem 2. Garde-Feldartillerie-Regiment in den Krieg gezogen war, erwischte es an der Galizien-Front, wo er 1915 schwer verwundet und nach der

Behandlung im Feldlazarett als nicht mehr felddienstfähig nach Hause entlassen wurde.

Er kehrte in ein leeres Haus zurück, denn sein Vater war kurz zuvor an einem schweren Schlaganfall gestorben; die ältliche Hausdame hatte alles, soweit es in ihren Kräften stand, in Ordnung zu halten versucht, die 15-jährige Susanne war in Memel in Pension gegeben worden - das war eine traurige Heimkehr für einen jungen Menschen, der noch einer Gehstütze bedurfte und oft große Schmerzen litt.

Doch nun kam Besuch ins Haus: im Frühsommer 1916 sollten die beiden kleinen Wedel-Töchter zur Erholung auf das Gut Corallischken gebracht werden, und die Königsberger Tanten der Kinder engagierten als Betreuerin ein Fräulein Anni Skrodzki, ein bildhübsches junges Mädchen Anfang 20, das offenbar auf den jungen Gutsherrn großen Eindruck machte. Es war eine schicksalhafte Fügung, gerade als hätten diese beiden Menschen sozusagen auf-einander-zu-gelebt ohne davon zu ahnen. Sie verlobten sich bereits am 22. Juni und heirateten am 20. Oktober in Königsberg.

Nun soll im folgender von der Familie Skrodzki berichtet werden. Der Großvater Curt Skrodzki war ein gut aussehender Mann mit einem schönen gepflegten Vollbart. Von Beruf war er Baumeister und wurde mit anderen seines Fachs zu den Restaurierungsarbeiten am Schloßplatz in Königsberg herangezogen. Sein Name stand auf der Tafel, die alle Namen und Daten der an diesem umfangreichen Bauvorhaben Beteiligten enthielt.

Seine Frau Margarethe geb. Toepffer, war die Tochter des Gutsbesitzers Heinrich Toepffer aus Wessolowen, Krs. Angerburg.

Das junge Ehepaar wohnte dann in Königsberg, wo auch die Mutter Elise Skrodzki mit ihren beiden jüngeren Kindern, Sophie

(Fichen) und Fritz lebte. Diese beiden liebenswerten Menschen, eben Onkel Fritz und Tante Fichen, wurden später unsere "Ersatzgroßeltern", und ihre Wohnung in Königsberg, Weidendamm 14, ist mir unvergeßlich geblieben.

Das 1. Kind, das den Eltern Curt und Margarethe Skrodzki am 18. Juli 1894 geboren wurde, war ein Mädchen, es wurde auf den Namen Anna getauft, jedoch stets Anni gerufen. Das nächste, ein Sohn Bernhard, starb als Kleinkind an Keuchhusten, der nächste Sohn Walter, starb am Ende des Krieges an einer Verwundung, nur der Sohn Werner, 9 Jahre jünger als Anni, blieb am Leben und erreichte ein hohes Alter.

Leider starb der Großvater Curt Skrodzki bereits im Dezember 1908, das war ein schwerer Schlag für die Familie, und seine Frau sah sich gezwungen, Schulkinder in Pension zu nehmen, um damit einen Erwerb zu haben. Schön waren immer die Ferienreisen nach Wessolowen zu den Großeltern, besonders Anni fühlte sich dort richtig "zu Hause", und ich möchte meinen, daß schon damals in ihr die Liebe zum Landleben entstanden ist.

Anni besuchte in Königsberg eine Mädchenoberschule und ging im Herbst 1910 mit dem Zeugnis der Mittleren Reife ab, ging dann zur Handelsschule und bekam anschließend eine Bürostelle in einer Getreidehandlung. Etwa 2 Jahre später erhielt sie eine selbständige Stellung in dem Klaviermagazin Theden, wo sie den Kunden auf Wunsch etwas vorspielen konnte, sie hatte Klavierstunden gehabt und war eine gute Pianistin.

In Abendkursen machte sie einen Rote-Kreuz-Kursus mit und meldete sich bei Ausbruch des 1. Weltkrieges freiwillig im Krankenhaus der Barmherzigkeit zu einer praktischen Ausbildung und war dann 1 Jahr lang in einem Lazarett tätig. Dort ereignete sich folgende Begebenheit: Ein durch einen Oberarmschuß verwundeter älterer Mann sollte auf die entzündete Wunde Alkoholumschläge bekommen. Der Verband wurde also mit Alkohol befeuchtet, und als der Patient diesen

wohlbekannten Duft einschnüffelte, meinte er ganz treuherzig: "Schwasterche, jeben Se mir dem scheenen Schnaps lieber zu trinken, das mecht mir besser helfen! Fier auf'm Arm raufzuplumpen is er wirklich zu schade!"

Anschließend an die Lazaretttätigkeit machte sie dann in der Uniklinik einen Kursus in Wochen- und Säuglingspflege. Alle diese erworbenen Kenntnisse, sowohl Buchhaltung als auch Kranken- und Kinderpflege, sind ihr später sehr zustatten gekommen.

Der Onkel Fritz Skrodzki war Vorstandsvorsitzender vom Ruderverein "PRUSSIA" und hat für den Rudersport in Ostpreußen unendlich viel getan, trug den Ehrennamen "Großadmiral", und in Hollstein am Pregel, wo die großen Regatten gefahren wurden, gab es einen "Fritz Skrodzki-Platz" mit seiner Büste auf einem Sockel. (Sein Bruder Curt war übrigens im Vorstand vom Segelklub "RHE" in Königsberg.) Die Hochzeit meiner Eltern richtete der Onkel Fritz in den Klubräumen aus, es wurde eine sogenannte "Haustrauung" vollzogen, die Gäste - alle aus der Verwandtschaft - hatten dem jungen Paar schöne Geschenke mitgebracht (zu kaufen gab es im 3. Kriegsjahr ja kaum noch etwas), so wurde aus eigenem Besitz Silber und Kristall mitgebracht, und die Tante Anna Wegmann spendete obendrein noch einen riesigen selbst hergestellten Baumkuchen. (Es existieren noch 4 auf Karton gezogene Bilder von der Feier im Klub.)

Die Heimfahrt nach Corallischken kann man ja nicht gerade als "Hochzeitsreise" bezeichnen, mit der Bahn von Königsberg bis nach Memel dauert es ja nur etwas länger als 4 Stunden, aber die beiden fanden es sicher schön, nun miteinander "zu Hause" zu sein.

An Arbeit fehlte es nicht, viele der männlichen Arbeitskräfte waren an der Front, ihre Arbeitsplätze wurden von russischen Kriegsgefangenen eingenommen, die sich gar nicht genug

darüber wundern konnten, wie viel in Deutschland gearbeitet wurde. "Ihr immer so viel rabotti - rabotti -! Wir bißchen kratzen, dann säen - wächst auch genug -!" Bei dieser Einstellung konnte man es nicht bewenden lassen, zumal sich im 3. Kriegsjahr schon Versorgungsmängel zeigten. So mußte es also mit "rabotti" weitergehn! Der Kämmer Tomeit, der schon zu Großvaters Zeiten seines Amtes gewaltet hatte, war zuverlässig tätig und setzte seine Arbeit getreulich fort, so daß der Betrieb in gewohnter Weise weitergeführt werden konnte.

Bei größeren Extraarbeiten im Hause wie Große Wäsche, Hausputz und Schlachtfest war die Frau vom Michel-Kutscher, von allen liebevoll "Frau Kutscherchen" genannt, als flinke und zuverlässige Hilfskraft nicht zu entbehren. Ihre straff geflochtenen Zöpfe trug sie rund um den Kopf fest aufgesteckt und darüber ein blütenweißes Kopftuch. Alles, was sie anfaßte, geriet ihr und man konnte merken, daß sie gern arbeitete. Sich das Hauswesen in Corallischken ohne Frau Kutscherchen vorzustellen ist einfach unmöglich! Ihr Blumengärtchen und das Gemüseland war gut gehalten, und ihre "Musche-Kuh" wurde gestriegelt und beim melken freundlich mit gutem Zureden bedacht, vielleicht gab sie deshalb so viel Milch. Zu dem hölzernen Butterfaß gehörte ein quirlartiger Stößel, der von Hand auf und ab bewegt werden mußte, dazu sagte Frau Kutscherchen das Vers'chen:

*Butter, Butter, komm zusammen,  
wie der Mann mit seiner Frau!"*

Im Gutshaus stellte sich nun Nachwuchs ein, als 1. Kind wurde am 18. Juni 1917 eine Tochter geboren, Margarete getauft, jedoch Dete genannt. Sie war ein "Frühchen", ein 7-Monatskind, wog nur knapp 4 Pfund und brauchte viel Pflege, bis sie ein normales Gewicht erreicht hatte.

Im Jahr darauf am 7. Juni wurde der Sohn Karl-Heinz geboren und am 2. Juni 1919 als 3. Kind wieder ein Mädchen,



das Jutta getauft wurde. Als Kindermädchen kam die Tochter von Frau Kutscherehen, Annchen, ins Haus. Als weitere Unterstützung kam Mutti's Mutter, unsere "Ommichen", von Königsberg nach Corallischken, an die ich mich aber nicht erinnern kann, denn sie starb bereits 1923, da war ich erst 2 Jahre alt.

Da ist nun also schon von der Nr. 4 die Rede, der munteren runden Tochter Ilse, geboren am 14.01.1921 und in einem zauberhaften Sommer heranwachsend. Da gibt es ein Foto, die Kleine bäuchlings auf einer Decke auf dem Rasen liegend, als Aufpasser den "großen Bruder" Karl-Heinz ernsthaft dabei sitzend. Die liebe Patentante, Mutti's beste Freundin Elsbeth Hirsch, Lehrerin in Libau, war zu Besuch gekommen und hat ihr Patchen reichlich verwöhnt.

Als am 08.07.1922 die Tochter Marianne geboren wurde, fuhr der Vati zum Amtsvorsteher nach Truschellen, um das Kind anzumelden. "Na, Herr Hundsdörfer, was jiebt's Neues?" "Wir haben wieder Zuwachs bekommen." "Na, herzlichen Jlickwunsch, da wollen wir jleich mal "einen" nehmen, Prost! Was is es denn, e Jungche?" "Nein, 'ne kleine Marjell." "Na, denn man Prost!" "Ist all' die 4 Marjell!" "Na, trotzdem: Prost!" Mit guten Wünschen für die Mutti und das Neugeborene fährt Vati wieder nach Hause. Leider war durch das viele Geproste ein Fehler ins Register gekommen: Geburtsdatum statt 08.07. der 09.07., das kam erst raus, als Marianne mit 15 Jahren einen Ausweis brauchte. Da es sich ja nur um 1 Tag Differenz handelte, wurde das Datum akzeptiert, zumal auch außer der Mutti keine Zeugen mehr vorhanden waren. Leider bekam die kleine Marianne im Babyalter Keuchhusten, sie war ganz schwer krank und wurde eigentlich nur durch die homöopathischen Tropfen gerettet, die mein Patenonkel Dr. Hans Schmitt aus Heydekrug der Mutti schickte. Geschwächt, wie das Kind war, bekam es anschließend auch noch Rachitis, dadurch war sie in ihrer Entwicklung sehr gehemmt, so daß sie erst zusammen mit dem am 30.07.1923 geborenen Jochen laufen lernte. Wie hat die

Mutti ihre kleine Marianne, die einen so schweren Start ins Leben hatte, beobachtet und gepflegt, bis alles ausgeheilt und überwunden war!

Zur Taufe von Jochen war der Onkel Bruno Quassowski, ein Vetter von Vati, als Pate geladen. Als ehemaliger Kapitän zur See war er weit in der Welt herumgekommen, war mit köstlichem Humor begabt und konnte z.B. pantomimisch unterstützt Balladen vortragen, daß die Zuhörer sich vor Lachen nicht zu fassen wußten. Sein Glanzstück war "Die Kraniche des Ibykus" von Schiller. Sein Patengeschenk war ein silberner, innen vergoldeter Schnapsbecher mit eingraviertem Monogramm, er meinte nämlich, daß der Sohn eines solchen Vaters und Patensohn eines solchen Patenonkels zwangsläufig ein Säufer werden würde, und da müsse eben rechtzeitig mit der Beschaffung von entsprechenden Gefäßen begonnen werden - !! (Es wurden so nach und nach 7 oder 8 Becher.)

Onkel Bruno, Tante Lisbeth und die Tochter Herta, die "Moritzl" genannt und von uns sehr bewundert wurde, weil sie einen kleinen Ball so hoch werfen konnte, daß man ihn nicht mehr sah, waren in den Sommerferien öfter bei uns zu Gast. Einmal passierte folgendes: der Michelkutscher, der die Gäste in Memel vom Bahnhof abgeholt hatte, kam schneidig vorgefahren, auf den Zuruf "prrr" stand der Wagen genau vor der Treppe von der Hofveranda, auf der wir alle zur Begrüßung versammelt waren. Onkel Bruno steigt aus, eilt an allen vorbei ins Haus bis ins Gute Zimmer, holt einen Stuhl herbei, klettert drauf und schaut in die Schale des Kronleuchters, klettert wieder herunter (wir alle waren ihm ins Haus gefolgt), verbeugt sich vor der Mutti, küßt ihre Hand und sagt: "Annichen, ich wollte doch bloß mal sehen, ob du eine gute Hausfrau bist. Letzten Sommer habe ich nämlich eine kleine Kugel Silberpapier in die Schale des Kronleuchters geworfen, und nun wollte ich doch sehen, ob bei Euch auch gründlich reingemacht wird!" Die Mutti wußte zuerst nicht so recht, was sie dazu sagen sollte, aber dann löste sich alles in einem herzlichen Gelächter.

Bei Kriegsausbruch meldete sich der Onkel Bruno, nun schon ein alter Herr und längst pensioniert, für irgendeine fürsorgerische Tätigkeit, die den Kameraden von der Kriegsmarine zugute kommen sollte. So wurde ihm und seiner Frau die Leitung eines Erholungsheimes in Spindelmühle im Riesengebirge übergeben, darüber habe ich sogar einmal in der "Wochenschau" einen Bericht gesehen. Beim Zusammenbruch 1945 konnte sich Onkel Bruno nicht dazu entschließen, alles, was ihm anvertraut war, im Stich zu lassen und schleunigst das Weite zu suchen. So fielen er und Tante Lisbeth den Polen in die Hände und haben Entsetzliches durchgemacht, wurden in ein Lager verbracht, wo Onkel Bruno an Typhus starb. Tante Lisbeth wurde nach Deutschland abgeschoben und lebte dann, von all' den schlimmen Erlebnissen etwas sinnverwirrt, in Kiel, wo sie Verwandte hatte.

Mit der Geburt der Tochter Barbara am 20.03.1927 vermehrte sich die Kinderzahl auf 7 (2 reizende Jungens und 5 schreckliche Mädchen). Die Kleine brachte fast 9 Pfund Gewicht mit, hatte pechschwarzes Haar und eine kleine Speckfalte auf der Stirn, sie gedieh prächtig und wurde ein ausgesprochenes hübsches Kind. Zur Pflege von Mutti kam ein großes blondes Mädchen, Annchen Skroblied, ins Haus, die wir riesig gern mochten, nur machte der Name Schwierigkeiten, wir hatten nämlich schon eine "Stuben"-Annchen und eine "Küchen"-Annchen, so wollten wir einen neuen Rufnamen für sie finden. Annana oder Ananas ging ja auch nicht so recht, da kam der Karl-Heinz auf die Idee "wenn schon 'ne Südfrucht, denn eben **Banane!**" und dabei blieb es. (Als ich im Jahre 1963 zu Schiff von meiner Kanadareise zurückkam, kommt mir auf der Kolumbuskaje in Bremerhaven eine große schlanke blonde Frau in Schwestertracht entgegen, und ich rufe spontan: "Mensch, Banane, wo kommst du her?" Sie dreht sich um und sagt: "Banane?? Das kann bloß einer von Hundsdörfers sein! Mensch Ilsebill, und wo kommst du her?" Und seitdem ist der Kontakt zwischen ihr und mir nie wieder abgerissen.)

Als tüchtige Kraft in der Wirtschaft erwies sich der Inspektor Michel Skrandies, von Dete und Karl-Heinz "Onkel Tandies" genannt (wer kann wohl S-k-r so hintereinander weg richtig aussprechen), der oft den kleinen Jungen vor sich in den Sattel setzte, wenn er aufs Feld ritt. Das neue Kinderfräulein hieß Klara, auch dieser Name wurde, weil so schwer auszusprechen, in "Tadachen" geändert. Zwischen ihr und dem Inspektor entwickelte sich ein Liebesverhältnis und es kam bald zur Verlobung. Nun mochte der "Onkel Tandies" es nicht mehr hören, daß seine Braut von den Kindern "Tadachen" genannt wurde, und er sagte zum Karl-Heinz: "Du darfst nicht mehr mit mir ausreiten, wenn du zu Eurem Fräulein nicht "Klara" sagst!" Die Augen von Karl-Heinz füllten sich mit Tränen, und er sagte ganz traurig: "Ich kann doch aber nicht **Klara** sagen!!"

Kurz nach ihrer Verheiratung übernahm das Ehepaar das Gut Birkenwalde als Verwalter im Auftrag einer Bank, so mußten die Eltern einen neuen Inspektor und desgleichen ein Kinderfräulein suchen. Und so kam Trude Silkeit, unsere "Tutsen" zu uns nach Corallischken, und eine bessere Betreuerin und Erzieherin hätten wir uns nicht wünschen können.

Gleich am ersten Sonntag wollten wir ihr nun "alles" zeigen, wir kannten uns ja schon als kleine Kinder überall aus, und es war ganz selbstverständlich, daß wir das Herumstromern als eine Art Sport betrachteten. Wir waren noch gar nicht weit gekommen, da blieb die Tutsen plötzlich stehen und sagte: "Kinder, Kinder, lauft bloß nicht weg, ich find' nicht wieder nach Hause!" Wir prusteten los und wollten uns totlachen, daß ein erwachsener Mensch nicht wieder zurückfinden könnte!

So weit wir rundherum gucken konnten, war ja alles "unser" und unser Vater kam uns vor wie ein König. Die umwohnenden Bauern grüßten selbstverständlich zuerst, wenn sie ihn trafen, und er war allgemein beliebt auf Grund seiner Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit.

Nach dem schönen Sprichwort "Was nicht verboten ist, das ist erlaubt" genossen wir viel Freiheit, aber wir wußten auch, wo die Grenze war. Auf Bäume klettern, im Wasser herumpatschen und was es an ähnlichen Vergnügungen gab, durften wir nach Herzenslust. Im Frühsommer konnten wir es kaum abwarten, daß wir endlich barfuß laufen durften. Wir trugen Spielanzüge in gedeckten Farben, mit bunten Borten aufgemuntert, in denen wir uns wohlfühlten und bei denen es nicht so auf die unvermeidlichen Dreckspritzer ankam. Wir hatten da an der Baugst eine Stelle gefunden, wo am Ufer eine kleine Sandbank angeschwemmt war, da haben wir uns "Pampellöcher" gemacht, indem wir auf der Stelle traten und dadurch nach und nach in den weichen Boden einsanken. Natürlich ging's um die Wette, wer am tiefsten reinkam, möglichst bis übers Knie, hatte gewonnen. Sand, Matsch und Wasser spritzten uns bis über die Ohren, und es war ganz herrlich!!

Unser Jochen war ein richtiger Dreckspatz, von klein auf trieb er sich am liebsten auf dem Hof oder in den Ställen herum, und dem Vati machte es Spaß, daß der kleine Lorbaß echtes Interesse an der Landwirtschaft bezeigte. Da hatten wir mal zu Beginn der Erntezeit anhaltend regnerisches Wetter, und der Vati klopfte öfter ans Barometer und äußerte Besorgnis und Unmut darüber, daß es immer noch nicht steigen wollte. Dem Jochen war's klar, daß der Apparat an der Wand irgendwas mit dem Wetter und den Ernteaussichten zu tun hatten und so kletterte er auf Mutti's Truhe, klopfte mit seinem kleinen Zeigefinger gegen das Glas, drehte sich strahlend zum Vati um und verkündete: "Vati, teicht (steigt) für immer!"

Er war noch so klein, daß er den Pferden grade bis an den Bauch reichte, da brachte der Inspektor ihn ins Haus, er hatte ihn im Pferdestall erwischt und schimpfte, daß das ganze Haus voller Weiber steckte, aber niemand auf den kleinen Bengel aufgepaßt hätte, wie leicht hätte ihm was passieren können.

Wenig später kannte der Jochen die Namen der Gespannführer (1 Gespann = 4 Ackerpferde) und der Sattelpferde, wußte, wo Mist gefahren und gepflügt wurde, und oft genug konnte man es deutlich riechen, wo er wohl gewesen sein mochte. (In der Familie hieß es: "Der Jochen ist nur im Badewasser anzufassen möglich, nachdem die erste Schicht abgeschrubbt worden ist!".)

Er und Marianne waren lange Zeit gleich groß, sie waren wie Zwillingen, oder besser gesagt wie Max und Moritz und immer zu allerhand Unfug aufgelegt, wenn sie nicht gerade verzinkt waren.

Einmal glückte ihnen ein richtiger Fischfang: zwischen dem Schilfteich und der Baugst gab es einen schmalen Durchlaß, und als die beiden Steppkes eines Morgens da herumstrolchten, sahen sie einen großen Hecht, der wohl auf dem Weg aus dem Teich ins fließende Gewässer da stecken geblieben war. Was tun? Ihn anzufassen und herauszukriegen reichten Mut und Kraft nicht aus, aber entwischen sollte er ja auch nicht. So packten sie ihm Steine vor Kopf und Schwanz und rannten dann schnell ins Haus, den großen Bruder Karl-Heinz zu holen, der den schönen Fisch herausholte und in der Küche ablieferte.

Da fällt mir ein, daß ich auch mal eine Erlebnis mit einem Hecht hatte: ich war morgens an die Baugst gelaufen und sah auf einer Sandbank einen großen Fisch liegen, der sein Maul bedrohlich aufriß (natürlich aus Luftmangel, was ich aber nicht wußte). Entkommen sollte er mir aber nicht, wenn ich mich auch nicht traute, ihn anzufassen. Ich fand einen großen Stein, den ich ihm auf den Schwanz packte, dann lief ich ins Haus, den Karl-Heinz zu Hilfe zu holen, der das mächtige Ungetüm in die Küche brachte.

Das Mariannchen war zu einer kleinen rundlichen Person geworden, noch ein bißchen weich im Fleisch und zunächst nicht so ganz intakt mit der Verdauung, dazu durch einen "S-lick auf

der S-Zunge" ein wenig sprachgestört. Als ihr mal wieder ein Malheurchen passiert war, wurde sie von den größ'ren Geschwistern ausgeschämt: "Pfui, Marianne, was hast du gemacht! Pfui, pfui!!" Da wurde die Kleine fuchsteufelswild und schrie: "Du jei man janz still, du hast auch nich Keichhusten jehabt! Ei weichst noch, wie du de Bixe vollje-s-chise hast von obe bis unte?? Ei da!!!"

Einmal saß sie ganz vergnügt in ihrem Bett, spielte mit ihrer Haarschleife und sang dazu, während sie sich hin und her wiegte:

*"S-s-s-öne Band habe ich!  
Kruppetettchen bin ich!"*

Was das bedeuten sollte, konnte niemand erraten, es war ihre ureigene Erfindung.

Wir älteren Schwestern nannten sie zum Spaß "Pudding", sie macht aus diesem für sie wohl schwierig auszusprechendem Wort "Punding" und knüpfte daran die Betrachtung: "Bist ein Punding, bleibst ein Punding, wirst nie anders heißen...."

Einige Zeit später hatte sie sich, sobald sie für irgendwelche Streiche ein paar hintendrauf zu erwarten hatte, ein schlaues Ausweichmanöver ausgedacht: sie rief jammernd: "Ich muß -- ich muß!!!" und entwetzte aufs Klo, wo sie sich einschloß und erst wieder zum Vorschein kam, wenn der Ärger abgeflaut war. Irgendwann einmal wurde es dem Vati zu bunt mit dieser Ausrede, er hielt sie fest, um die Strafe zu vollziehen (verflixte Marjell, diesmal gibt's aber was!) - da machte sie tatsächlich eine Pfütze auf den Fußboden!

Der Jochen hatte mal einen Freund unter den Leutekindern, das war der rothaarige Sohn vom Oberschweizer namens Walter. Seine Manieren waren nicht die feinsten, er pupste nämlich immer vor sich hin. Da machte Jochen folgendes Vers'chen:

*Walter, Walter,  
in de Bixen knallt, &r  
steigt er auf die Leiter,  
knallt er immer weiter,  
kommt er wieder runter,  
knallt er immer munter.*

Und der Bengel fühlte sich noch hochgeehrt, daß auf ihn ein "Gedicht" gemacht worden war...

Unter den Gespannführern gab es einen namens Jankus (Anredeform "Jankau"), der trug immer eine alte rote Strickjacke, und oft nahm er den Jochen mit auf dem Sattelpferd, wodurch die Zuneigung noch gesteigert wurde. Jutta und ich waren hinten im Garten, als auf einmal der Jochen angelaufen kam und ganz aufgeregt sagte: "Jutta, Ilse, ich hab' ein Gedicht gemachtem und man kann es auch singen!" Wir waren neugierig und sagten: "Na, los Jochenke, laß' hören!!" und er bölkte los: "Jankau mit seinem roten Gewann - annn!" Wir forderten eine Wiederholung, und aufs Neue ertönte sein "Gesang" (draußen fuhr gerade der Jankus mit einer Fuhre Mist vorbei) und wir platzten los und lachten ihn aus; da wurde er richtig wütend, und wir machten, daß wir wegkamen, er hätte uns sonst bestimmt gehauen.

Da war unser großer Bruder doch ganz anders geartet: in den Sommerferien konnte er stundenlang mit seiner selbstgebastelten Angel und einem Buch an der Baugst sitzen, das war seine beste Unterhaltung. Am liebsten las er "Das Grenzerbuch" von Friedrich von Gagern, außerdem die spannenden Indianergeschichten von Karl May. Auch hatte er sich im Park ein Baumhaus gebaut, wo ihn niemand stören konnte. Natürlich half er uns; wenn wir allein mit unseren Vorhaben nicht zu Rande kamen. So waren wir z. B. mal an der großen Eiche im Park beschäftigt, da man aber zum Spielen auch Wasser braucht, kletterte der Karl-Heinz über den Zaun, wir reichten ihm unsere Eimerchen zu, und bald hatten wir eine herrliche Modderpampe angerührt. Beim Zurückklettern



über den Zaun löste sich eine Latte und Karl-Heinz stürzte rücklings den Abhang hinunter. Er hatte sich arg weh getan, und weil nun schon mal ein Loch im Zaun war, kroch ich durch und zu ihm hin, holte Wasser und versuchte damit seine Schulter zu kühlen, während Jutta zu Mutti lief und von dem Unfall berichtete. Ach Herrjeh, das paßte ja nun gar nicht, Mutti war beim Himbeerenpflücken, und da sie ja nicht durch das Loch im Zaun kriechen konnte, mußte sie außen herum gehen, wo sie dann ihren Ältesten in einer Wasserlache liegend fand. "Steh auf!" "Mutti, ich kann nicht, es tut so weh!" "Du mußt aber aufstehen!!" Er rappelte sich hoch und kriegte als erstes 'ne Backpfeife. Dann wurde der Arm notdürftig geschient und los ging's im Einspanner schlicker-schlacker nach Memel ins Krankenhaus. Es war ein komplizierter Bruch, der aber tadellos verheilte.

Schwierigkeiten hatte Karl-Heinz mit einem frühzeitig einsetzenden Wachstum (er wurde schließlich 1,98 m groß), das ihn sehr anstrengte, er war stets müde und saß in zusammengerutschter Stellung da, und der Vati ermahnte ihn ständig: "Jung, sitz grade!", was aber nichts nützte. Mutti besprach sich mit dem Arzt, der zur Vermeidung von Wachstumsschäden bestimmte gymnastische Übungen für notwendig hielt, Mutti bekam also einen langen Zettel, auf dem alles beschrieben war, und die Eltern beschlossen, daß wir alle bei den Übungen mitmachen sollten, und sogar der Vati legte sich auf den Fußboden und strampelte tüchtig mit den Beinen.

Unser Karl-Heinz war ein Tüftler und Grübler, dazu ein geschickter Bastler und konnte sich stundenlang mit seinem Stabil-Baukasten beschäftigen. Er hatte auch Gußformen für Bleisoldaten, und wir sammelten alle brauchbaren Buntmetall-Abfälle, die in einem Schmelzlöffel erhitzt wurden, was immer mit Gestank verbunden war wegen der anhaftenden Farb- und sonstigen Reste, die von der Gußmasse abgekratzt werden mußten.

Verglichen zur heutigen Zeit hatten wir wenige Spielsachen. Einmal "erbt" wir einen kleinen Eisenbahnzug mit einer Lokomotive, die nicht mehr aufzuziehen ging, mehreren Wagen und einer Menge Schienen. Wir mußten nun eine Strecke aufbauen mit dem nötigen Gefälle, das dem "Bähnle" genügend Schwung verlieh, was gar nicht einfach war, denn es sollte ja weder umkippen noch aus den Schienen springen, vielmehr sein Ziel unbeschadet erreichen. Das war eine Aufgabe, die uns stundenlang beschäftigte.

Auch der große Baukasten mit Vierkanthölzern von 3 cm bis 42 cm bot vielerlei Möglichkeiten der Beschäftigung, man konnte Häuser, Türme und mancherlei der Phantasie entsprungene Gebilde erstellen, nur war das Einräumen eine zeitraubende Tätigkeit, der wir uns nur widerwillig fügten.

Ich hatte 2 Puppen, der Junge hieß Klaus und trug einen Matrosenanzug, das Mädchen hieß Isolde und hatte ein langes Prinzeßkleid. Sie waren beide sehr hübsch mit ihren Porzellangesichtern, den Echthaar-Perücken und den Klappaugen. Als dann aber der Jochen beiden die Frisuren abriß, um in die Köpfe reinzugucken, wie das mit den Augen funktionierte, habe ich mich richtig daran verekelt und nie wieder mit Puppen gespielt.

Den größten Spaß machte es mir, im Winter, wenn das Schaukeltrapez im Flur angebracht war, fleißig zu schaukeln, dazu sang ich dann "Was machst du mit dem Knie lieber Hans", eine Melodie, die sich ohne Abnutzungserscheinungen -zig mal wiederholen ließ. Schließlich wurde es dem Vati zuviel, er kam sichtlich ungehalten aus dem Wohnzimmer herbei und meinte, ich könnte doch mal etwas anderes singen, zumal am Sonntag!! Da sang ich denn das schöne Kirchenlied: "So nimm denn meine Hände..."

Mit meinem dauernde Gesinge und Gepfeife bin ich den Hausbewohnern so auf die Nerven gefallen: so fragte mich die

Tutsen einmal. "Ilske, sei doch mal still - pfeift da nicht einer?" Und ich antwortete ganz unbefangen: "Aber Tutsen, das bin ich doch!!"

Jochen war ja ganz schön dreibastig und kam oft mit ziemlich rüden Redensarten, die er wohl im Pferdestall aufgeschnappt hatte, ins Haus zurück und brachte es fertig, zur Bekräftigung auf den Fußboden zu spucken! Die Trudchen sah ihn warnend an und sagte: "Jochen, so wahr ich hier sitze: du gehst hin und leckst das auf!" Wenig später wiederholte sich die Szene: Trudchen sah den Missetäter nur an, und er kniete sich hin und leckte seine Spucke auf!

Zu einem der sommerlichen Kindergeburtstage wurden Gäste erwartet, die sich jedoch verspäteten. Wir trödelten auf dem Hof herum, um Ausschau zu halten. Am Gartenzaun entlang war ein Graben, in dem Wasser mit Jauche vom großen Misthaufen vorm Kuhstall vermischt in den Gartenteich abfloß. Über den Graben waren ein paar Bretter gelegt, und wir vertrieben uns die Zeit, indem wir darauf hin- und herbalancierten. Jochen, mit seinem besten Samtkittel herausgeputzt, meinte verächtlich, daß sowas nur für "Marjellen" das Richtige wäre, er würde uns mal zeigen, wie er 'rüberspringen könnte! Aber ob der Anlauf zu kurz war oder nötige Schwung aus anderen Gründen nicht zustande kam, kurz und gut, Jochen plumpste genau in den jaucheduftenden Modder! Und in dem Augenblick kam der Kutschwagen mit den Gästen angefahren. Wir Mädels hatten ja Glück, daß unsere Kleider keine Schmutzspritzer abgekriegt hatten, aber wie sah der Jochen aus! Er mußte in einer Wanne draußen vor dem Küchenfenster abgeseift und das Wasser öfter erneuert werden, bis von dem "Duft" nichts mehr zu merken war.

Mutti hatte die Verspätung der Gäste noch schnell dazu ausnutzen wollen, dem Karl-Heinz mit ihrer Frisierschere die Haare zu schneiden, sie hatte gerade einen Streifen abgeschoren, da war der Besuch da. Es wäre ja niemand etwas aufgefallen,

wenn nicht Jutta gesagt hätte: "Wollt ihr mal sehen, wo die Mutti angefangen hat, dem Karl-Heinz die Haare zu schneiden?"

An einem andern Sommersonntag hatte ich nichts besseres zu tun, als - angetan mit frischem Kleidchen samt Schürze - auf einen Apfelbaum zu klettern, von dem man sich so schön mit "Bauchwelle" herunterschwingen konnte. Ich hatte schon losgelassen und gar nicht bemerkt, daß sich die Schürze um den Ast gewickelt hatte. Da hing ich also wie Absalom am Baume, wenn auch nicht an den Haaren. Jochen spielte in der Nähe und ich rief ihm zu, er möge doch ganz schnell den Vati holen, der mir herunterhelfen müßte. Jochen lief - haste was kannst - ins Wohnzimmer und rief ganz aufgeregt: "Vati, Vati, komm nur schnell in den Garten, die Ilse hängt am Baum, und nicht mal, wo die Sonne scheint!"

Eigentlich sollte ich ja ein Junge werden, und so hieß ich denn auch eine Zeitlang "Fritzchen", bekam ein Taschenmesser, mit dem ich mir eine Reitgerte zurechtschnibbeln konnte, die Haare wurden bis auf einen kurzen Schopf abgeschnitten, und ich lief in Hosen herum und fühlte mich richtig als Junge, zumal ich ja auch schon prächtig pfeifen konnte. Da kam mal Besuch, ein "Onkèl", der wohl wußte, daß wir eine Menge Kinder waren, aber nicht genau wieviele Jungen und Mädchen. Vati sah mich auf dem Hof herumschlendern, rief mich herbei und sagte: "Sag dem Onkel mal guten Tag!" Dieser streckte mir seine Hand entgegen und fragte: "Na, wie heißt du denn, mein Kleiner?" Da machte ich einen Knicks und lispelte: "Ilse!"

Wegen meines Gelispels wurde ich von den Geschwistern weidlich verspottet, so sollte ich mal den Vers nachsprechen:

*"Mein Vater lispelt,  
meine Mutter lispelt,  
alle meine Geschwister lispeln,  
bloß ich allein lispel nicht..."*

Natürlich klappte das nicht, und ich wurde immer wieder die Zielscheibe der Betrachtungen, bis der Sprachfehler überwunden war. Übrigens konnte ich herrlich Fratzen schneiden, da wurde mir dann von den Geschwistern versichert, wenn die Uhr 12 schlägt, während ich gerade eine Fratze schnitte, würde mein Gesicht so stehen bleiben. Wir saßen gerade beim Mittagessen, und der Uhrzeiger rückte auf die 12 - da raffte ich allen Mut zusammen und schnitt eine greuliche Fratze, aber es passierte natürlich nichts, und von da an habe ich den Geschwistern nicht mehr so recht geglaubt.

Als kleine Kinder bekamen wir unser Essen im Kinderzimmer, am großen Eßtisch zu sitzen wurde erst dann erlaubt, wenn wir gelernt hatten, manierlich mit Messer und Gabel umzugehen. Wenn trotzdem ein Malheur passierte, hieß es: "Nimm deinen Teller und verschwinde ins Kinderzimmer!" und das war natürlich eine große Schande. Auch bei Tisch mit den Beinen zu baumeln war nicht erlaubt, und wir konnten es uns nicht erklären, wie die Mutti das merkte, ohne unter den Tisch zu blicken; offenbar konnte sie durch die Tischplatte sehen! Jeden Sonntag gab es frisches Tischzeug, und wehe! wenn eins von uns Kindern den 1. Fleck darauf machte.

Am ersten Abend, an dem die Trudchen mit den Eltern beim Abendbrot saß, öffnete sich die Tür zum Kinderzimmer, der Jochen kam hereinspaziert, ging zum Vati, der ein Stück Käse abschnitt, Jochen kassierte seinen Obolus und verschwand. Die Tutsen betrachtete diesen Vorgang mit Mißfallen, und als sich die Szene am nächsten Abend wiederholte, stand sie auf, öffnete die Tür zum Kinderzimmer und sagte: "Kinder, kommt alle her, der Vater verteilt Käse!" Von da an war Jochens Privileg dahin, und ich glaube es hat den Eltern imponiert, daß die Trudchen ihrem Gerechtigkeitsgefühl zum Sieg verholfen hat. Wir waren ja eine richtige Rasselbande und so verschieden, wie es Kinder von den gleichen Eltern irgend sein können. So war es wohl zunächst gar nicht so einfach, uns in unserer Wesensart zu erkennen, aber unsere Tutsen hatte von Anfang an die richtige Art, mit uns

umzugehen. Sie kümmerte sich auch um unsere Kleidung, war sehr geschickt im Umgang mit der Nähmaschine und sang, während sie mit allerlei Ausbesserungsarbeiten beschäftigt war, die herrlichsten Moritaten wie z. B. "Sabinchen war ein Frauenzimmer", oder "Maricchen saß weinend im Garten" oder "Die Räuberbraut". (Nach dem Krieg war sie in einem Dorf in Sachsen in der Nähe von Grimma gelandet, ich schickte ihr dorthin mal zu Weihnachten das von Bele Bachem illustrierte Büchlein "Lieder aus der Küche", sie war davon hell begeistert und schrieb mir einen Dankesbrief, der in der Feststellung gipfelte; "Solch schöne Lieder gibt es heute nicht mehr!") Wenn zweimal im Jahr die Hausschneiderin kam, um unsere Kleider passend zu machen (einen solchen Aufwand wie heutzutage mit wegschmeißen und neu kaufen konnte sich niemand leisten, auch war die Konfektion noch nicht so weit, daß man alles in allen Größen und Zwischengrößen hätte kaufen können), da waren die geschickten Hände der "Haus-Schneiderschen" unverzichtbar. Und natürlich half die Tutsen emsig mit, machte Vorschläge, nähte Knöpfe an, plättete die Nähte aus und hängte die fertigen Sachen weg.

Einmal nähte Trudchen aus einem Stoffrest ein Kleidchen für Bärbel, die eitle kleine Trine konnte es kaum erwarten, daß es fertig wurde. Als sie es angezogen hatte, lief sie in die Küche, machte vor der Katze einen Knicks und sagte: "Guck mal, Piczi, bin ich nicht niedlich?" Sie war ja wirklich ein bildhübsches Ding und wußte das auch ganz genau. So konnte sie z. B. stundenlang an Mutti's Frisiertisch sitzen und sich im Spiegel betrachten. Zum Glück waren keine Kosmetika vorhanden, sonst hätte sie bestimmt mit dem Schminken angefangen!

Von klein auf war sie von einem unbezähmbaren Freiheitsdrang besessen, sie verschwand einem sozusagen unter den Händen und wanderte drauflos, egal wohin, sie wußte, daß ihr nichts passieren würde, und dann kam zu Hause irgendwann ein Anruf an, ob nicht eins von den großen Geschwistern kommen und sie abholen könnte! Gescholten oder gestraft wurde

sie nie wegen ihrer Exkursionen, sie war ja "die Kleine" und wir älteren hätten eben besser auf sie aufpassen müssen.

Aber trotz solcher Zwischenfälle ging es fröhlich im Hause zu, es wurde viel gelacht und gesungen, so war z. B. eine Hausschneiderin, als sie zum ersten Mal zu uns kam, furchtbar erstaunt darüber und sagte zur Trudchen. "Fräulein Trudchen, wie soll das bloß werden? Wer am Morgen schon so viel lacht, den holt nachmittags der Deiwel!" Trudchen beruhigte die Ängstliche mit der Antwort: "Da machen Sie sich man keine Sorgen, die lachen hier den ganzen Tag!" Was das Singen anbetrifft: wir sind mit den Liedern aus "Der kleine Rosengarten" von Hermann Löns groß geworden, ich konnte noch gar nicht richtig sprechen, da sang ich schon eifrig mit! Doch mit Beginn des Schulunterrichts fing nun schon mal für die beiden Ältesten, Dete und Karl-Heinz, der Ernst des Lebens an....

Unsere Hauslehrerin war ein Fräulein Kaufmann, schon etwas ältlich und magenkrank, jedoch konsequent und eifrig bestrebt, ihren Schülern alle erforderlichen Kenntnisse, dem amtlichen Lehrplan gemäß, beizubringen. Ich glaube, das Schwierigste war zunächst, den lebhaften und an Freiheit gewöhnten Kindern das Stillsitzen klarzumachen. Dete war ein schwieriges Kind und neigte zu Zornesausbrüchen, weswegen sie öfters mit der "Dunklen Ecke" im Eßzimmer Bekanntschaft machen mußte. Dem Vati tat das manchmal richtig leid, er ging dann zu ihr und fragte sie, ob der Bock schon aus dem Garten sei. Immer noch von Schluchzen unterbrochen kam die Antwort: "Bad -- bald --, lieber Vati!"

In den Unterrichtsstunden erwies sie sich bald als aufmerksam und wißbegierig, und als ich neugierige kleine Spinatwachtel ihr bei den Schulaufgaben zuzusehen begann, fing sie an, mich zu unterrichten, das führte dann dazu, daß ich ohne Schwierigkeiten mit Jutta zusammen, die immerhin 1½ Jahre älter war als ich, in die gleiche Klasse gesetzt wurde. Nun hatte Fräulein Kaufmann also schon 4 Schüler und nach Beendigung

der Grundschuljahre mußten wir in Memel eine Prüfung machen, ob unsere Kenntnisse ausreichend für die Oberschule waren. Wir wurden aber erst in die Quinta, also 1 Jahr später, eingeschult, denn der Weg in die Stadt mit der Kleinbahn bedeutete für uns, daß wir spätestens um 6 Uhr früh aufstehen mußten. Mutti ließ es sich nicht nehmen, uns alle morgens beizeiten zu wecken, und wenn im Winter die Fensterscheiben mit dicken Eisblumen bedeckt waren, ahnten wir schon, wie kalt es draußen sein würde, aber Schuleschwänzen gab es nicht, und wir durften nur zu Hause bleiben, wenn wir wirklich krank waren. Dann hat Mutti uns aber auch hingebend gepflegt, und wenn sie mit all ihren Kenntnissen und Methoden nichts erreichte (was aber nur selten vorkam), wurde Dr. Dieckert oder Dr. Westermann aus Memel herbeigerufen.

Fräulein Kaufmann verließ uns aus Alters- und Krankheitsgründen, ihre Nachfolgerin war ein Frl. Hoening, eine resolute Person Ende Zwanzig, die uns gewaltigen Respekt einflößte. Zu der Zeit hatten wir einen Inspektor namens Baldschus, der sofort ihr Mißfallen erregte, das sie unserer Trudchen gegenüber etwa folgendermaßen äußerte. "Baldschus - igitt - wie kann 'n Mensch bloß "Baldschus" heißen? Und bei Tisch - da sind seine Manieren ja nicht gerade die feinsten!" und so in dem Stil häuften sich ihre kritischen Äußerungen. Da sagte die Tutsen mal ganz bedächtig. "Fräulein Hoening, Fräulein Hoening - ! Sehen Sie auf Ihre Worte! Es hat schon manch einer hinterher beleckt, was er zuerst bespuckt hat!!" Und was geschah: der Inspektor heiratete die Hauslehrerin, sie erwarben ein Bauerngrundstück und wirtschafteten erfolgreich und tüchtig!

Für Jochen und Marianne kam dann als Lehrerin Frl. Gelbinnes zu uns, sie war lieb und freundlich, jedoch wenig energisch, und ihre beiden Zöglinge witterten gewissermaßen Morgenluft und waren unaufmerksam und sogar frech, so daß sie keinen leichten Stand hatte, bis die Eltern sich einschalteten und wieder Ordnung einkehrte.



Unsere Bärbel ging dann bei Herrn Neuhaus zur Schule, mit dessen Tochter Gisela sie sich angefreundet hatte. Für ein Einzelkind eine Lehrkraft zu halten, wäre auch zuviel Aufwand gewesen.

Um diese Zeit herum muß es gewesen sein, daß auf Bitten von Trudchen ein Gong angeschafft wurde, ein großes blankes Messing-Ding, weithin hörbar (und das war ja auch der Zweck), das uns zu den Mahlzeiten zusammentrommelte. Da sah der Inspektor mal, wie der Jochen im Galopp nach Hause rannte und rief ihm zu: "Na, Jung, warum haste es denn so eilig?" "Jakuscheit, laß mich zufrieden, ich hab' keine Zeit: die Trudchen hat gegongt!"

Sie war ja nicht direkt "streng", sie war einfach konsequent, und wenn wir uns z. B. weigerten, unser Spielzeug in den Schrank einzuräumen, weil es Zeit fürs Abendbrot war, dann sagte sie. "Na schön, dann hol' ich Schaufel und Besen, feg' alles zusammen und tu's in den Ofen!" Wir ahnten ja nicht, daß sie das in Wahrheit ja nie getan haben würde, aber die bloße Drohung genügte, wir beeilten uns, alles in den Schrank zu stopfen (ordentlich brauchte es ja nicht zu sein) und abzuschließen, damit die Tür nicht aufsprang und womöglich alles wieder herausfiel.

Im oberen Teil des Spielschranks waren die Bücher untergebracht, sehr geliebt waren "Die Wurzelkinder" und "Prinzeßchen im Walde" und ganz unentbehrlich war "Auerbachs Kinderkalender", und zwar nicht nur zum lesen, sondern auch zur Einstudierung von Theaterstücken, für die wir die "Kasper-Köpfe" aus Zeitungspapier und Kleister, die dann bemalt wurden, selbst herstellten, natürlich unter Anleitung von Trudchen, die aus Stoffresten die nötigen Kostüme herstellte. Die Aufführung war an einem der Weihnachtstage, die "Kulisse" war eine Bettdecke, die zwischen die Tür gespannt war. Wir holten Stühle aus dem Eßzimmer, und wenn alles vorbereitet war, wurden die Gäste zur Vorstellung gebeten. Zur Belohnung

wurde eine Tafel Schokolade an die "Schauspieler" verteilt und die Krümelchen noch in ein aufgesperrtes Schnäuzchen geschüttet (Schokolade gab's ja selten und war daher etwas ganz Besonderes). Wir waren ja in keiner Weise verwöhnt; auch am Essen herumzumäkeln war nicht erlaubt, es ging nach dem Prinzip: es wird gegessen, was auf den Tisch kommt! Nur zu den Geburtstagen wurden Ausnahmen gemacht, da durften wir uns ein Leibgericht zu Mittag wünschen und bei Mamsellchen sogar eine Torte bestellen! Unser Mamsellchen, Klara Petkat, war wirklich eine Künstlerin. Der Küchenherd wurde mit Holz und Kohlen beheizt, da war es gar nicht so einfach, eine gleichmäßige Temperatur zu halten, ich kann sie noch nachträglich dafür bewundern. Und ihre Torten waren einfach köstlich, schön mit Marmelade und Buttercreme in mehreren Schichten gefüllt und - schön wie in einer Konditorei - garniert!

Mamsellchen hatte ja wirklich ein reichliches tägliches Programm abzuwickeln, das fing an mit dem Schulbrot für uns Kinder, dann war für die regelmäßigen 4 Mahlzeiten pro Tag für mindestens ein Dutzend Leute zu kochen. Für die einfachen Arbeiten wie Kartoffeln schälen, Gemüse putzen usw. war ein Küchenmädchen da, das auch abends die Milch separierte und den Küchenabwasch machte, oft von herzerreißenden Gesängen begleitet.

Aufräumen, sauber machen, Tisch decken, Geschirr spülen und was dergleichen mehr war, gehörte zum Aufgabenbereich des Stubenmädchens. So waren alle in solch einem großen Haushalt anfallenden Arbeiten aufgeteilt. Die Mädchen vertrugen sich durchweg ganz gut miteinander, und über das freie Wochenende wurden sie sich auch einig. Als einmal eins der Mädchen am Sonntagabend verspätet von einer Tanzerei zurückkam, fand sie den Nebeneingang abgeschlossen. Sie wußte, daß der Inspektor einen Schlüssel hatte und klopfte also bei ihm. Er wurde wach und fragte: "Wer ist denn da?" "Na, eech" "Wer zum Donnerwetter ist "eech""? Kichern an der Tür: "Herr Entspeckter kennt nich mal mir---!!"

Nun will ich noch von unserer Dorfschule berichten Heute wird ja mit Verachtung über die "Einklassigen Dorfschulen" gesprochen, die angeblich kein Niveau besaßen, und in denen die Kinder nicht genügend lernen konnten. Dem kann ich nicht zustimmen! Die Lehrer brachten nicht nur Kenntnisse mit, die sie in der Präparandenanstalt (Lehrerseminar) erworben hatten, sie verfügten auch über ein ausgesprochenes Organisationstalent, das sie dazu befähigte, die einzelnen Jahrgänge im Unterricht so zu beschäftigen, daß sie einander nicht störten. Der Lehrplan wurde strikt eingehalten, die Fächer waren: Lesen, Schreiben, Rechnen, Heimatkunde, Musik, Religion - ich habe gestaunt, über was für Kenntnisse die Kinder verfügten, besonders auch im Rechnen (Grundlage: das kleine und das große Einmalcins), und ich möchte behaupten, daß sie für das Leben, das sie zu erwarten hatten, ausreichend vorbereitet wurden.

Unser Herr Neuhaus war nicht nur ein ausgezeichnete Lehrer, er war nebenbei auch noch Imker und hatte eine Anzahl Bienenstöcke im Garten. Wir bekamen jedes Jahr eine große Portion Honig von ihm (schließlich "weideten" seine Bienen ja auf unseren Kleefeldern und Lindenbäumen), der Honig war natürlich keine "Zwangsabgabe", vielmehr herrschte zwischen Gutsherr und Lehrer ein durchaus freundschaftliches Verhältnis, wie ja unser Vater immer nach dem alten Grundsatz "leben und leben lassen" verfuhr. Der Weg am Schulhaus vorbei führte am Eichenwald entlang zum Vorwerk Karlshof, das an einen Herrn Fenselau und später einen Herrn Ptach verpachtet war, mit letzterem hatte unser Vater viel Ärger und mußte öfters den Rechtsanwalt einschalten.

Der Eichenwald war ein großer schöner Bestand an hohen Bäumen und gewissermaßen unsere "Sparkasse", denn er stellte einen beachtlichen Wert dar. Nach der Beendigung der Kämpfe zwischen "Weiß" und Rot" in Rußland kam mal ein Russe zu uns und fragte nach Arbeit. Der Vati meinte, das müsse ein ehemaliger Zarenoffizier gewesen sein, und er wußte ihn zunächst nicht recht unterzubringen, schließlich gab er ihm den

Auftrag, die Abzugsgräben im Eichenwald zu säubern, das hat er zur Zufriedenheit auch gemacht. Schließlich verließ er uns, er hatte anscheinend irgendwelche Freunde ausfindig gemacht, die ihm dann weitergeholfen haben.

Um noch einmal auf die "Eiserne Division" zurückzukommen: durch Unvorsichtigkeit kam Feuer aus, dem 2 Scheunen und 1 Speicher zum Opfer fielen, und als die Versicherungssumme ausgezahlt wurde, hatte die Inflation begonnen und man konnte für den Betrag ein Paket Streichhölzer kaufen!. Die Gebäude sind nie wieder aufgebaut worden...

Nun zurück zur Familie! Das erste Fest im Neuen Jahr war Vati's Geburtstag am 4. Januar. Als wir noch klein waren, kamen wir morgens, noch in den Nachthemdchen, zum gratulieren ins Schlafzimmer, jedes von uns brachte ein Blumentöpfchen mit einer kleinen roten Tulpe als Geschenk. Wie die Mutti es fertig brachte, die Tulpen genau zum Geburtstag zur Blüte zu bringen, war ihr Geheimnis!

Wenn die Witterung es zuließ, fand eine Treibjagd auf Hasen statt, das war immer eine großartige Sache. Am schönsten fanden wir das Jagdessen am Abend, bei dem zunächst die Hausfrau, dann der Jagdkönig und schließlich das "Geburtstagskind" mit "Horrido - ho" hochleben gelassen wurde. Wir nahmen daran regen Anteil, linsten durchs Schlüsselloch und schubsten einander weg, es wollte ja jeder mal durchgucken. Einmal entwickelte sich dabei solcher Lärm, daß die Mutti von der Tafel aufstand, die Tür öffnete, um zu sehen, was denn im Kinderzimmer los sei: da standen wir Hemdenmätze vor den Gästen da!

Von uns Geschwistern war ich die Einzige, die im Winter Geburtstag hatte, nämlich am 14. Januar. Wie gern hätte ich auch mal Förmchen zum im Sand spielen geschenkt bekommen, doch im Winter gab es sowas nicht zu kaufen. Doch einmal hatte die Mutti beizeiten daran gedacht und die bunten Förmchen

versteckt, um sie mir dann auf den Geburtstagstisch zu stellen. Ich war selig! Aber was kam dann? Den ganzen Winter über wurden die Förmchen beim kochen auf unserm Puppenherd gebraucht, und schließlich waren sie dadurch total ruiniert, die Farbe abgeblättert, das "Angebrannte" nicht mehr rauszukratzen möglich - kurz und gut: ich hatte wieder nichts! Vom Vat'chen bekam ich zum Geburtstag immer 1 Pfund Schweizer Käse, der mußte extra gekauft werden, wir hatten ja sonst immer den Tilsiter, der mit der Molkereigenossenschaft bei der Milchlieferung abgerechnet wurde. So war der Schweizer Käse also etwas ganz Besonderes, und die Geschwister fühlten sich hochgeehrt, wenn sie davon etwas abbekamen.

Als nächstes Geburtstagskind war die Bärbel (20. März) dran. Sie bekam meistens etwas Niedliches zum anziehen, hübsche Haarschleifen und Spielzeug. Nachmittags gab's dann eine Feier mit Kakao und Kuchen und allerlei Spielen.

Bis Juni war dann Ruhe, aber dann kamen gleich 3 Geburtstage nacheinander: Jutta (am 2.), Karl-Heinz (am 7.) und Dete (am 18.), das ging sozusagen alles "in einem Aufwaschen" über die Bühne.

Denn im Juli ging's ja gleich weiter: Marianne (am 8.), Mutti (am 18.) und Jochen (am 30.).

Zu Mutti's Geburtstag wurde der Tisch im Eßzimmer schön geschmückt, auch der Stuhl bekränzt, es gab ja Blumen im Garten in Hülle und Fülle. Zum Kaffee und Abendbrot kamen Gäste, und die schönen Tanten kamen sogar ins Kinderzimmer, um uns Gute Nacht zu sagen, und wir konnten danach noch endlos darüber schwatzen, welche von ihnen das schönste Kleid oder die schönste Frisur hatte oder am feinsten roch, und merkwürdigerweise waren unsere Urteile keinesfalls davon abhängig, ob wir etwas mitgebracht bekommen hatten.

Was für ein Festessen gab es denn bei dieser Gelegenheit? Ja, das war recht unterschiedlich. Manchmal waren es die ersten jungen Enten, von Frau Kutscherchen mit kundiger Hand ausgewählt, geschlachtet und gerupft; manchmal, wenn der Vati einen Rehbock geschossen hatte, gab's Rehrücken mit allerlei dazu; einmal erschien ein Panjewagen mit Krebsen, die munter in einem Haufen Brennesseln herumkrochen, da gab's dann Krebschwänze in Dillsoße.

Gegen  $\frac{1}{2}$  10 Uhr abends wurde in Mutti's schönen Täßchen Mokka serviert, dazu eine vom Mamsellchen kunstvoll komponierte Torte. Danach fuhren die Gäste hochbefriedigt und reichlich gesättigt nach Hause.

Einmal braute sich am Geburtstagsabend ein Gewitter zusammen, und Mutti schickte Jutta und mich auf den obersten Boden, um zu kontrollieren, ob die Fenster zu wären. Der Hof war durchzuckt von blauen Blitzen, und es war richtig gruselig. Zum Glück war nur ein Fenster nicht richtig geschlossen, das konnten wir mit vereinten Kräften zukriegen, ehe der Sturm losbrach.

Auf den Feldern war man mit dem Einbringen der Ernte beschäftigt. Im Garten mußte das Beerenobst gepflückt werden, und wenn das Einkochen begann, duftete bald das ganze Haus nach Saft, Gelee und Marmelade. Wir waren ja gewöhnt, zur nachmittäglichen Vespermahlzeit Honig und Marmelade mit dem Teelöffel zum Brot zu essen, da mußten schon deshalb entsprechende Mengen eingekocht werden.

Und nun ging der Schulbetrieb wieder los. Morgens um 6 raus aus den Federn, dann im Wagen oder Schlitten zur Kleinbahnstation. Der in 2 Hälften geteilte "Schülerwagen" war gut besetzt. Die großen Jungens spielten Skat (Karl-Heinz und Jochen haben da ihre Kenntnisse dieses für deutsche Männer unerläßlichen Spiels erworben!) und wir hörten nur ab und zu mal grölende Kritik, während wir mit der Durchsicht der

Rechenaufgaben oder den englischen Vokabeln beschäftigt waren. Am Nachmittag auf dem Heimweg haben wir Mädels Karten gespielt, allerdings "nur" "Sechsendsechzig" oder "Tausend zu Dritt"! Sich während der Fahrt auf der Plattform aufzuhalten war verboten, sie war nur mit einem eisernen Haken gesichert, doch sobald die Kleinbahn sich dem Endziel näherte, waren die Jungens ja doch draußen und schubsten und rangelten sich auf der Plattform herum. Da passierte es, daß der Haken aus der Oese sprang und Karl-Heinz rücklings herausstürzte. Ach Herrjeh! - das war ja nicht vorgesehen! Aber als die andern Burschen sahen, daß ihm nichts passiert war und er sich aufrappelte, schmissen sie seine Schülertasche hinterher, damit er nicht ohne seine Utensilien in die Schule käme! Nachmittags - so bei 3 Uhr - waren wir wieder zu Hause, kriegten unser aufgewärmtes Mittagessen und sausten erstmal raus an die frische Luft, zur Vesperstunde waren wir natürlich zurück, selbstgebackenes Schwarzbrot samt Butter, Honig und Marmelade war ja nicht zu verachten.

Einmal hatte ich einen ganz miesen Tag: in der Schule hatte ich eine Klassenarbeit versaut, in der Kleinbahn auf dem Heimweg beim Karten-spielen verloren, zu Mittag gab's etwas, was ich nicht mochte, und die lieben Geschwister zogen mich gehörig auf. Na, ich dachte, beim Vesperbrot könnte ich mich ja schadlos halten, da ging das "Gezerrche" schon wieder los, ich sprang auf, rannte raus und schmiß die Tür hinter mir zu. Vati kam mir nach, und ich dachte gleich: "Na, jetzt kommt's: dreimal leise die Tür zumachen --." Aber nichts dergleichen. Vati nahm mich in den Arm und fragte: "Na, sag bloß mein Tochterchen, was ist bloß heute mit dir los?" "Ach, Vati, alle ärgern sie mich!!!" "Alle? Ich auch?" "Ja, du auch!!" Klatsch - hatte ich eine Backpfeife weg, zu allem Ärger auch das noch! Aber verdient hatte ich sie ja...

Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, so kann ich mit gutem Gewissen behaupten, daß ich gern zur Schule gegangen bin. Das lag wohl mit daran, daß ich - genau wie Dete - eine

leichte Auffassungsgabe besaß, wenn mir auch ihr übertriebener Ehrgeiz fehlte. Mit unserer "Staatssprache" Litauisch haben wir uns nur mit großem Widerwillen beschäftigt, denn es blieb uns heranwachsenden Kindern die politische Entwicklung im Memelland nicht verborgen.

Richtige Schwierigkeiten gab's eigentlich nur mit Mathematik, das hing aber damit zusammen, daß der Vati uns - unvorsichtigerweise - mal erzählt hatte, daß ihm auf der Schule Mathematik ein Greuel gewesen sei, er war ja Humanist und liebte seine alten Griechen und Lateiner und hatte außerdem vorzügliche Kenntnisse und großes Interesse an Geschichte und Literatur.

Als nun meine älteren Geschwister Schwierigkeiten mit Mathematik bekamen, sagte ich mir (und kam mir besonders schlau dabei vor): "Fang' gar nicht erst an, das liegt nicht in der Familie!!" So baute ich mir also eine richtige "Sperrre" auf und bekam im Abiturzeugnis eine satte "5" in diesem Fach. Jedoch hatte ich genügend Ausgleichsfächer, so daß das "Abi" nicht gefährdet war. Später wurde es mir bewußt, daß ich mir die Mangelbegabung nur eingebildet hatte, ich hätte bestimmt alles kapiert, was da gefordert wurde, aber wenn man ab Obertertia absolut nicht mehr für dieses Fach tut, kann natürlich auf Oberprima nichts da sein....

Wenn es Zeugnisse gab, wurde von den Eltern zunächst die Beurteilung (Betragen, Fleiß, Aufmerksamkeit) geprüft, dann kamen die Zensuren dran, woran sich mancherlei Betrachtungen knüpften. Es mußte ja damals Schulgeld und außerdem natürlich Fahrgeld bezahlt werden, so standen die Eltern auf dem Standpunkt: Wir lassen es uns was kosten, daß Ihr die weiterführenden Schulen besuchen könnt, nun mal 'ran und keine faulen Ausreden! Es war selbstverständlich, daß wir unsere Schularbeiten ordentlich machten, und beim abendlichen Zusammensein kam es höchstens ab und zu mal vor, daß die Mutti die unregelmäßigen englischen Verben abfragte.



Mindestens einmal im Jahr fuhren die Eltern nach Königsberg, und eins von uns Kindern durfte dann mitfahren, das war immer etwas ganz Besonderes, und wir paßten auf, daß es hübsch nach der Reihe ging (nur mit Jutta wurde eine Ausnahme gemacht: sie war mit einem schweren Augenfehler - enorme Weitsichtigkeit - geboren und wurde dem Professor Hoehl in Königsberg vorgestellt: sie mußte eine Brille tragen, und die erhoffte Besserung wurde mehrmals geprüft).

Einmal war Jochen dran nach Königsberg mitgenommen zu werden, man hatte ihm gesagt, daß er **eventuell** mit den Eltern mitfahren dürfte. Das schwierige Wort "eventuell" war ihm noch nicht geläufig und wer weiß, was er sich wohl darunter vorgestellt haben mag. Nun kam's aus irgendwelchen Gründen dazu, daß aus dem Plan nichts wurde. Da lief er dann jammernd und heulend durchs Haus und schluchzte immer wieder: "Ich darf nich mit nach Wenn-tu-ell...!"

Wenn der Herbst ins Land kam, die Tage kürzer wurden und bald die ersten Fröste einsetzten, wurde für die übliche Vorratshaltung das große Schlachtfest abgehalten, bei dem 2 Schweine und ein junges Rind ihr Leben lassen mußten. Bis alles verarbeitet war, und das war eine Riesenarbeit, war das ganze Haus mit undefinierbaren Düften erfüllt. Zu Mittag gab's für uns Kinder meist Reisbrei (den ich verabscheute) und wenn endlich die ganze Rawasche vorüber war, atmeten alle Beteiligten erleichtert auf.

Kurz darauf ging es den Mastgänsen an den Kragen, das war noch einmal ein Haufen Arbeit: schlachten, rupfen, ausnehmen, zerteilen, verarbeiten zu Gänseleberpastete (nach einem Extrarezept), Spickgans (Brustfleisch und Keulen geräuchert), das Fett wurde ausgelassen zu Griebenschmalz, Weißsauer in Weckgläsern eingekocht. Mindestens einmal in dieser Zeit gab es "Schwarzsauer", der Vati behauptete, das wäre in etwa die "Blutsuppe der alten Spartaner", davon sollten wir tüchtig essen, um auch so mutig und stark zu werden. Nicht bei allen

Familienmitgliedern war dies Essen beliebt, aber ich aß es für mein Leben gern (jedoch mein Vorschlag, das Gericht mal der jungen Familie vorzusetzen, fand leider keinen Beifall, dabei ist es - richtig zubereitet - wirklich ein köstliches Essen).

Ganz besonders schön war die Advents- und Weihnachtszeit. Damals war es allgemein üblich, daß man ein Weihnachtsgedicht auswendig lernte und - sobald man schreiben konnte - es in Schönschrift auf einen Schmuckbogen, die es im Schreibwarengeschäft von August Pohlentz in Memel in reicher Auswahl gab, fein säuberlich aufschrieb. Als wir noch klein waren, mußten wir Heiligabend gleich nach dem Mittagessen zu Bett, weil wir ja abends länger aufbleiben durften.

Doch noch ist es nicht so weit, erstmal mußten große Mengen Pfefferkuchen, Zuckernüsse und Marzipan gebacken werden. Bei allen diesen Verrichtungen durften wir helfen, und ich sehe noch die Küche vor mir mit dem großen weißgescheuerten Tisch, wo wir eifrig beschäftigt waren. Unser Karl-Heinz verdünnsierte sich alsbald, nachdem er einen Klumpen Kuchenteig stibitzte hatte, mit der Bemerkung: "Wozu backt Ihr das noch? Das schmeckt doch *so* viel bessert!!!" Als ich noch klein war und man geradè sehen konnte, was da auf dem Küchentisch vor sich ging, platzte ich ganz überrascht heraus: "Ei, is das komisch: erst wird geknutscht (geknetet), denn wird gerollt, und denn werden Puppchens gemacht!"

Die Herstellung von Marzipan war fast eine Zeremonie, sie fand immer am 4. Advent statt, und Schulfreundinnen fühlten sich hochgehrt, wenn sie dazu eingeladen wurden. Wir saßen dann um den großen Eßtisch herum und Mutti teilte die Marzipanmasse, die schon am Tag vorher zubereitet und kaltgestellt worden war, ein, denn es sollte Randmarzipan und Teckonfekt hergestellt werden. Damit waren wir stundenlang beschäftigt, genascht wurde dabei nicht, das war geradezu verpönt.

Am Heiligabend nach dem Kaffee waren wir dann alle im Wohnzimmer versammelt, die Türen zum Guten Zimmer, wo der Weihnachtsbaum stand, waren verschlossen, denn nun mußten ja erst die Gedichte aufgesagt werden, und vielleicht kam ja noch der Weihnachtsmann? Es war richtig spannend! Auf einmal waren schwere Schritte zu hören, es klopfte an der Tür und herein kam der Weihnachtsmann!! (Es war der Michel-Kutscher, aber das wußten wir nicht). Er trug einen zottigen Bart, und natürlich einen Sack und - oh Schreck!!! - eine Rute. Aber dann ging alles glimpflich ab, wir sagten noch einmal unsere Gedichte auf und bekamen Geschenke überreicht.

Nun ging die Mutti nach nebenan ins Weihnachtszimmer, und wir warteten voller Spannung, wann wohl die Tür aufgemacht werden würde. Es dauerte ein Weilchen, aber dann ertönte ein silberner Glockenklang, die Tür ging auf und da stand der Baum in seinem Schmuck und alle Kerzen leuchteten, und wir hatten das Empfinden, daß eben erst das Christkindchen weggeflogen sei.

Doch nicht etwa, daß wir gleich auf den Gabentisch losstürzen durften, das gab es nicht, wenn uns auch die Neugierde noch so plagte! Zunächst setzte sich die Mutti an den Flügel und es wurden Weihnachtslieder gesungen: "Stille Nacht, heilige Nacht", "Es ist ein Ros' entsprungen" und "O Tannenbaum" - mit allen Versen, das war eine richtige Geduldsprobe. Schließlich war auch das vorbei, und wir konnten uns an den Geschenken erfreuen. Es waren zumeist praktische Sachen, Kleiderstoffe, Wäsche, Handschuhe, aber auch Spielsachen und sogar Schlittschuhe, dazu ein großer Bunter Teller. Daß wir uns bei den Eltern bedankten, war ganz selbstverständlich, und einmal meinte der Vati: "Kinder, ihr werdet wirklich mächtig verwöhnt! Als ich ein Kind war, gab's zu Weihnachten einen Teller mit Pfeffernüssen und einen tönernen Kuckuck. Die Pfeffernüsse waren spätestens am 2. Feiertag aufgefuttert, und der Kuckuck war auf dem Fußboden zerschellt, und damit war Weihnachten vorbei!" Dagegen

bekamen wir den Bunten Teller am Silvesterabend noch einmal aufgefüllt, und für mich gab's zum Geburtstag auch nochmal eine volle Portion.

Einmal, als ich noch klein war, bin ich am 1. Feiertag früh, als noch alles schlief, aus meinem Bett gekrabbelt und auf nackten Füßen durchs Eßzimmer ins Weihnachtszimmer gelaufen. Da stand der Baum, starr und fremd in seiner silbernen Pracht, die Kerzen waren längst ausgebrannt und ich war enttäuscht und richtig ein bißchen traurig.

Der Jochen war noch so klein, daß er kein Gedicht aufzusagen brauchte, aber Angst vorm Weihnachtsmann hatte er nicht, vielmehr ging er immer wieder ganz nah an ihn heran und beguckte ihn ganz genau. Als wir dann nach der Bescherung alle am Abendbrottisch saßen, ging er zu unserer alten Hauslehrerin, Fräulein Kaufmann, zupfte sie am Ärmel und sagte: "Und du warst doch der Weihnachtsmann!" Zu der Zeit war der Michel-Kutscher schon so krank, daß er seines Amtes als Weihnachtsmann nicht mehr walten konnte, und so hatte sich Fräulein Kaufmann dazu erboten.

An den langen Winterabenden hat uns der Vati gern etwas vorgelesen. Wenn ich daran denke, sehe ich uns im Wohnzimmer um den Tisch sitzen, in der einen Sofaecke der Vati, in der anderen die Mutti, immer mit einer Handarbeit beschäftigt, die große Petroleumlampe verbreitet ihr warmes Licht, und wir lauschen aufmerksam Vati's Stimme. Ganz gleich, was er auswählte, Prosa oder Gedichte und Balladen, er verstand es großartig uns damit zu unterhalten. So lernten wir Fritz Reuter "von Ur to En'n in Mäkelbörger Platt" kennen. Herrlich waren immer die Balladen, Liliencron, Börries Münchhausen, Agnes Miegel, natürlich auch die Klassiker. Und wenn ich heute Texte lese, die der Vati uns damals vorgelesen hat, kann ich seine Stimme heute noch hören...

Sein Steckenpferd war Geschichte, speziell die preußische, und wenn er uns davon erzählte oder vorlas, wurde das Geschilderte so lebendig, daß man meinen konnte, er hätte den Alten Fritz und die Königin Luise persönlich gekannt.

Wenn dann die Tage wieder länger wurden, der Schnee wegtaute und es allenthalben nach Frühling roch, war bald das Osterfest in Sicht. Die Vorbereitungen dazu begannen am Gründonnerstag, da wurden eine Menge Eier gekocht, die in den verschiedensten Farbtönen gefärbt wurden. Gelb in allen Abstufungen wurde durch Zwiebelschalen erzeugt, die wochenlang für diesen Zweck gesammelt worden waren. Die andern Farben - blau, grün, lila und rot - bekam man in Memel in der Drogerie, auch die raffinierten Abziehbilder, die die Mutti auf die Eier zu zaubern verstand. Die tiefen "Kummchen", in denen die Farben aufgelöst wurden, hatten im Laufe der Jahre verschiedene Farben angenommen, so daß man leicht erkennen konnte, welches Gefäß zu welcher Farbe gehörte. Gleich nach dem Mittagessen machten wir uns an die Arbeit, und um die Kaffeezeit war alles fertig und wir setzten uns zu Tisch, um den köstlichen "Gründonnerstag-Kringel" zu verspeisen, ein lockeres Hefengebäck mit Rosinen und gehackten Mandeln.

Am Ostersonntag wurden nach dem Frühstück die Eier versteckt, bei schönem Wetter draußen im Garten, andernfalls im Wohnzimmer und Guten Zimmer. Mutti schrieb immer auf, wieviel von jeder Sorte - also: buntgefärbte, Schokoladen-, Marzipan- und Sonstige es waren, denn so viele, wie versteckt worden waren, mußten auch gefunden werden, und das glückte nicht immer, besonders, wenn im Garten gesucht werden mußte. Da fanden sich manchmal, wenn das Pfirsichspalier abgesteckt wurde, auf den Querleisten völlig zermanschte Ostereier. Der Jochenke war einmal so gierig, daß er gleich in ein Ei biß, das er gerade gefunden hatte, es war aber eins aus Seife, und er spuckte es angeekelt aus.

Am Ostersonntag gab es ein traditionelles Essen, nämlich Brühpudding, gekochten Schinken und Backobst. Der Brühpudding war ein Konglomerat aus Butter, Mehl und vielen Eiern und wurde im Wasserbad gekocht. Der Schinken war ein frischer, kurz gepökelter, auch "Spritzschinken" genannt und wurde wie Schweinebraten zubereitet. Zusammen mit dem Backobst war es ein köstliches Festessen.

Große Einkäufe beim Schlachter in der Stadt wurden sonst nicht getätigt, man hatte ja seine Vorräte, dazu kam gelegentlich Geflügel, das ja reichlich vorhanden war, und wenn die Mutti mal am Sonnabend aus der Stadt eine große Tüte Semmel und dazu Knackwurst mitbrachte, so war das ganz was "Extra's"!

In der Schule tauschten wir unser Frühstücksbrot nur zu gern gegen "Bäckerbrot" mit Preßkopf oder ähnlichen Köstlichkeiten aus, auch war die "Dampfbäckerei Engelke", an der wir auf dem Schulweg vorbeikamen, eine große Verlockung, aber unser Taschengeld war karg bemessen, so daß wir zumeist den Genüssen nur wehmütige Blicke zuwenden konnten.

So gingen die Jahre ins Land und die politischen Verhältnisse, die uns alle betrafen, wurden immer unerträglicher, davon blieben nicht einmal wir Kinder unberührt. Dazu möchte ich aus dem Lebensbericht meiner Mutter zitieren:

*Nach dem 1. Weltkrieg wurde das Memelgebiet von Ostpreußen abgetrennt und unter französische Verwaltung gestellt. 1923 überrumpelten litauische Freischärler das Memelland, die französische Besatzung verließ die Stadt und das Memelgebiet wurde unter litauische Herrschaft gestellt. Zwar bestand ein sogenannter "Autonomie-Vertrag", aber nur auf dem Papier, und es begann eine schlimme Zeit für uns. Wir mußten schwer um unser Deutschtum kämpfen, und die Litauer hätten es nur zu gern gesehen, wenn wir alle mit dem weißen Stock vom Hof gegangen wären. Es gab Schikanen über Schikanen, und die litauische*

*Staatssicherheitspolizei bediente sich bei ihren Verhören z. T. russischer Methoden. Der 1926 von den Litauern verhängte "Kriegszustand" bot Handhaben genug, uns Deutsche willkürlich allen möglichen Drangsalierungen auszusetzen. Viele wurden ins Gefängnis gebracht, wer noch auf freiem Fuß war, stand unter Polizeiaufsicht und mußte sich bei der litauischen Geheimpolizei in bestimmten Abständen melden, und für jeden Besuch von einem Nachbarn zum anderen mußte eine Genehmigung eingeholt werden.*

*Überall versuchten die Litauer, ihre Spitzel hineinzulancieren. Zu der Zeit war unser guter Michel-Kutscher an Leberkrebs gestorben, und Frau Kutscherchen nahm einen jungen Litauer an, der nun den Kutscherposten versehen sollte, und das war ein Spitzel. Wir hatten auf dem Boden vom Holzstall noch Sprengkapseln und Ekrasit zum Stubben- und Steinesprengen liegen, aber keine Zündschnüre. Als die politische Situation immer kritischer wurde, bekam Karl-Heinz den Auftrag, das ganze Zeug auf der Wiese im Park zu vergraben. Am nächsten Tag war die Geheime Staatspolizei da, es wurde eine Haussuchung veranstaltet, dann hieß es, der Herr Hundsdörfer müßte mit nach-Memel, um auf der Kommandantur das Protokoll zu unterschreiben. Von diesem "Ausflug" kehrte er nicht zurück, wurde zunächst in Memel ins Gefängnis gebracht und dann ins Zuchthaus in Bajohren überstellt, wo er 8 Wochen inhaftiert blieb. Während dieser Zeit gab es nur zweimal eine Besuchserlaubnis!*

Im Dezember wurde der Vati nach Hause entlassen, durch die schlechte Kost und Unterbringung und die Aufregungen sehr herunter. Die Verhandlung gegen ihn fand erst im Juni des nächsten Jahres (1935) statt, und die ganze Zeit bis dahin lebten wir in ständiger Unruhe, ob es den Litauern nicht einfallen würde, ihn erneut ins Zuchthaus zu sperren.

Alle diese Aufregungen trugen entscheidend dazu bei, daß sich sein Gesundheitszustand weiter verschlechterte. Endlich, im Herbst, bekam er die Erlaubnis, nach Bad Kissingen zur Kur zu fahren. Damals war für jede Reise nach Deutschland ein besonderes Visum erforderlich, dessen Erteilung ganz ins Belieben der litauischen Behörden gestellt war und außerdem einen Haufen Geld kostete.

Von dort kam Vati etwas erholt nach Hause zurück, aber schon im Frühjahr wurde es mit seinem Herzen immer schlechter, so daß er ins Memeler Krankenhaus zu Prof. Pierach gebracht wurde. Die Behandlung brachte zunächst eine gewisse Besserung, die aber nicht von Dauer war, und am 1. September 1936 schloß unser lieber Vater die Augen für immer.

Damit will ich meinen Bericht schließen, denn mit dem Tode unseres Vaters fand unsere Kindheit gewissermaßen ein Ende.

*Liebe Eltern, seid bedankt dafür,  
daß Ihr uns eine so wunderschöne Kindheit  
und Jugend bereitet habt!*



# Kommt mit nach Corallischken!

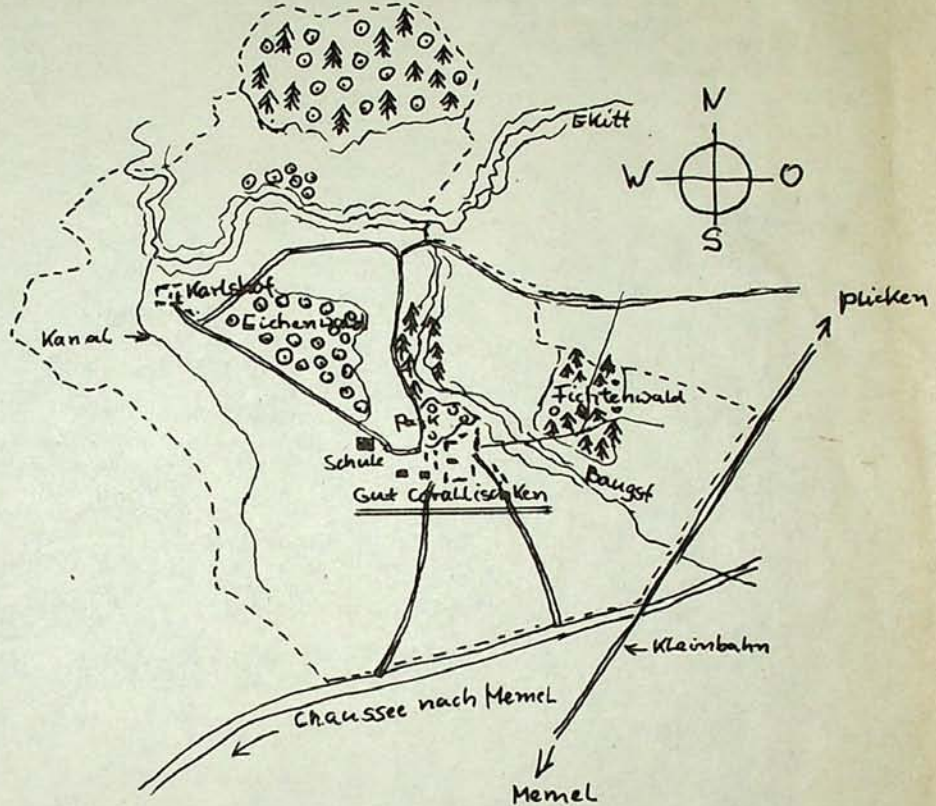
Ja, wo lag denn unser Corallischken? Mir kommt es heute vor, als würde die Zeit stillstehen, so wahrhaftig steht mir noch alles vor Augen, und ist doch schon über vierzig Jahre her, daß wir fort mußten. Viele der Jüngeren wissen nicht einmal mehr, wo Memel liegt, und daß das Memelgebiet zu Ostpreußen gehörte und ein Teil des Deutschen Reiches war. So muß ich wohl in meiner Beschreibung ausführlich und anschaulich werden und in meine Erinnerungen zurückgreifen, um Euch davon zu erzählen.

Kommt also mit, steigt zu mir in den Landauer, vor den die beiden braunen Trakehner Hans und Grete gespannt sind! Heute ist Sonnabend und Markttag in Memel, alles ist eingekauft worden, und wir können die Heimfahrt antreten.

Auf dem Kutschbock sitzt unser alter Kutscher Michel, spitznasig und verdrießlich, weil er warten mußte und die Pferde unruhig sind. Kutscher Michel war schon bei meinem Großvater im Dienst, und seine Frau, Frau „Kutscherchen“, war der immer freundliche, hilfsbereite, gute Geist bei großer Wäsche und Schlachtereier bei uns zu Haus.

Nun kann es losgehen: die Marktstraße entlang, zur Börsenbrücke eingebogen, wo der frische Wind vom Haff her in die Kleider und Haare fährt, die schöne, baumbestandene Alexanderstraße entlang, an der Post vorbei Richtung Luisenhof. Trab, trab, trab, geht es über die Dangebrücke und die Kleinbahnschienen den Bachmänner Berg hinauf. Er gehört zu den Ausläufern der Baltischen Höhenzüge, die das Land hügelig und gefällig gestalten. Die Chaussee ist auf beiden Seiten mit Linden bestanden. Es geht geradeaus, und man hat einen schönen Blick von oben weit ins Land. Ist der „Berg“ überwunden, so teilt sich bei der „Budiek“, einem Ausschank, die Chaussee. Ein wenig rechts, ein wenig links, Richtung Plicken, geht es an verstreuten Bauerngehöften bis zum Hof. Schon von weitem könnt Ihr die vielen großen Gebäude sehen, die Scheunen und Ställe und die Insthäuser. Das Wohnhaus ist nicht zu sehen, es liegt geschützt durch die Hofgebäude und den Park mehr „innerlich“. Der Zufahrtsweg ist gut in Ordnung gehalten und fast zwei Kilometer lang.

Michel knallt mit der Peitsche, die Braunen fallen in flotten Trab. Es geht ein wenig



hügelan, denn der Hof wird von dem flüßchen Baugst umflossen, das ein breites Bett gebildet hat und sich durch Wiesen, Schünungen und Felder schlängelt, bis es sich an unserer Nordgrenze mit der Ekitt verbindet, die von Plicken kommt. Sie mündet in die Dange.

Wir fahren an den ersten Insthäusern vorbei, wo der Oberschweizer, der Kämmerer

Tomeit und Michel mit ihren Familien wohnen. Zwischen Kuh- und Pferdestall, an dem hochaufgetürmten Misthaufen (Mist ist die Seele des Landwirts!) vorbei, geht es zum Wohnhaus, mit dem Rondeel und Taubenhaus davor.

Michel hat seine Ehre darin gesetzt, daß er „richtig“ vorfährt, also vor der offenen Veranda hält. Dazu müssen die Zügel angezogen werden, er muß „Pirrr!“ sagen, und die

Pferde müssen mit erhobenen Köpfen stehen! So muß es sein.

Das Wohnhaus ist alt mit dicken Mauern, soliden Fenstern und Türen. Es ist zu einer Zeit erbaut worden, als man nach den Bedürfnissen einer großen Familie mit einem Gutsbetrieb baute und nicht nach spitzfindigen Quadratmeterrechnereien. An seiner Ecke steht eine riesige alte Linde, die gewiß so alt ist, wie das Haus, also fast 200 Jahre. Wenn sie blüht, erfüllt sie das Haus mit Lindenduft und dem Orgelton der Bienen und das Wohnzimmer mit Blätterdunkel. Das ursprüngliche Wohnhaus, in dem jetzt die große Küche mit dem Herd, um den man herumgehen kann, untergebracht ist, ist noch älter. Da es noch „gut“ war, ist es niemand eingefallen, es abzureißen, als das „neue“ Haus gebaut wurde. In der Küche, nicht im Wohnhaus, ist Wasserleitung, wie auch in allen Ställen. Das Haus hat noch lange kein elektrisches Licht, die Petroleumlampen tun ihre Dienste. Aber sonst ist nichts auszusetzen, es ist ein urgemütliches Haus, in dem die Zimmer nicht zu groß und nicht zu klein sind, nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Alle Zimmer sind mit gut funktionierenden Kachelöfen ausgestattet, alle Fenster haben Doppelfenster im Winter, die zum Sommer herausgenommen werden.

Mein Großvater erwarb Corallischken 1902. Er stammt aus dem Kreis Gumbinnen, wo viele „Salzburger“ saßen. Corallischken war 2500 Morgen groß, als es mein Vater 1916, während des ersten Weltkrieges, übernahm. Ein Drittel gutes Ackerland, ein Drittel



Das Wohnhaus

z. T. sehr alter Eichen- und Kiefernwald, ein Drittel Weideland. Das Gut dehnte sich bis über die Kleinbahnlinie Memel-Plicken aus, und weil die Äcker, die dort lagen, schlecht vom Hof aus zu bewirtschaften waren, wurden sie an die angrenzenden Bauern verkauft. So war Corallischen noch 2000 Morgen groß, als ich Kind war. Zum Gut gehörte das Vorwerk Karlishof, das lange Zeit verpachtet war.

Großvater hatte vorzugsweise Remonten für das Heer gezüchtet, denn er war ein guter Pferdekennner. Mein Vater baute eine erstklassige Herde schwarz-bunten friesischen Viehs auf, weil sich nach der Abtrennung von Ostpreußen die Pferdezucht nicht mehr lohnte.

Wir hatten 5 – 6 Gespanne Arbeitspferde, 3 Kutschpferde, ein paar alte Gäule für den Milchwagen, einen Hengst und einige Fohlen. Die Viehherde umfaßte ca. 80 Stck. Milchvieh, das von einem Oberschweizer und zwei Unterschweizern versorgt, betreut und gemolken wurde. Zwei Bullen standen auch im Stall. Es war eingetragenes Herdbuchvieh, das auf den Auktionen in Insterburg und Königsberg gute Preise erzielte. Dort wurden auch unsere Zuchtbullen gekauft. Wenn mein Vater Sorgen hatte, und die kamen reichlich, ging er in den Kuhstall und auf den Gängen hin und her und besah sein schönes Vieh und erfreute sich daran. Die Kälber wurden nach dem Alphabeth benannt und es war manchmal nicht leicht, Namen mit dem gleichen Anfangsbuchstaben zu finden. Z.B. mit E: Edith, Emma, Erna, Eulalia, und so griffen wir schließlich nach der griechischen Mythologie und kamen auf Euterpe. Daraus machte unser Schweizer schlicht „Euter“-pe!

Die Schweine und das Federvieh wurden vom Haus aus gefüttert und besorgt. Auch der große Gemüse- und Obstgarten unterstand meiner Mutter. Es mußte für die vielen im Haus beschäftigten Menschen und für die große Familie wir waren sieben Kinder alles, was auf den Tisch kam, selbst erzeugt und zubereitet werden. So wirkte in der Küche „Mamsellchen“, unterstützt vom Küchenmädchel, im Haus arbeiteten zwei Stubenmädchen. Einmal waren zwei Friedas bei uns, und zur Unterscheidung hieß die eine die kleine Frieda, die andere die Busenfrieda, was ihre Figur treffend beschrieb.

Mein Vater, der Neuerungen gegenüber sehr aufgeschlossen war, ließ vom EBzimmer zur Küche eine Klingelleitung legen, um in der Küche anzuzeigen, daß nun die Suppenteller abgeräumt und der Braten gebracht werden sollte. Bis dahin wurde immer eines der Kinder in die Küche geschickt, um Bescheid zu sagen. Es war Sonntag, alle saßen erwartungsvoll um den EBtisch, Eltern und Kinder, Hauslehrerin, Inspektor und Kinderfräulein, und sahen gespannt zu, wie Vatchen auf die Klingel drückte, die in Form einer Birne über dem EBtisch von der Petroleumlampe herunterhing. Aber es rührte sich auch nach mehrmaligem Klingeln nichts. Sollte das Ding nicht funktionieren? Nun wurde einer von uns in die Küche geschickt, um nachzuforschen. Da saß unser Zimmermädchel tränenüberströmt und schluchzte: „unn des wäll äch eich sagen, klingeln, klingeln laß äch mir nich!“ So, da hatten wir es, die Klingel war ehrührig!

Das alte und das neue Haus stießen rechtwinklig, nach Südosten offen, aufeinander. Die Lücke dazwischen war durch einen Anbau ausgefüllt, der mit der Küche die Vor-

rats- und Speisekammer verband. Und von dort erreichte man die recht luftigen und im Winter unvorstellbar kalten Örtchen. Eins für die „Herrschaft“, eins für das Hauspersonal. Wundert Euch bitte nicht, wenn ich diesem stillen Zufluchtsort einige Betrachtungen widme, er war wirklich sehr originell und lud im Sommer zu längerem Aufenthalt ein. Die Wände waren mit farbenprächtigen Beilagen aus „Wild und Hund“ und der „Gartenlaube“ dicht bei dicht bepflanzt. Es fanden sich dort auch die von allen Erwachsenen ausgelesenen Fortsetzungsromane vom „Memeler Dampfboot“, auf einen Haken gespießt. Diese Örtlichkeit war oft auch der sicherste Zufluchtsort, wenn man Dummheiten gemacht hatte. Eine meiner Schwestern hatte es darin zu wahrer Meisterschaft gebracht. Drohte die wohlverdiente Abreibung, schrie sie meinem Vater in die Ohren: „ich muß, ich muß!“ Fix raste sie auf Nummer Sicher, schlug die Tür zu, Riegel davor, und unser gutmütiger Vater stand da wie ein Zerberus: „Beeile Dich, ich habe keine Zeit!“ Aber sie kam nicht raus, bis er die Geduld verlor und mit einem gemurmelt „dammlige Marjell!“ davonging. Aber einmal gelang ihr der Trick nicht, und mein Vater mußte die ungeliebte Pflicht erfüllen. Fragt bitte nicht, wie es ausging. Nie wieder hat er versucht, sie am Zutritt zum stillen Örtchen zu hindern! –

Der Hof war ein gut funktionierender Betrieb mit den großen Stallungen und Scheunen, zu einem etwas unordentlichen Viereck gefügt. Es gab außerdem noch eine Stellma-

cherei, in der die Erntewagen, genauso wie alle Geräte aus Holz, gemacht wurden. Dort war ich gerne. Da ringelten sich die blonden Holzspäne auf dem Boden und es roch herrlich nach Harz und frischgesägtem Holz. Einmal fragte mich der Stellmacher, ob ich etwas sehen wolle, was noch nie ein Mensch gesehen hat. Klar wollte ich das. Da sägte er einen Holzblock durch und wies auf die frische Schnittfläche mit den Jahresringen: „Sieh genau hin“, sagte er, „das hat noch kein Mensch gesehen!“

Mitten auf dem Hof war die Schmiede, wo die Maschinen und Geräte in Ordnung gehalten wurden. Ich erinnere mich noch an den beißenden Geruch, wenn ein Pferd beschlagen wurde.

Nicht weit vom Haus stand das Glockengerüst mit der Hofglocke, die vom Kämmerer jeweils zum Arbeitsbeginn und -ende in einem bestimmten Rhythmus geläutet wurde. Im Sommer begann die Arbeit schon um sechs Uhr früh. Mittags rief sie: „Kummt freete, kummt freete, ju fule Beestkreete, Kartoffel mit Pelle, die mut ju juck schäle!“

Gern möchte ich Euch noch durch den Garten, hinaus an den Insthäusern mit dem Ziehbrunnen, an der Schule vorbei durch den Eichenwald führen, den lieblichen Schlängellauf der Baugst durch Wiesen und Felder an den Abhängen zeigen, all das, was mir unvergänglich vor Augen steht. Nun, vielleicht ein andermal!

Jutta v. Wildenradt geb. Hundsdorfer

## Die Begegnung zwischen Napoleon und der Königin Luise

Fortsetzung von MD 1/86

### Aus der Schilderung des Majors Friedrich von Bismarck im Bismarckschen Archiv zu Schönhausen.

Nach dem, was wohlunterrichtete Leute von den Friedensbedingungen wissen wollen, und woran leider nicht zu zweifeln ist – obzwar hier noch nichts offiziell bekannt geworden –, verlieren wir ganz Neu-Ostpreußen, Südpreußen und einen Teil von Westpreußen. Diese erhält, nebst Cottbus und Peitz, der König von Sachsen. Danzig wird eine Freie Stadt mit einem Gebiet von einer Meile. Auf der anderen Seite, das härteste von allem, bildet die Elbe die Grenze. Verloren ist Halberstadt, Magdeburg, Hannover, Hildesheim, Münster, Westfalen, Ostfriesland, diese so reichen, zum Handel so wohl beleagerten Provinzen, und ach, unser Vaterland, die gute Altmark! Es ist schrecklich und ganz niederdrückend; zerrissen der preußische Staat, gekränkt, gedemütigt, alles, was preußisch heißt, gesunken der preußische Ruhm, sonst der Stolz von ganz Europa! Nichts bleibt uns übrig als der leidige Trost einer besseren Zukunft, und mit König Franz I. bei Pavia: „Alles ist verloren, nur unsere Ehre nicht!“ Damals rief dies ein französischer König aus, nachdem er durch die deutschen Völker alles verloren hatte.

Ach wie ändern sich die Zeiten! Unser vorzügliches Königliches Paar fühlt dies sehr tief. Sie leiden sehr viel. Jede ihrer Mienen drückt ihr Gefühl und den nicht zu verhehlenden Schmerz aus, von allen hintergangen zu

sein! Nicht weit hinter Tilsit steht ein französisches Lager unter dem Marschall Davoust von 30000 Mann. Es soll sehr schön sein, aus lauter bretternen Häuschen bestehend mit Türen, Fenstern, Stühlen und Bänken und anderem Hausgerät versehen, welches aus den benachbarten Dörfern genommen ist. Das arme Land ist doch ganz ruiniert, welches auch selbst der französische General zugab, da ein preußischer Offizier das Lager lobte und meinte, es wäre eine kleine Stadt.

Wer nach Tilsit wollte, mußte zwischen ein Pulk Kosaken und ein Pulk Kalmücken durchreiten. Diese Asiaten bildeten einen recht grellen Kontrast mit den wirklich schönen, wohlgekleideten, adretten und sehr artigen französischen Garden. Diese kamen häufig herüber und trieben ihren Scherz mit den Halbwilden. Sie sollen ganz erschrecklich ausgesehen haben mit ihren verzerrten, ganz dunkelgelben, schwarzrötlichen Gesichtern, mit kleinen langen Schweinsaugen, platten Nasen, breiten Mäulern und ganz finnischer Kleidung. Die Kanailen sollen auch ganz infam musiziert und gesungen haben, so ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann! Die Baschkiren führen kein Feuegewehr, sondern Pfeil und Bogen. Auf den ersten Blick soll man es ihnen ansehen, daß sie besser zum Plündern als gegen den Feind zu brauchen sind. Gott sei gedankt, sie sind im Abmarsch und werden nebst all ihren Kameraden bald die preußischen Lande verlassen, wo sie ihr Namensgedächtnis auf schreckliche Weise gestiftet haben. –

Den 13. Juli ist die Ratifikation des Frie-

Ja, wo lag denn unser Corallischken? Mir kommt es heute vor, als würde die Zeit stillstehen, so wahrhaftig ist mir noch alles vor Augen, und doch ist es schon mehr als vierzig Jahre her, daß wir von Zuhause fortmußten. Viele der Jüngeren wissen nicht einmal mehr, wo Memel liegt, und daß das Memelgebiet zu Ostpreußen gehört und ein Teil des Deutschen Reiches ist, heute unter sowjetischer Verwaltung. So muß ich wohl in meinen Beschreibungen ausführlich und anschaulich werden und in meinen Erinnerungen weit zurückgreifen.

Kommt also mit, steigt zu mir in den Landauer, vor den die beiden braunen Trakehner Hans und Grete gespannt sind. Heute ist Sonnabend und Markttag in Memel. Habt Ihr schon je solch einen Markt gesehen? Einen Markt, auf dem man Butter, Käse, Milch und Eier, Gemüse, Hühner und Enten, Spielzeuge, handgefertigt aus Holz und bemalt, handgewebtes Leinen, Beeren und Früchte, Fische und Krebse kaufen kann? Wo Bauernwagen neben Panjewagen steht und man die niedrigen Preise noch herunterhandeln kann? Wo deutsch, litauisch und jiddisch gesprochen wird?

Auf dem Kutschbock sitzt unser alter Kutscher Michel, spitznasig und verdrießlich, weil er warten mußte und die Pferde unruhig sind. Kutscher Michel war schon bei meinem Großvater im Dienst, und seine Frau, Frau „Kutscherchen“, war der immer freundliche, hilfsbereite gute Geist bei großer Wäsche und Schlachtereier bei uns zu Haus.

So, nun kann es losgehen: Die Marktstraße entlang, zur Börsenbrücke eingebogen, wo der frische Wind vom Haff her in die Kleider und Haare fährt, die schöne, baumbestandene Alexanderstraße entlang, am roten Backsteinbau der Post vorbei Richtung Luisenhof. Trab, trab, trab, geht es über die Dangebrücke. Im Bad an der Dange ist Hochbetrieb und man kann das Kreischen und Lachen der badenden Kinder hören. Bald hinter der Brücke geht es den Bachmanner Berg hinauf. Er gehört zu den Aus-



Gut Corallischken im Kreis Memel: Das Wohnhaus von der Hofseite aus

Haus, in dem die Zimmer nicht zu groß und nicht zu klein sind, nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Die Zimmer gehen ineinander über, weiße Flügeltüren können geöffnet die Räume verbinden. Alle Zimmer sind mit gutfunktionierenden Kachelöfen aus-

B. mit E: Edith, Emma, Erna, Eulalia, und so griffen wir schließlich in die griechische Mythologie und kamen auf Euterpe. Daraus machte unser Ober-schweizer schlicht „Euter“-pe!

Die Schweine und das Federvieh wurden vom

rin, Inspektor und Kinderfräulein, und sahen gespannt zu, wie Vatchen auf die Klingel drückte, die in Form einer Birne über dem Eßtisch von der Petroleumlampe herunterhing. Aber es rührte sich auch nach mehrmaligem Klingeln nichts. Sollte das Ding nicht funktionieren? Nun wurde eins von uns Kindern in die Küche geschickt, um nachzuforschen. Da saß unser Zimmermädchen tränenüberströmt und schluchzte: ... „unn des wäll äch eich sagen, klingeln, klingeln laß äch mir nich!“ So, da hatten wir es, die Klingel war ehrrührig.

Das alte und das neue Haus stießen rechtwinklig, nach Südosten offen, aufeinander. Die Lücke dazwischen war durch einen Anbau ausgefüllt, der die Küche mit den da gewonnenen Vorratsräumen verband. Das war eigentlich ein Provisorium mit Stufen, Kammern und Winkeln, aber man war daran gewöhnt und niemand dachte sich etwas dabei. Von dort aus erreichte man auch die im Winter unvorstellbar kalten „Örtchen“, eins für die „Herrschaft“, eins für das Hauspersonal. Wundert Euch bitte nicht, wenn ich diesem stillen Zufluchtsort einige Betrachtungen widme. Mit den Beilagen von der Gartenlaube und „Wild und Hund“ dicht bei dicht bepflanzt, war er wirklich sehr originell, und lud im Sommer zu längerem Aufenthalt ein. Dort hingen auch die von allen Erwachsenen ausgelesenen Fortsetzungsromane des „Memeler Dampfsboot“, auf einen Haken gespießt.

Diese Örtlichkeit war auch der sicherste Zufluchtsort, wenn man Dummheiten gemacht hatte, und eine meiner Schwestern hatte es darin zu wahrer Meisterschaft gebracht, um sich vor drohender Strafe in Sicherheit zu bringen. Drohte die wohlverdiente Abreibung, schrie sie unserem Vater in die Ohren „Ich muß, ich muß!“, raste auf Nummer Sicher, schlug die Tür zu, Riegel davor, und unser gutmütiger Vater stand da wie ein Zerberus: „Beil dich, ich habe keine Zeit!“ Aber sie kam nicht heraus, bis er die Geduld verlor und mit einem gemurmelt „dammlige Marjell“ davonging. Nur einmal gelang ihr der Trick nicht, und mein Vater mußte die ungeliebte Pflicht erfüllen. Fragt bitte nicht, wie es ausging. Nie wieder hat er versucht, sie am Zutritt zum Örtchen zu hindern.

Der Hof war ein gutfunktionierender Betrieb mit den großen Stallungen und Scheunen, zu einem etwas unordentlichen Viereck gefügt. Es gab außerdem noch eine Stellmacherei, in der die Erntewagen genauso, wie alle Geräte aus Holz, gefertigt wurden. Dort war ich gern und sah zu, wie der Stellmacher mit dem Hobel lange blonde Locken vom Holz herunter-schob. Wie das frische Holz duftete. Einmal fragte mich der Stellmacher, ob ich etwas sehen wollte, was noch nie ein Mensch vor mir gesehen hatte. Klar wollte ich das. Er sägte ein Stück von einem Stamm ab, wies mir die frische Schnittfläche mit den Jahresringen und sagte: „Sieh genau hin, das hat noch kein Mensch vor Dir gesehen.“

Mitten auf dem Hof, hinter alten Kopfweiden, in denen die Spatzen lärmten, stand die Schmiede, wo die Maschinen in Ordnung gehalten wurden und die Pferde die neuen Eisen verpaßt bekamen. Noch heute erinnere ich mich an das helle pink-pink des Hammers auf dem Amboß und des beißenden Geruchs, wenn das heiße Eisen auf den Pferdehuf gedrückt wurde.

Nicht weit vom Haus stand das Glockengerüst mit der Hofglocke, die vom Kämmerer jeweils zum Arbeitsbeginn und -ende in einem bestimmten Rhythmus geläutet wurde. Im Sommer begann die Arbeit schon um sechs Uhr früh. Mittags rief sie: „Kummt frete, kummt frete, ju fule Beestkreete, Kartoffeln mit Pelle, die mut ju juck schäle!“

Vieles könnte ich Euch noch zeigen, Ihr müßtet mit mir dem lieblichen Schlängellauf der Baugst folgen, durch den alten Eichenwald gehen, wo die vielen Maiglöckchen blühten, all das, was noch heute in meiner Erinnerung haftet, wie ein Bild, das nicht verlassen darf.

Jutta von Wildenradt

Landkreis Memel:

# „Wer kommt mit nach Corallischken?“

Im Landauer vom Memeler Markt über die Dangebrücke zum weit entfernten Gutshof

ERINNERUNGEN VON JUTTA v. WILDENRADT-HUNSDÖRFER

läutern der Baltischen Höhenzüge, die das Land hügelig und gefällig gestalten. Die Chaussee ist mit Linden bestanden.

Ist man oben angekommen, der „Berg“ ist immerhin 60 m hoch, so hat man einen schönen Blick weit ins Land. Nun geht es abwärts, und bei der „Budiek“, einem Ausschank, teilt sich die Chaussee. Ein wenig rechts, ein wenig links, Richtung Plicken, geht es an weitverstreuten Bauerngehöften vorbei und durch viel Landschaft noch kilometerweit bis zum Hof. Bald könnt Ihr die vielen großen Gebäude, die Scheunen und Ställe und die Insthäuser sehen. Unser Wohnhaus ist nicht zu sehen, es liegt geschützt durch die Hofgebäude und den Park mehr „innerlich“. Der Zufahrtsweg, der auch zur Kleinbahn führt, ist gut in Ordnung gehalten und fast zwei Kilometer lang.

Michel knallt mit der Peitsche, und die Braunen fallen in flotten Trab. Es geht nun ein wenig hügelan, denn der Hof wird von dem Fließchen Baugst umflossen, das ein breites Bett gebildet hat. Es schlängelt sich durch Wiesen, Schonungen und Felder, bis es sich an unserer Nordgrenze mit der Ekitt verbindet, die von Plicken kommt. Sie mündet in die Dange.

Wir fahren an den ersten Insthäusern vorbei, wo der Oberschweizer, der Kämmerer Tomeit und Michel mit ihren Familien wohnen. Zwischen Kuh- und Pferdestall, an dem hochaufgetürmten Misthaufen (Mist ist die Seele des Landwirts!) vorbei, geht es zum Wohnhaus, mit dem Rondell und dem Taubenhaus davor.

Michel hat seine Ehre darein gesetzt, daß er „richtig“ vorfährt, also vor der offenen Veranda hält. Dazu muß er die Zügel anziehen, er muß „Pirr“ sagen, und die Pferde müssen mit erhobenen Köpfen stehen. So muß es sein.

Das Wohnhaus ist alt, mit dicken Mauern und soliden Fenstern und Türen. Es ist zu einer Zeit erbaut worden, als man nach den Bedürfnissen einer großen Familie mit einem Gutsbetrieb baute, und nicht nach spitzfindigen Quadratmeterrechnereien. An seiner Ecke steht eine riesige alte Linde, die gewiß so alt ist, wie das Haus, also fast 200 Jahre. Wenn sie blüht, erfüllt sie das Haus mit Lindenduft und dem Orgelton der Bienen und das Wohnzimmer mit grünem Blätterdunkel.

Das ursprüngliche Wohnhaus, in dem jetzt die große Küche mit dem Herd, um den man herumgehen kann, untergebracht ist, ist noch älter mit seinen Balkendecken und dem ausgetretenen Ziegelfußboden. Es ist noch aus Lehm gebaut. Da es noch „gut“ war, ist es niemand eingefallen, es abzureißen, als das „neue“ Haus gebaut wurde. In der Küche, nicht im Wohnhaus, ist die Wasserleitung, der Hahn, mit dem großen Holzfaß darunter und dem „Stippel“, dem Schöpfer, mit dem man das Wasser heraus-schöpfen kann. Auch in allen Ställen ist Wasserleitung.

Das Haus hat noch lange kein elektrisches Licht, die Petroleumlampen tun ihre Dienste. Aber sonst ist nichts auszusetzen, es ist ein urgemütliches

gestattet, alle Fenster haben Doppelfenster im Winter, die zum Sommer herausgenommen werden.

Mein Großvater Emil Hunsdörfer erwarb 1902 Corallischken. Er stammte aus dem Kreis Gumbinnen, aus Kummetschen; im Kreis Gumbinnen saßen viele Salzburger. Corallischken war 2500 Morgen groß, als es mein Vater 1916, während des Ersten Weltkriegs, übernahm: Ein Drittel gutes Ackerland, ein Drittel z. T. sehr alter Eichen- und Kiefernwald, ein Drittel Weideland.

Das Gut dehnte sich bis über die Kleinbahnlinie Memel-Plicken aus, aber die Acker waren zu weit vom Hof entfernt, und mein Großvater verkaufte sie an die angrenzenden Bauern. Als das Land endlich bezahlt wurde, war der Preis nach dem Ersten Weltkrieg so gefallen, daß mein Vater sagte: „... da kann ich mir grade 'ne Kiste Zigarren für kaufen!“ So war Corallischken noch 2000 Morgen groß, als ich Kind war. Zum Gut gehörte das Vorwerk Karlishof, das lange Zeit verpachtet war.

Großvater, ein guter Pferdekennner, hatte vorzugsweise Remonten für das Heer gezüchtet, und er kaufte auch gute Fohlen bei den Bauern auf. Bei solch einer Fahrt über Land mit Michel auf dem Kutschbock kamen sie zu einem abgelegenen Bauernhof, auf dem gute Fohlen sein sollten. Aber niemand war dort zu entdecken, auch auf das Rufen meines Großvaters kam niemand. Er stieg ab, ging durch das ganze Haus, es war, wie bei uns überall auf dem Land üblich, nicht abgeschlossen, und fand niemand vor.

Die Leute waren wohl alle auf dem Feld. Kopfschüttelnd sagte mein Großvater zu Michel: „Michel, fahr weiter! Hier ist ja der reinste Todesjuch!“ Darauf schnupperte Michel mit seiner langen Nase in der Luft: „Jnädiger Härr, ech kann nuscht riechen!“

Mein Vater baute eine erstklassige Herde schwarzbunten friesischen Viehs auf, weil nach der Abtrennung des Memelgebiets von Ostpreußen 1920 die Pferdezucht nicht mehr lohnte.

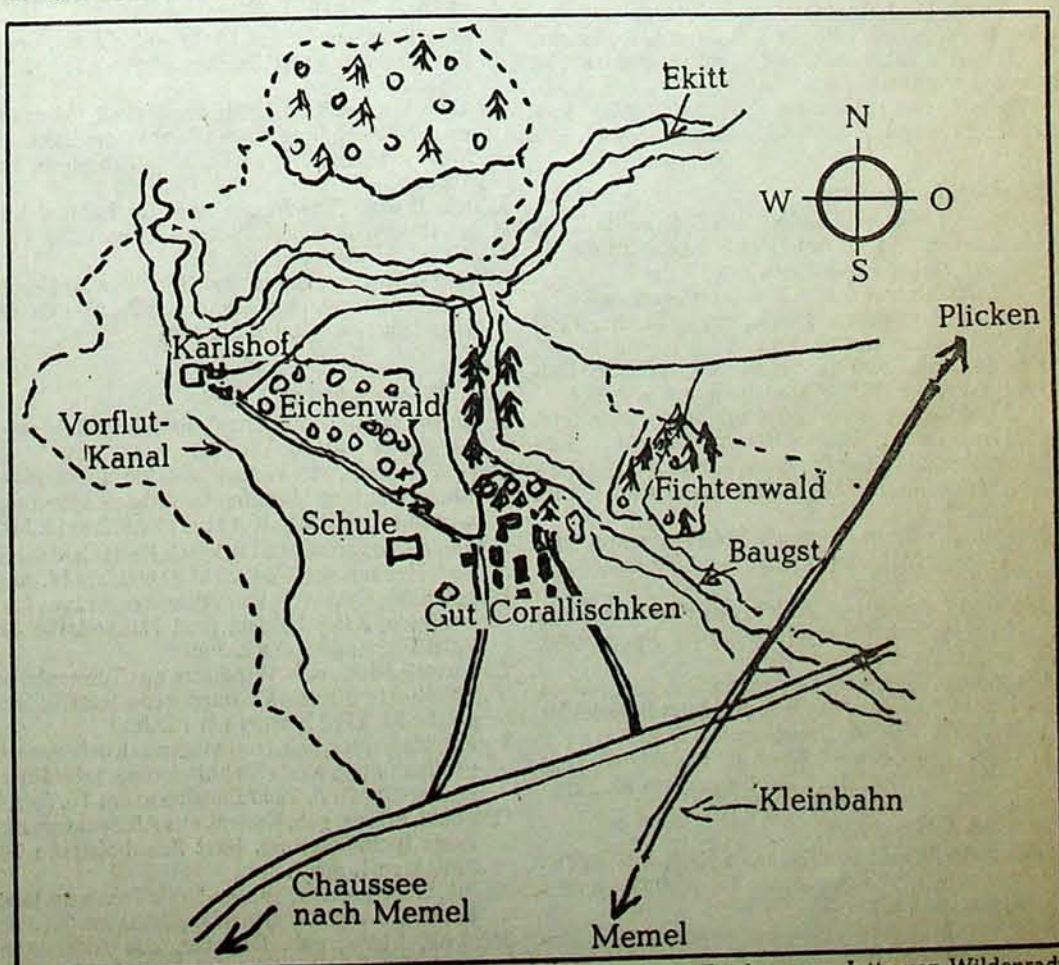
Wir hatten fünf bis sechs Gespanne Arbeitspferde, drei Kutschpferde, ein paar alte Gäule für den Milchwagen, die auch ins Göppelwerk der Pumpe gespannt wurden, einen Hengst und ein paar Fohlen. Die Milchviehherde umfaßte etwa 80 Stück. Die Kühe wurden von einem Oberschweizer und zwei Unterschweizern versorgt, betreut und gemolken. Die Milch wurde mit der Kleinbahn nach Memel zur Molkerei geschickt. Zwei Bullen standen vorne im Stall, und wir Kinder flüsterten, laut durfte das nicht gesagt werden: „Bull, Bull, Dickkopp, frett alle Kinner op, blot mi nich!“

Das Vieh war eingetragenes Herdbuchvieh, das auf den Auktionen in Insterburg oder Königsberg gute Preise erzielte. Dort wurden auch die Zuchtbullen gekauft. Wenn mein Vater Sorgen hatte, und die kamen reichlich, ging er auf den Gängen im Kuhstall auf und ab und erfreute sich an seinem schönen Vieh. Die Kälber wurden nach dem Alphabet benannt, und es war manchmal nicht leicht, Namen mit dem gleichen Anfangsbuchstaben zu finden, z.

Haus aus gefüttert und besorgt. Auch der große Gemüse- und Obstgarten unterstand meiner Mutter. Es mußte für die vielen im Haus beschäftigten Menschen und die große Familie, wir waren sieben Kinder, alles, was auf den Tisch kam, selbst erzeugt und zubereitet werden. So wirkte in der Küche „Mamsellen“, unterstützt vom Küchenmädchen, im Haus arbeiteten zwei Stubenmädchen. Einmal waren zwei Friedas bei uns, zur Unterscheidung hieß eine die kleine Frieda, die andere Busenfrieda, was ihre Figur treffend beschrieb.

Mein Vater, der allen Erneuerungen gegenüber sehr aufgeschlossen war, ließ vom Eßzimmer zur Küche eine Klingelleitung legen, um in der Küche anzuzeigen, daß nun die Suppe gebracht, oder die Teller abgeräumt werden könnten. Bis dahin wurde immer eins von den Kindern durch den „dunklen Gang“, der die Küche mit den Wohnräumen verband, in die Küche geschickt, um Bescheid zu sagen.

Es war Sonntag, alle saßen erwartungsvoll um den großen Eßtisch, Eltern und Kinder, Hauslehre-



Zwischen Memel und Plicken: Corallischken

Zeichnungen Jutta von Wildenradt



# Schulentlassungszeugnis.

*Wagner*  
geboren den *21. Juli 1903* zu *Erwallischen*  
Kreis *Memel* ward nach im ganzen *7 1/4* jährigem Schul-  
besuche aus der *iii* klassigen hiesigen evangelischen — katholischen — Schule,  
welche er — *für* — *7 1/4 Jahr* lang besucht hat, aus der Schulpflicht entlassen.\*)

Führung:

Fleiß:

Schulbesuch:

Religion:

Deutsch:

Rechnen:

Raumlehre:

Geschichte:

Geographie:

Naturkunde:

Gesang:

Schreiben:

Zeichnen:

Turnen:

Handarbeit:

*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Sehr gut.*  
*Gut.*

*Erwallischen*, den *21* ten *Juli* 19*17*.

Der Ortschulinspektor

Der Schulleiter.

Der Klassenlehrer.



*[Handwritten signature]*

\*) Wo es die Verhältnisse erzwängen erlassen lassen, kann der Vermerk über die Klasse, aus welcher der Schüler — die Schülerin — entlassen wird, handschriftlich vor den Zensuren eingetragen werden.

## Heimweh nach Corallischken

Ostern 1937 erhielt ich mit einem guten Abschlußzeugnis die Mittlere Reife. Es wurde uns Abgehenden von den unteren Klassen der Mädchenmittelschule in Memel eine schöne Abschiedsfeier gestaltet. Der Chor und die Instrumentalgruppe der Schule hatte unter der Leitung von Herrn Greulich die Feier mit Musik, Liedern, Tänzen und Gedichten umrahmt. Und dann die eindringlichen und freundlich-ermahnenden Reden vom Herrn Rektor Lietz und Fräulein Kutz, unserer Klassenlehrerin! Wie feierlich war das alles. Die Sonne schien durch die hohen bunten Fenster und leuchtete auf dem Bernsteinmosaik, das einen Ordensritter darstellt, und huschte über die blonden und braunen Mädchenköpfe in der großen Aula. Auch die Eltern waren gekommen. Die Zeugnisse wurden mit guten Wünschen verteilt und nach dem Schlußlied leerte sich die Aula.

Ein Gefühl der Freiheit bemächtigte sich unser: keine Schulaufgaben mehr, keine drohenden Klassenarbeiten, kein Zwang! Was die Schule uns gegeben und vermittelt hatte, sollten wir erst viel später begreifen.

Mein lieber Vater war im Herbst 1936 gestorben, ihn konnte ich nicht mehr um Rat fragen, was nun werden sollte. Ich wußte, wie schwer bei uns die Zeiten geworden waren, überschattet von den politischen Ereignissen und von der schlimmen Lage in der Landwirtschaft; auch Corallischken, wie viele andere Höfe, stand unter Zwangswirtschaft und die Zwangsversteigerung drohte und konnte von meiner Mutter nur schwer abgewendet werden. Unser Glück war, daß die Freunde meiner Eltern mit Rat

und Tat meine Mutter unterstützten und wir einen sehr tüchtigen Inspektor, Herrn Jurgeleit, gewonnen hatten. Meine älteste Schwester war in der Ausbildung im Reich auf der Landwirtschaftsschule und mein Bruder Karl-Heinz beim Militär. Die Ausbildung meiner Schwester kostete viel Geld: Schulgeld und Taschengeld und ihre ganze Ausrüstung war vorgeschrieben worden und hatte Anschaffungen erforderlich gemacht. – Was sollte nun mit mir werden? Da bot sich die Möglichkeit, für ein Jahr die VDA-Schule in Berlin zu besuchen. Das war eine Hauswirtschaftsschule für junge Mädchen aus den deutschen Volksgruppen im Ausland, und die Schule kostete meine Mutter kein Geld! Ich würde Kochen, Nähen, Kranken- und Kinderpflege und Hauswirtschaft in dem Jahr lernen, und dann würde man weiter sehen. Eine richtige Ausbildung war es nicht, aber diese Zeit schien uns gut angewendet. So wurde mein Koffer gepackt und ich wurde in die Bahn gesetzt, versehen mit Visum und Taschengeld. Meine Verwandten im Reich würden mir schon was zustecken!

Die Fahrt war lang, und ich hatte noch nie so eine weite Reise gemacht und staunte über alles: die sauberen Dörfer, die frischbestellten Felder (bei uns hatte noch Schnee gelegen), die Städte, durch die wir fuhren. Wir zu Hause fanden sowieso alles im „Reich“ größer, schöner und faszinierender. Gegen Mittag kam ich in Berlin an. War es auf dem Bahnhof ZOO? Da stand ich nun mit meinem alten Koffer auf dem Bahnsteig und der Verkehr und der Lärm brandete ringsumher. Ich hatte davon nicht die geringste Ahnung gehabt. Die Menschen ha-

steten an mir vorbei, jeder schien zu wissen, in welche S- oder U-Bahn er zu steigen hatte, auf den bunten Fahrplänen fand ich mich nicht zurecht. Ich wußte nur, daß ich nach Zehlendorf mußte. Aber dann erbarmte sich endlich ein älteres Ehepaar des sichtlich vom Lande stammenden Kindes mit dem Hängezopf und den ängstlichen Augen. So kam ich denn auch gut nach Zehlendorf in die Beerenstraße 8.

Dort lebte ich mich schnell ein, und alles machte mir viel Freude. Es waren so nette Mädchen dort, die z.T. sehr unter Heimweh litten. Südafrika, Südamerika, Siebenbürgen und die Dobrutscha, wie war die Heimat weit entfernt! Ich litt nicht darunter, so meinte ich!

Es verging das Frühjahr, und auch in Berlin blühte der Flieder in den Gärten. Ende Juni, als ich in den Kindergarten wollte, in dem ich ein paar Wochen arbeitete, schlenderte ich über den Potsdamer Platz. Da saßen die Blumenfrauen an ihren bunten Ständen und boten die Sträuße der Jahreszeit feil. Überall standen Eimer voller Margriten und Kornblumen! Ich blieb stehen, starrte auf die Blumen und die Tränen schossen mir in die Augen: mitten in der Großstadt hatte ich nicht gemerkt, daß es Sommer geworden war! Auf den Feldern in Corallischken mußte das Korn hoch stehen, die Ränder blau von Kornblumen, und auf den Wiesen an der Baugst wiegten sich wohl die Margriten im Wind. Plötzlich stand mir das alles vor Augen, und ich glaubte, Berlin nicht mehr ertragen zu können. Ich fuhr nach Zehlendorf, packte meinen Koffer und erklärte der Leiterin, daß ich sofort nach Hause müßte! Bald wären ja auch Ferien! Mein gespartes Geld reichte eben und eben für die Fahrkarte und so saß ich abends im Zug Richtung Ostpreußen. Morgens stieg in Frankfurt/Oder der ostpreußische Schaffner zu und sagte im breitesten Dialekt meiner Heimat: „Dä Faahrkaarte, bitte, Freileinchen!“, da war ich schon fast zu Hause. Im hellen Morgensonnenschein leuchtete die Marienburg über die Nogat, Braunsberg, Königsberg flogen vorbei, und am Abend rollte der Zug bei Tilsit über die Eisenbahnbrücke über die Memel. Ich stand am offenen Fenster. Heuduft wehte herein und in den Weidengebüschen der weiten Niederung schluchzten die Sprosser, unsere nordischen Nachtigallen. Nicht nur vom Fahrwind waren meine Augen naß.

Am nächsten Vormittag, als ich nach der Übernachtung bei einer Schulfreundin endlich in Corallischken anlangte, war überall großes Erstaunen, aber auch Verständnis. An der Baugst war ich mich in die blühende Wiese, der Duft des nahen Roggenfeldes strich über mich hin, am Himmel segelten dicke bauschige Sommerwolken und zwei Störche kreisten hoch über mir. Ich war endlich zu Hause und war glücklich.

Heute fährt für mich kein Zug mehr nach Corallischken. In den Feldern hier blühen keine Kornblumen, und doch kann ich das Heimweh nach so langer Zeit nicht loswerden, immer noch wandern die Gedanken, kommen die Erinnerungen...

**Jutta von Wildenrath**  
geb. Hundsdörfer

# Frühling in Corallischken

Wie sehr hatten alle auf den Frühling gewartet, wie lang, dunkel und bitterkalt war der Winter gewesen!

An einem Nachmittag Ende April saß der erste buntschillernde Star auf der Stange vor dem Starenhäuschen im Apfelbaum und verkündete flügel Schlagend und pfeifend, daß er nun da sei. Die Regenrinnen begannen zu tropfen, und der viele Schnee sank zusammen und verwandelte die Landwege in Morast und ließ den im Herbst umgebrochenen Acker braun, fett und glänzend hervorkommen. Nachts regnete es sanft, und plötzlich nahm der ferne Wald einen dunkellila Schimmer an von all den dicken Blattknospen.

Morgens trat unsere Mutter ins Kinderzimmer, zog die Jalousien hoch und rief uns ans Fenster: die große Birke im Garten war über nacht grün geworden! An der Hauswand entlang blühten die Schneeglöckchen in kräftigen Büscheln, und im Park, am Gartenteich und überall steckten die Leberblümchen ihre Knospen durch das dürre Laub. Bald würde es überall blau schimmern, und Anemonen, Lungenkraut und Himmelschlüssel würden folgen. Wie ich diese wilden Frühlingsblumen liebte! Ich fand sie viel schöner als Hyazinthen und Tulpen, die unsere Mutter schon im Februar in Töpfen zum Blühen brachte und die die Zimmer mit ihrem Duft füllten.

Wir Kinder wurden nun endlich in die Freiheit entlassen, saßen im warmen Frühlingssonnenschein gut getarnt auf dem Mäuerchen hinter dem Leutekühstall und hatten die dicken, selbstgestrickten, kratzigen Wollstrümpfe ausgezogen und stellten die nackten Füße auf das warme Mauerwerk. Dabei durften wir uns nicht erwischen lassen, denn vor dem ersten Mai durften wir nicht barfuß gehen. Doch der konnte noch so kühl und regnerisch sein, herunter mit Schuhen und Strümpfen und schnell über den Rasen geflüzt! Dieses Ritual durfte nicht gebrochen werden.

Überall regte sich nun das junge Leben. Die Glucken saßen auf dem Boden über der Küche in ihren Nestern und brüteten. Wurde man von Mutti oder Mamsellchen mit in die „Wochenstube“ genommen, mußte man leise und ruhig sein, um nicht zu stören. Auch die Truthennen, die Kurren, saßen hier und brüteten sowohl ihre Eier, als auch Gänse- und Enteneier aus. Sie waren gute, zuverlässige Mütter. Sie konnten nur nicht begreifen, daß ihre mißratenen Kinder unbedingt schwimmen wollten und folgten den Enten- oder Gänsekücken bis an den Bauch im Wasser stehend mit langgestreckten Hälsen in den Teich.

Die Aufzucht all des vielen Federviehs war mühsam, und die kleinen Putenkücken ausgesprochen dumm. Wie oft sind wir, wenn

ein plötzlicher Regenguß drohte, losgerannt, um die kleinen Puten zu suchen. Würden sie naß, dann starben sie. Auch bei allen anderen Tieren stellte sich Nachwuchs ein. Die Schafe hatten schon vorher Lämmer bekommen, aber bei Kühen, Pferde, Katzen und Hunden kamen nun die Jungen und füllten die Ställe. Und wie es nun draußen grün wurde, wie es blühte und trieb. Die Wildgänse zogen nordwärts über den Park hinweg, die Vögel sangen und die Bienen summten. Die alten Kopfweiden an den Wegen blühten und spiegelten sich in den schmelzwassergefüllten Gräben. Bald würden an den Grabenrändern die Himmelschlüssel blühen.

Hinten in unserem großen Garten, geschützt durch die hohen Parkbäume, waren schon längst die Frühbeete gerichtet worden, wir hatten nun Salat und Radieschen. Alle Sommerblumenpflanzen und die Gemüsepflanzen wurden herangezogen. Die Gartenbeete mußte zurechtgemacht werden, und ohne die ständige Hilfe der Anna ging es im Garten nicht. Anna war derb, fleißig und einfältig und den Verführungen durch die Liebe nicht gewachsen. So wimmelte es in dem kleinen Haus am Garten von Kindern, die sie mit harter Hand regierte. Als unsere Großmutter, unsere geliebte Ommichen, sie wieder mal „hochbestorcht“ zwischen den Beeten knien sah, ließ sie sich zu dem milden Tadel hinreißen: „Aber Anna, bist Du schon wieder so weit?“ Anna darauf, treuherzig: „Ach ja, Madamchen, wer viel liebt, muß viel leiden!“

Zu gerne hätte unser Vater ihr wenigstens zu einem zahlenden Erzeuger verholten, aber sie wußte nie die Väter ihrer Kinder zu benennen: „Härrchen“, sagte sie zu meinem Vater, „är hätt so scheene Sporen an die Stiefel gehabt“. Nun, damit konnte man keinem Mann Alimentenzahlungen verordnen. So wanderte manches abgelegte Kleidungsstück von uns Kindern und manche Naturalie in das kleine Haus am Garten.

Der Frühling brachte auch den unvermeid-

lichen Hausputz und die große Wäsche. Im Winter war nur das Notwendigste gewaschen worden, denn unser Leitungswasser war so eisenhaltig, daß es sich nicht zum Wäschewaschen eignete. Man mußte auf Regenwasser warten und auf das Wasser in der Baugst, wenn es nach der Frühlingschmelze wieder klar dahinflöß. So kam Frau Kutscherchen, unterstützt von ein paar kräftigen Frauen aus den Insthäusern, und sie wirkten tagelang in Küche und Waschküche. Frau Kutscherchen wischte sich mit roten Händen das Gesicht ab und sagte: „Ich hab's gewaschen und jerieben, und was nicht raus jing, is drin jebrieben!“ Und dann flatterte die Wäsche, Leinen und Leinen voll, im frischen Frühlingswind. War diese Arbeit getan, kam das Reinemachen dran. Alles Bewegliche kam, bis auf die großen Sofas und schweren Schränke, raus in den Garten und bot sich, manchmal leicht ramponiert, der Frühlingssonne und den Klopfen dar. Die großen Holzrahmen mit den vielen, kleinen, spitzen Nägeln wurden auf dem Rasen aufgebaut, und wir Kinder halfen die gewaschenen gestärkten Spitzengardinen zu spannen, was nie ohne zerstoche Fingerspitzen abging.

War der letzte Staub aus dem Haus gefegt, die Fenster geputzt, die Böden gebohrt und alles wieder an Ort und Stelle, dann war wirklich Frühling.

**Jutta von Wildenrath**, geb. Hundsödörfer

## Rosen aus dem Süden

**Forts. v. Vorseite**

der Hut in hohem Bogen durch die Gegend. Heuchlerisch murmelte ich eine Entschuldigung. Dieser Situationskomik war aber auch kein Paukerherz gewachsen. Mein „Feind“ lächelte mir verzeihend zu. 1 zu 0 für ihn!

Er weilt schon lange nicht mehr unter den Lebenden und hat mir hoffentlich diese Jugendsünde nicht nachgetragen. Meine „Rosen aus dem Süden“ lege ich statt des Hutes in seine Hände.

**Eva Witte**

# Sommer in Corallischken

Fast unmerklich war der kurze heftige Frühling in den Sommer übergegangen. Die bunten Wiesen an der Baugst waren gemäht worden und das Heu eingefahren. Die Störche schritten über die Wiesen und stocherten nach Fröschen und Mäusen, flogen mit ihrer Beute zum Nest im hohen Baum am Küchenteich und fütterten ihre Brut. Im großen Gemüsegarten reiften die Erdbeeren, und die Johannisbeeren und Himbeeren versprachen eine gute Ernte. Die Lindenallee am Park und die große Linde am Haus blühten und dufteten und summteten, dort hielten die Bienen vom Lehrer Neuhaus große Ernte, genauso wie von den Kleefeldern. Vom Lehrer Neuhaus bezogen wir den Honig; dünn, golden und klebrig ließen wir Kinder ihn vom Löffel aufs Brot kleckern und malten damit Kringel.

An einem klaren, herrlichen Frühsommertag, eben guckte die Sonne über den Fichtenwald, holte unser Vater seine Kinderschar aus den Betten, um ihr einmaliges zu zeigen: der große Roggen-schlag vorm Fichtenwald blühte! Die Kinder rieben sich verschlafen die Augen und sahen staunend eine goldene Wolke über dem Feld hin- und herziehen. Dieses Naturschauspiel ist mir für immer in Erinnerung geblieben. Ich kann mich überhaupt nur an schöne Sommer erinnern mit langen, heißen Tagen und warmen klaren Sommerabenden. Bei der vielen Arbeit beim Beerenpflücken und Gemüseputzen fürs Einmachen konnte auf die Hilfe von uns Kindern nicht verzichtet werden. So holten wir, wenn die Johannisbeeren gepflückt werden mußten, unsere kleinen Kinderstühlchen vom Boden, und langsam pflückte man sich um den Busch herum. Oft versank ein Stuhlbein in einem Mauseloch und man kippte unter Gelächter um. Körbe und Körbe voll wurden geerntet und der größte Teil zu Saft und Marmelade verarbeitet, denn der Winter war lang bei uns. Außerdem wurde ein Teil des Segens noch nach Memel auf den Markt gebracht, wo unsere freundliche Frau Kutscherchen im dunklen Faltenrock mit blütenweißer Schürze darüber, die dünnen verbläbten Zöpfchen unter dem weißen Kopftuch verborgen, hinter den Körben mit Beeren und Gemüse saß und auf Kundschaft wartete. Wie sehr war man auf diesen oft geringen Erlös angewiesen, denn Bargeld war unvorstellbar knapp in den dreißiger Jahren. Mußte doch meine Mutter aus Garten und Geflügelhof sowohl das Schulgeld, als auch das Fahr-geld für die Kleinbahn herauswirtschaften. Die zuverlässige Geldquelle, das Milch-geld, wurde für die Löhne und Gehälter, die Hagel- und Feuerversicherung gebraucht, das hatte Vorrang vor allem.

Auf den Feldern war die Getreideernte in vollem Gang, eine harte Zeit für Mensch und Tier. Ich kann mich noch daran erinnern, wie der Roggen mit der Sense gemäht wurde, und die Schnitter mit den Binderinnen dahinter sich langsam ins Feld vorarbeiteten. Kam mein Vater aufs Feld, wurde er „gebunden“, d. h. es wurden ihm einige Halme vom

ersten Schnitter um den Arm gebunden, ein Vers aufgesagt, und er mußte sich mit einem Geldbetrag „freikaufen“. Später, als Mähmaschinen auf den Feldern arbeiteten, unterblieb der Brauch.

Die Garben wurden in Hocken gesetzt und bald war es soweit, die Ernte einzu-fahren. Da mußten die halbwüchsigen Jungen, auch meine Brüder, auf dem Sattelpferd sitzen und den ganzen, heißen Tag lang den Erntewagen von einer Hocke zur anderen fahren. Das Getreide wurde aufgeladen und der hohe Wagen fuhr zum Hof, zur Scheune; dort stand schon der abgeladene Wagen, die Pferde wurden umgespannt und in Eile ging es wieder aufs Feld.

Staub, wie Puder, der zwischen den Zähnen knirschte, legte sich auf die Wegränder, Mensch und Tier litten unter Hitze, Schweiß und Fliegen. Und doch sangen unsere litauischen Arbeiter, Mädchen und Männer, ihre vielstimmigen Volkslieder, wenn sie in der Dämmerung heimkehrten.

In den heißen Sommertagen brauten sich schwere Gewitter zusammen, der aufkommende Sturm wehte Strohhalme und Blätter kreisend über den Hof. Die Fenster im Haus wurden eilends geschlossen und alle gingen auf die Suche nach den jungen Puten, die nicht naß werden durften. Bei einem schweren Gewitter wurden mehrere Kühe auf der Weide vom Blitz erschlagen, ein großer Verlust. Einmal traf nachts ein kalter Schlag unsere Telefonleitung und blaue Flämmchen hüpften auf der Leitung entlang. Aber größerer Schaden an den Gebäuden ist nie entstanden.

Fast alle unsere Kindergeburtstage fielen in die Monate Juni und Juli, und das Schönste war die Geburtstagstorte. Was für herrliche Buttercremetorten konnte unser Mamselchen backen, verziert mit gelben oder rosa Rosen drauf! Es war das Schönste, was wir Kinder kannten, und jeder wünschte sich eine „Rosentorte“. „Kindchen“, stöhnte Mamselchen, „kann es nicht mal was anderes sein?“ Nein, immer mußte es die Rosentorte sein, denn das besonders schön verzierte Mittelstück gehörte dem Geburtstagskind alleine!

Den ganzen Sommer über liefen wir Kinder barfuß, einmal, weil unsere Eltern vom gesundheitlichen Wert überzeugt waren, zum anderen, weil die Schuhe für die Schule geschont werden mußten. Abends ging man mit den Schlorren in der Hand und einem alten Handtuch bewaffnet zur Baugst, um die Füße zu waschen. Sie war zu einem Rinnsal vertrocknet, aber der Schmiedeteich, von Quellen gespeist, hatte immer Wasser, so tief, daß wir dort von unserem Vater den ersten Schwimmunterricht bekamen. Als ich nach Memel in die Schule kam und mein Freischwimmerzeugnis im Schwimmverein erwerben sollte, merkte der Bademeister, der dicke Bertram, schnell, daß ich schon schwimmen konnte und ließ die Angel, an der ich hing, los. Vor Schreck ging ich unter und schluckte eine Menge Wasser. Ja, die Bräuche waren hart!

War die Ernte eingebracht und nicht mehr soviel Arbeit im Garten und Haus, so gingen unsere Mädchen schon mal am Wochenende nach Plicken zum Tanz. Schließlich waren sie jung und wollten auch mal ein Vergnügen haben. Einmal verspätete sich eins unserer Stubenmädchen so, daß das Haus schon abgeschlossen war und sie nicht reinkamte. Bei meinen Eltern ans Schlafzimmerfenster zu klopfen traute sie sich nicht, und so klopfte sie beim Inspektor ans Fenster. Der, aus dem Schlaf geschreckt, rief: „Wer ist da?“ „Na, äch, Herr Ent-späcker!“ kam die Antwort. „Wer ist da?“ „Na, äch!!“ „In drei Deubels Namen, wer ist da?“ „Äch, Härr, Entspäcker, är kännst nich' mal mir!“

Jutta v. Wildenradt

## Der Storch blieb Sieger

Unsere große Freude war ein Storchennest auf dem Wohnhaus. Im April warteten wir schon richtig auf die Störche. Wer den ersten erblickte, sagte es weiter. – Sogar über unseren Vater blieben die Störche Sieger. Unter ihrem Nest stand ein Apfelbaum, den hatten die Störche vollkommen „verkalkt“, und Vater mußte den Baum ausgraben. Auf dem gegenüberliegenden Dach der alten Scheue, auf dem Platz, auf dem einer

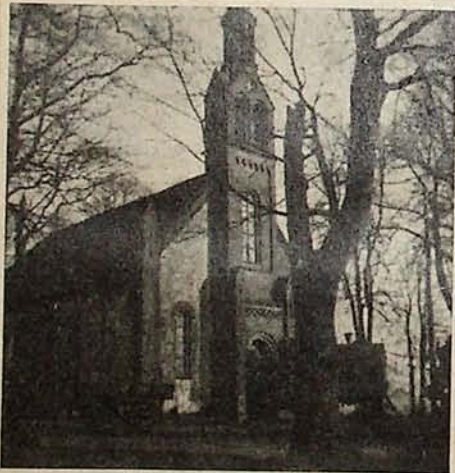


## Krottingen

A: Meyer, Bruno. B: Kapust, Martin. I. B: Meyer, Bruno. II. B: Friederici.  
Gend.-Gruppenposten: M. d. G. Augustin,  
Tel. 24.

St. A: Letat-Krottingen.

Berg, Richard, Reichsbahnassistent.  
Ditmeier, August, Vorarbeiter.  
— Kurt, Arbeiter.  
Griga, Johann, Rentier.  
Jaudszims, Martin, Melker.  
Kapust, Adam, Arbeiter.  
Karnowski, Bernhard, Handelsvertreter.  
— Marie, Altsitzerin.  
Kapptuler, Erna, Posthalterin.  
— Karl, Rentenempfänger.  
Kerschies, Johann, Weichensteller.  
Kumbartski, Kurt, Wachtmeister.  
Kunkis, Anna, Altsitzerin.  
Letat, Friedrich, Hausbesitzer.  
Matuttis, Martin, Reichsbahnassistent.  
Michaelis, Anna, Hebamme.  
Pohlmann, Antonie, Hausbesitzerin.  
Sachs, Hermann, Landwirt.  
Schlick, Hans, Landwirt.  
Schmäling, Johann, Arbeiter.  
Schuischel, Johann, Bauer.  
Stuhler, Margarete, Wirtin.  
Talis, Hans, Schmiedemeister.  
Wiemer, Fritz, Gutsverwalter.  
Wolf, Werner, Molkereiverwalter.  
Zech, Alfred, Wachtmeister.



Die evangelische Kirche in Deutsch-Krottingen

**Krottingen, Deutsch**, adliges und cöllmisches Gut und Dorf, 14 km  
Vftl. n. von Memel, das nördlichste Rsp. Deutschlands; Nimmersatt liegt unter 55° 54'  
an der russischen Grenze.

### Vorgeschichtliche Altertümer im Rsp. Deutsch-Krottingen:

Deutsch-Krottingen, P. M. R. II 76. — Szlassen, 3 km n. n. ö. von D.=C.  
S. d. A. P. 1879/80 4 ff. P. M. R. I 1893 Nr. 141. 142. — Zarthen, 1 km s. ö. von D.=C.  
Hier liegt ein Burgwall dicht an der Dange, der Piltale heißt. „Viele Feldsteine.“  
Wiese, Z. A. P. — Zeipen, 2 km n. ö. von D.=C. 1 km ö. davon tritt dicht an die  
Dange ein Burgwall heran, der Piltin genannt wird. Wiese, Z. A. P. N. davon ein  
zweiter mit dem Namen Raubone Kalnis = der rote Berg. „Kohlen unter dem  
Hauptwall.“ Wiese, Z. A. P.

Die ev. Pfarrkirche, Patron der König, ist 1652 als Kapelle von Holz gegründet.  
Im J. 1740 wurde sie abgebrochen und die jetzige Kirche erbaut, ein Feldsteinbau un-  
gefähr 23,5 m l., 11,5 m br. mit 1875 erbautem Turm im Ziegelrohbau. Im D. Umbau  
der Sakristei. Fenster im Halbkreisbogen.

Im Innern ist das Mittelschiff von einem Tonnengewölbe aus Brettern geschlossen,  
welches durch drei freiliegende Querbalken geteilt ist. Die Seitenschiffe mit flacher  
Holzdecke.

Altar und Kanzel vereint; zwischen je zwei korinthischen Säulen erhebt sich  
die Kanzel; auf den Säulen verkröpftes Gesims, das sich in der Mitte zu einer Art  
Schalldeckel erweitert. Krönung: das Lamm mit der Siegesfahne und je zwei Urnen  
mit Rococoornamenten zu beiden Seiten.

Zwei versilb. getriebene Altarleuchter mit Renaissance schmuck.

Kelch ganz vergoldet; die Kupa unten mit aufgelegtem Renaissanceornament;  
Knauf mit drei getriebenen Engelsköpfchen; Fuß rund mit getriebenen Engelsköpfchen  
und Ornamenten; Kreuzigungsgruppe aufgelötet; Lehmann genitor, natusque et uterq.  
Sacerdos. (Lehmann war der erste Pfr. in D.=C.) Stempel: I. C. — Silb. Kelch  
mit glatter Kupa, getriebenem, ornamentierten Knauf und Fuß im Sechspass mit ge-  
triebenem Renaissanceornament. — Dazu zwei Patenen.

Klassizistisch geschnitzter Taufisch. — Ein zerbrochener, geschnitzter, ungestrichener  
Taufengel liegt auf dem Kirchenboden. Orgelgehäuse mit hübschen Rococoornamenten,  
einem Adler mit FR als Krönung und zwei Rococovasen.

Messingner Kronleuchter mit Doppeladler, ein Geschenk von Janis Kapust  
aus Kunkens-Berge. — Messingner Kronleuchter von Johannes Lipus 1784.

Zwölf Ölgemälde der Apostel an den Pfeilern. — Ölgemälde des Pfrs. Joh.  
Gottfried Ziegler zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum 1838.

Über Grabkreuze in D.=C. siehe Schlussheft.

In Bajohren, 5 km n. n. ö. von D.=C. fanden wir eine Kiste im Blockverbande  
(f. S. 11 f.) Abb. 10, 6 m l., 5 m br., mit kleinem nur ein Bett, einen Schrank und  
einen Schreibtisch enthaltenden Vorraum, und dem durch eine Bretterwand geschiedenen  
Hauptraum.

### Nachrichten über das Rsp. Deutsch-Krottingen:

Sarnoch, C. u. S. 1890 159.

Krottingen, Deutsch - Gemeinde mit den  
Gütern Adl. Krottingen, Gauszen und  
Deutsch-Krottingen und dem Dorf Standschen

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb am 19. Juli 1969 mein  
lieber Mann, unser lieber, treusorgender Vater, Schwiegervater,  
Großvater, Bruder, Schwager und Onkel

Hauptlehrer und Kantor i. R.

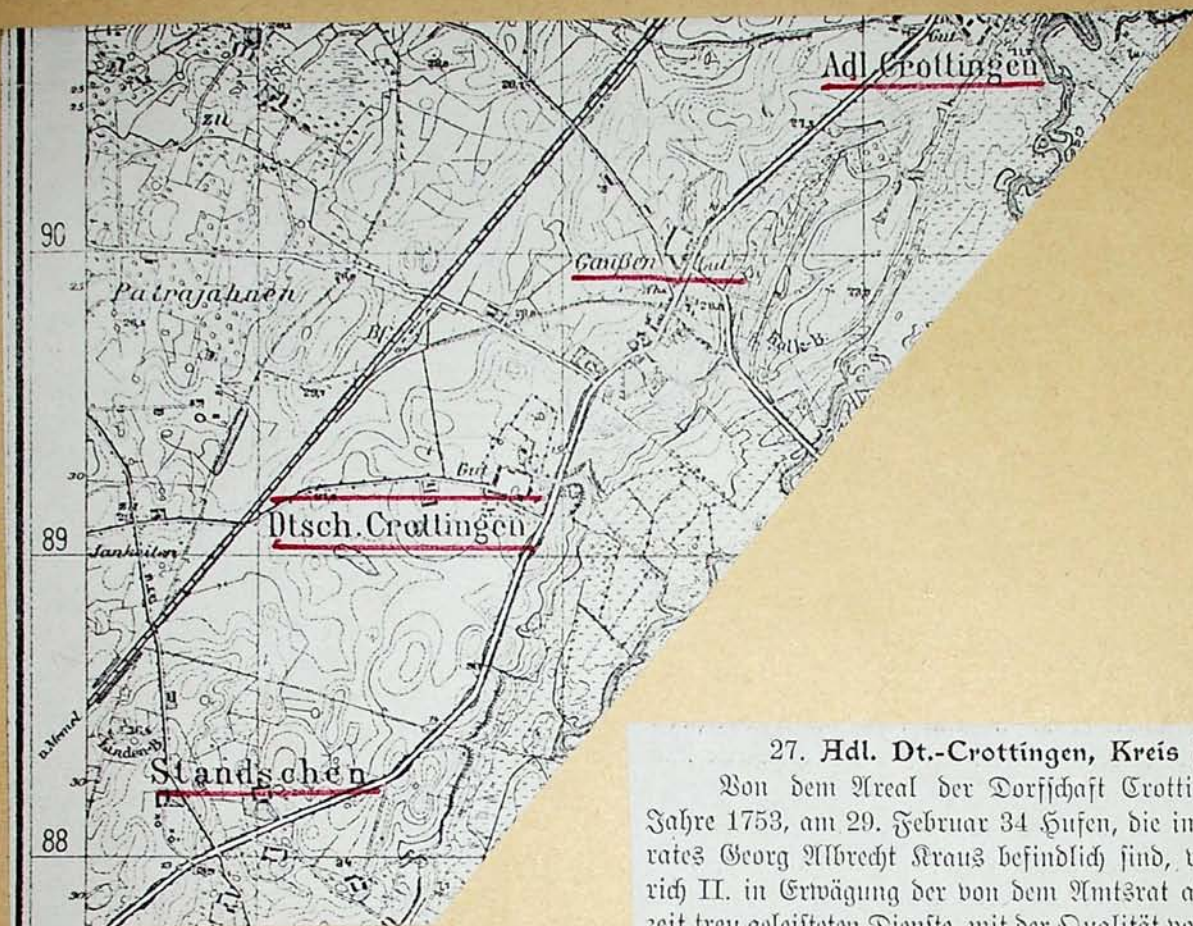
**Bruno Meyer**

im Alter von 75 Jahren.

In stiller Trauer  
im Namen aller Angehörigen

Luise Meyer, geb. Schulz

2842 Lohne i. O., Gertrudenstraße 8  
früher Dt.-Krottingen, Kr. Memel



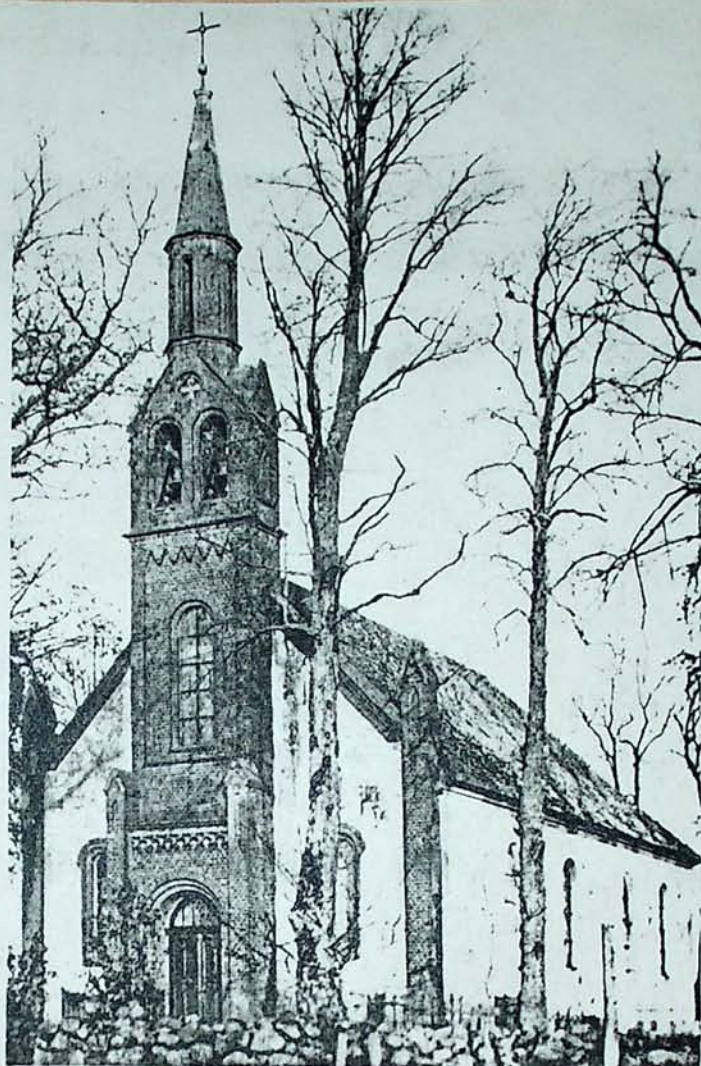
### 27. Adl. Dt.-Crottingen, Kreis Memel.

Von dem Areal der Dorfschaft Crottingen wurden im Jahre 1753, am 29. Februar 34 Hufen, die im Besitz des Amtsrates Georg Albrecht Kraus befindlich sind, vom König Friedrich II. in Erwägung der von dem Amtsrat als Beamten jederzeit treu geleisteten Dienste, mit der Qualität von adlig köllmischen Rechten beliehen. Diese Hufen hatten insgesamt an Zinsen, Hubenschoß und Tranksteuer 150 Taler 9 Groschen jährlich aufzubringen. Zugleich erhält auch Corallischken, ebenfalls im Besitz dieses Georg Albrecht Kraus, der Domänenbeamter auf Clemmenhof ist, die adligen Rechte. 1754 erhält der Amtsrat auf sein Ansuchen, in Erwägung seiner, zum Allerhöchsten Gefallen geführten Wirtschaft, noch 15 Morgen im Dorfe Dt.-Crottingen oder Niklausen, nebst 8 Hufen Verahmungsland bei Corallischken. Der Amtsrat heiratete eine Tochter des Amtsrats Radeke (Rathke) auf Heydekrug, der auch das Domänenamt Althof-Memel in Generalpacht hatte und dies seinem Schwiegersohn abtrat.

Von den Töchtern des Georg Albrecht Kraus vermählte sich eine mit dem Oberamtmanne Szepansky auf Didlacken, eine andere, Julianne Louisa, heiratete 1766 den Joh. Ernst Frank auf Kriszullen (Sohn des Amtsmanns Frank auf Neuhof-Memel) und eine dritte den Johann Christian Hauffstädt, welcher Nachfolger seines Schwiegervaters auf dem Domänenamt Clemmenhof wird. 1784 heißt das im Besitz der Krausschen Erben befindliche Crottingen auch Groß-Crottingen oder Neuhof. Von seinem Areal von 34 Hufen bewirtschaftet Amtsrat Hauffstädt 16 Hufen, während er 18 Hufen mit 18 Bauern besetzt hat; er selbst hat seinen Wohnsitz in Clemmenhof.

Nach der Vasallentabelle vom Jahre 1777 hat Crottingen einen Wert von 10 000 Talern. Hauffstädt ist in diesem Jahre 48 Jahre alt und 16 Jahre Pächter von Clemmenhof. Im Jahre 1830 besitzt Ludwig Kraus Adl. Dt.-Crottingen, Franz Kraus Klein-Crottingen, das inkl. Niklausen 11 Hufen groß ist und Anteil an Eglinnen von 3 köllmischen Hufen hat.

1849 tritt der Besitzer von Adl. Dt.-Crottingen sein Vorwerk Gaußen dem Sohne ab; 132 Hektar. Within ist das Hauptgut nicht mehr 34 Hufen, sondern nur noch 1733 Morgen groß. Es geht 1850 in den Besitz des Landrats & D. Julius Schlick über, in dessen direkter Nachkommenschaft es sich noch heute befindet.



455. Deutsch Crottingen

Abb. 455

Deutsch Crottingen

1740 errichteter Feldsteinbau, zunächst mit hölzernem Dachreiter, seit 1875 mit massivem Turm mit achteckigem Oberteil, mit tonnenüberdachtetem Mittelschiff und flach gedeckten Seitenschiffen. Bei der Einziehung der Emporen wurden ältere Tafeln mit Aposteldarstellungen verwendet. Der Kanzelaltar, als Einheit gedacht und ausgeführt, entstand 1793. Die Orgel wurde 1875 erbaut.

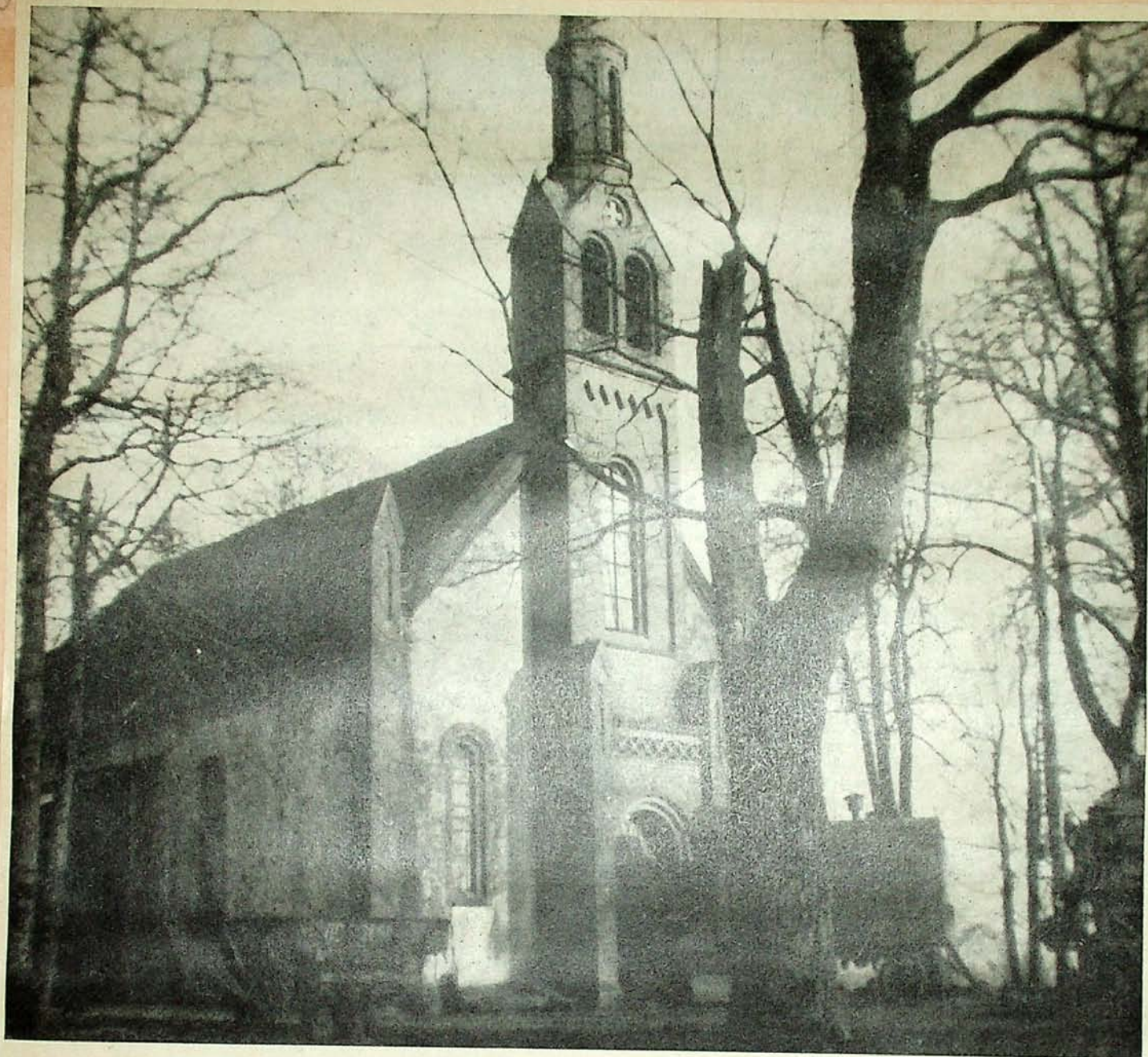
DEUTSCH CROTTINGEN: (KK.Memel) (1652)  
Gemeinde hielt sich vorher nach Memel, 1919-1939 zum Memelgebiet gehörig.

Pfarrer:

LEHMANN, Johann	1654-1664
LUDOVICI, Johann	1664-1671
MARTINI, Martin	1671-1679
GRIESINGER, Johann Heinr.	1679-1685
DACH, Valentin	1685-1692
GURSKI, Michael	1692-1700
BEHREND, Friedrich	1700-1705
HAACK, Erdmann	1705-1731
ENGEL, Gabriel	1731-1761
PREUB, Jacob	1749-1761A
	1761-1778
HAUSENDORF, Jacob	1779-1788
ZIEGLER, Johann Gottfried	1788-1846
ZIPPEL, Andreas Rudolf	1841-1846A
THIEL, Friedrich Wilh.	1845-1846A
	1846-1859
EBEL, Cölestin Gotthold	1860-1868
HILLENBERG, Carl Albr.	1869-1881
JUSSAS, August	1882-1890
HARTUNG, Aug. Wilh. Hch.	1890-1891V
SALEWSKI, Karl Ed. Albert	1891-1899V
	1899-
ATROTT, Wilhelm	1934-
JANZ, Bruno	1941-1945

Hilfsprediger:  
JANZ, Bruno

-1941



## 100 Jahre Kirchturm Deutsch-Krottingen

1652 erhielt Krottingen eine hölzerne Kapelle und wurde eigenes Kirchspiel. Bis dahin gehörten die Krottinger zur Memeler Landeskirche; nun wurde der Sohn des Memeler Pfarrers, Johann Lehmann, ihr erster eigener Seelsorger. 1740 wurde der Holzbau abgerissen und eine neue Kirche aus Feldsteinen erbaut. 1875, vor genau hundert Jahren, wurde anstelle des alten hölzernen Turmes ein massiver Turm mit Kuppel und Kreuz errichtet. Altar und Kanzel waren zu einem Ganzen zusammengefaßt. Die Orgel hatte vier Register. An jedem der zwölf Pfeiler der Empore befand sich ein Apostelbild. Auch ein Brustbild von Konsistorialrat Ziegler war im Kirchenschiff zu finden. — Unser Bild will aufmerksam betrachtet werden. Die Kommunisten haben aus dem historischen Gotteshaus einen Lagerschuppen gemacht. Deutlich sieht man eine Dreschmaschine und andere landwirtschaftliche Fahrzeuge vor der Kir-



**Konfirmanden in Deutsch-Krottingen**

Unsere Aufnahme aus dem Jahre 1935 zeigt die erste Konfirmation die dort Pfarrer Atrott durchführte. Das Bild danken wir Frau Anna Klumbles, geb. Pukies, 887 Günzburg, Altvaterstraße 9.

#### Matschullis, Cullmen-Jennen

Der landwirtschaftliche Besitz des Bauern Hermann Matschullis mit der Gesamtgröße von 38,75 ha (155 Morgen) liegt in der Gemeinde Cullmen-Jennen, im Kreise Pogegen. 70 Morgen dieses Betriebes dienten dem Ackerbau; es wurde die sog. Siebenfelder-Wirtschaft betrieben und Roggen, Hafer, Gerste, Gemenge, Kartoffeln, Rüben (teils Wruken) und vorwiegend nach dem Roggen Klee mit Timotheum-Gras angebaut. Der Rest von 85 Morgen bestand aus Wiesen und Weiden.

Der Viehbestand umfaßte 16 Milchkühe sowie vier dreijährige, vier zweijährige Sterken und fünf Kälber des laufenden Jahrgangs. Hierzu gehörte ein Genossenschaftsbulle, der mit den Bauern Arno Pappendick und David Schimkus zusammen gekauft worden war. Die Herde war etwa seit 1930 im Herdbuch. Im Herdendurchschnitt betrug die Milchleistung je Kuh 4200 kg jährlich.

Der Pferdebestand betrug sieben Arbeitspferde, zwei Zweijährige und einen Jährling, alles Halbschlag Ardenner Abstammung.

An Gebäuden waren vorhanden: ein Wohnhaus (11 x 24 m), ein Stall (10 x 46 m), eine Scheune (11 x 36 m), ein Wagen- und Geräteschuppen (11 x 18 m) und ein freistehender Keller (6 x 8 m).

Willi Matschullis

#### Boettcher, Cullmen-Laugallen

Mein Betrieb, gelegen in Schäcken, Ortsteil Cullmen-Laugallen, war 87 ha groß: 85 ha landwirtschaftliche Nutzfläche, 2 ha Wald. Die gesamte Fläche lag geschlossen und arrondiert. Wohn- und Wirtschaftsgebäude waren neu und nach den damaligen modernen Erkenntnissen gebaut. Die Hofstelle lag mitten in der Fläche, durch die ein Weg führte. Ich kann mit Recht sagen, daß ich keinen Quadratmeter Unland hatte.

Die Bewirtschaftung war auf Getreidebau und Viehhaltung ausgerichtet. Bei der Viehhaltung dominierte meine Herdbuchherde, mit der ich seit 1923 im Ostpreußischen Herdbuch eingetragen war. Meine Herde hatte eine Durchschnittsleistung von 4600 l Milch und 184 kg Fett. Durch dieses hohe Niveau hatte ich einen sehr guten Absatz an Sterken und Kühen auf den Herdbuchauktionen in Insterburg. Dies war für meinen Betrieb eine enorm große zusätzliche Einnahmequelle.

Des weiteren war ich Züchter des ostpreußischen Warmblutpferdes Trakehner Abstammung und Mitglied des Zuchtverbandes. Dieses bot mir die Möglichkeit, Remonten zu guten Preisen an die Wehrmacht abzusetzen.

Rudolf Boettcher

#### Sinnhuber, Cullmen-Jennen

Mein Betrieb war 55 ha groß: 33 ha Weiden und Wiesen, 21 ha Acker, 1 ha Hof, Wege und Garten. Er lag abseits des Dorfes, 2,5 km von der Bahnstation, 14 km von Tilsit entfernt. Das Land lag fast in einem Plan, 3,5 ha Wiesen im Dorf ausgenommen. Der Boden, gute Mittelklasse bis sandiger Lehm, ist sehr klee- und graswüchsig, für Viehzucht gut geeignet. Aus eigenen Mitteln wurden 1906 38 ha systematisch drainiert, 1930 die letzten 10 ha.

Seit 1912 war der Betrieb der Ostpreußischen Herdbuchgesellschaft angeschlossen. Die Herde bestand durchschnittlich aus 24 Kühen. 8 Kuhkälber wurden jährlich aufgezogen. 4 dreijährige Sterken gingen jährlich zur Auktion nach Insterburg, 4 ergänzten den Bestand. Somit betrug der Viehbestand fast 50 Stück. Der Zuchtbulle wurde auf der Auktion gekauft. Mit dem Milchertrag lag die Herde in der Spitzengruppe des Kontrollvereins. Durch die Weiden floß ein Bach, der das Vieh mit Wasser versorgte. Die Ackerarbeit leisteten 7 Kaltblutpferde, davon 2 Zuchtstuten, so daß durch Nachzucht der Bestand ergänzt werden konnte. Die Schweinehaltung beschränkt sich auf zwei Zuchtsauen mit Nachzucht.

Meine Ahnen wanderten ihres protestantischen Glaubens wegen aus Salzburg aus. Seit 1732 war der Betrieb in den Händen unserer Familie. Es war ein ertragreicher Betrieb, und ich wäre glücklich, zur heimatlichen Scholle zurückkehren zu können.

Bruno Sinnhuber

#### Barowsky, Cullmen-Jennen

Der Betrieb war 58,1 ha groß, überwiegend Weideland. Der Eigentümer Louis Barowsky verstarb 1947 in Berlin-Spandau, nachdem er die Vertreibung im Alter von 78 Jahren gut überstanden hatte. Ich wirtschaftete nach dem Tode seiner Frau 1924 bis zur Vertreibung für ihn.

Der Betrieb lag etwas ausgebaut vom Dorf Cullmen-Jennen an der Bahnlinie Tilsit - Laugbargen, 10 km von Tilsit entfernt. Es war ein Hof mit Wohnhaus, Speicher, Kuh- und Pferdestall und Scheune. Etwas entfernt stand ein Haus für zwei Arbeiterfamilien mit dazugehörigem Stall und Keller. Das Land lag in einem Stück rund um das Gehöft. Die Wiesen wurden von der Wilke durchzogen.

Mein Onkel hatte den Hof von seinem Vater 1898 übernommen, alles drainieren lassen und eine gute, leistungsfähige Herdbuchherde aufgebaut. Er war seit 1903 Mitglied der Ostpreußischen Herdbuchgesellschaft. Zur Zeit der Vertreibung betrug der Bestand 23 Milchkühe, 1 Zuchtbulle, 12 Stück Jungvieh. Weiter waren vorhanden 6 Warmblutpferde, 4 Fohlen, 8 Schweine, darunter eine Zuchtsau.

Margarete Barkowsky

141  
Culmen-Jennen Gemeinde  
mit den Dörfern  
Culmen-Jennen und  
Culmen-Kulken

# Culmen - Laugallen

Das kleine Dorf Cullmen-Laugallen mit zwölf Familien liegt im Kreis Pogegen westlich Laugszargen in Grenznähe. Es gehörte nach 1939 zur Gemeinde Schäcken. Der Bach Cullme fließt durch die Gemarkung. Um die Jahrhundertwende gab es in der Gemeinde die Bezeichnung Gut Steponischken für den 390 Morgen großen Besitz der

Familie Boettcher. Die gesamte Gemeindeflur umfaßt 1200 Morgen, die durchschnittliche Besitzgröße war 100 Morgen. Das Gut Boettcher besaß zwei Insthäuser, von denen eins 1930 abgebrochen wurde. Weitere Bauern waren bis zur Vertreibung Barsties, Lindszus, Jakubeit, Kirbschus (mit einem Insthaus), Schneiderei, Gronau, Kimminus, Jakuttis, Gaupties, Kassautzki und der Eigenkätner Harder. Der letzte Bürgermeister war August Kimminus; er starb auf der Flucht. Amtsvorsteher David Scherkus und Ortsbauernführer Erich Milbrecht sind vermißt. Sechs Wohnhäuser waren massiv, sechs aus Holz, zwei aus Lehm. Dazu kamen neun massive Ställe. Zehn Häuser besaßen Pfannendächer, zwei Wohnhäuser und vier Scheunen bzw. Ställe Strohdächer. Fünf Storchennester gab es auf den Dächern. Die Sprache der Bewohner war zu 90 % deutsch, bei den älteren Leuten auch plattdeutsch. Im ersten Weltkrieg fielen Christoph Kirbschus, Gustav Buddrurs, Franz Stenzel, Otto Brandt, Christoph Discherei und August Kassautzki. Im zweiten Weltkrieg blieben im Felde Gerhard Boettcher, Bruno Schneiderei, Richard Jakubeit, Walter Kimminus. Französische Kriegsgefangene halfen in der Landwirtschaft. Ihr Lager befand sich beim Bürgermeister. Zwei Frauen mit Kindern aus dem Rheinland fanden hier Aufnahme. Bei der ersten Evakuierung treckte das Dorf nach Dothen, Kr. Ragnit. Ende August kehrte man zur Ernte zurück und ging am 5. Oktober 1944 erneut auf die Flucht. Nicht allen Dorfbewohnern gelang die Flucht nach Westen. Miks Gaupties und seine Frau Emma, geb. Serapins, wurden nach Sibirien verschleppt. Der Mann starb dort. Die Frau kam 1958 zurück und starb 1959. Fünf Wohnhäuser, fünf Scheunen und zwei Ställe wurden zerstört. Das Dorf gehört heute zur Kolchose Schakial.

Ernst Gronau

\*

Die ersten Erbverschreibungen dieses Dorfes datieren von 1743. 1796 erhielt hier ein Wilhelm Zander fünf Hufen scharwerkfrei und mußte sich verpflichten, hier eine Familie anzusetzen. 1785 erfolgten weitere Verschreibungen. In diesem Jahr besaß das zum Amte Baubeln und zum Kirchspiel Piktupönen gehörige Dorf fünf Feuerstellen. 1893 wurde das Dorf Steponischken der Gemeinde Cullmen-Laugallen einverleibt und verlor damit seinen Namen!

142

Dorf - der Gemeinde Schäcken.  
Mrs. F. F. F.

# „Seine Kgl. Majestät von Preußen pp confirmiren . . .“

## Der Wortlaut einer Erbverschreibung aus Kulmen-Widuteiten

Nur wenige Memelländer, die in der Heimat Grundbesitz hatten, konnten ihre Grundpapiere über die Flucht retten. Heute ist schon glücklich, wer einen Grundbuchauszug besitzt. Viele Landwirte haben sich nie die Mühe gemacht, die bei den Grundbuchämtern lagernden Erbverschreibungen ihrer Höfe auch nur einmal einzusehen. Einer unserer Leser, der noch während des Krieges das Versäumte nachholte, die Erbverschreibung seines Hofes wortwörtlich abzuschreiben, ist heute froh über diese Mühe, hat er doch ein Stückchen Heimatgeschichte gerettet.

Dies aber ist der Wortlaut der Erbverschreibung (in Klammern Erläuterungen der Fremdwörter): „Nachdem Martin Schulz aus Birstonischken, Amts Baublen An Suchung gethan, ihm die zu Bebauen ausgesetzte 1 1/2 Huben (Hufen) Olezkoisch oder 3 Huben 1 Morgen 107 Ruthen Magdburgisch Weide Land beym Dorfe **Culmen Widuteiten** erblich und zu freyen Rechten zu überlassen, wogegen er sich anheischig gemacht, dieses Land innerhalb 3 frey Jahren ex popries (aus eigenen Mitteln) zu bebauen, solches urbar zu machen, und es nachher mit 13 Thler 45 Sgr per Hube jährlich zu verzinsen, als werden bis zu S. Kgl. hochverordneten Kriegs- u. Domainen Kammer hohen Approbation und Confirmation (Bestätigung und Befestigung) obgedachtem Martin Schulz die erwähnte 1 1/2 Huben Weide Land erb- und eigenthümlich auch Scharkwerksfrey dergestalt überlassen, daß er solches als seyn wahres Eigenthum für sich, seine Erben und Nachkommen besizzen und gebrauchen, auch es anderweit zu veräußern freye Macht haben, dagegen aber schuldig und verbunden seyn soll, dieses mit Strauch verwachsene Land, nicht nur in urbaren Stande zu bringen, sondern auch ein Wohnhaus, eine Scheune und einen Stall aus eigenen Mitteln darauf zu erbauen, als wozu demselben hiermit drey frey Jahre accordiret (vereinbart) werden, welche mit Trinitatis a. a. (dieses Jahres) ihren Anfang genommen und mit Trinitatis 1771 exfiniren (enden).

„Nach Verlauf dieser frey Jahre ist Acquirent (Empfänger) hiernächts schuldig, den accordirten (vereinbarten) Zins à 13 Rthl 45 Sgr per Hube, mithin von denen 1 1/2 Huben zwanzig Thler 22 Sgr 9 d an das Amt Baublen jährlich abzutragen, mit der Zahlung dieses Zinses auf Martini 1771 den Anfang zu machen und damit zu ewigen Zeiten zu continuiren (fortzufahren). Und obzwar mehrbemeldeter Acquirent von allen und jeden Scharwerks- und Burgdiensten, auch Postfahren gänzlich dispensiret (befreit) wird, so ist er dennoch schuldig, letztere bey Anwesenheit der hohen Landesherrschaft und in denen Kriegs Läuften zu sistiren (leisten), wie er denn auch zu denen Kirchen und Schul und Mühlen Prae-standis (Pflichtleistungen) das Seinige beizutragen, im gleichen die Fourage Lieferung gegen Bezahlung denen zu übrigen freyen Einsaaten zu leisten, auch zu denen Wolfsjagden gleich anderen zu concourirern (wetteifern), nicht weniger die Steege und Wege in denen Dorfgrenzen pro rata (anteilmäßig) zu unterhalten verbunden ist, wozu ihm jedoch das benötigte Holz und Strauch aus denen Kgl. Heyden unentgeltlich accordiret (vereinbart) wird.

Ferner müssen die auf denen 1 1/2 Huben und dasebst zu erbauenden Wohnhause sich auf aufhaltende Inst Leute und Loßgänger das geordnete Zuschus Geld dem Amte entrichten.

„Bey entstehenden Unglücksfällen, als Krieg, Brand, Mißwachs und Vieh Sterben, wird dem Acquirenten eine denen Land üblichen Principis (Grundsätzen) gemäßige Vergütung zugestanden.

„Gleichwie nun Acquirent obigen, allen schuldigst nachzukommen verspricht, so sind zu mehrerer Sicherheit von dieser Aßeccuration (Versicherung) drey gleichlautende Exemplare gefertigt, wovon nach erfolgter gnädigster Confirmation (Bestätigung) demselben ein Exemplar Extrahiret (herausgezogen) werden soll.

„So geschehen,

Baublen, den 28. July 1768

(Siegel) A. B. Stumber

† Daß dieses Kreuz von Martin Schulz mit eigener Hand gezogen, attestire (bestätigt) Friedrich Gallien Land Reuther“

\*

„Vorstehende Erbverschreibung wird hierdurch confirmiret (bestätigt).

Gumbinnen, den 1. August 1768

(Siegel) Königl. Preuß.

Lith. Kriegs- und Domainen Kammer gez. v. Ziegler

gez. v. Brauchitsch gez. Scheffner  
Stimmt mit dem Original quod testor (als Zeuge)

gez. Brix Just Amtmann.“

\*

„Confirmation der dem Martin Schulz über eine und eine halbe Hube Weide Land beym Dorfe Culmen Widuteiten Amts Baublen ertheilte Verschreibung.

„Seine Kgl. Majestät von Preußen pp Unser allergnäd. Herr confirmiren (bestätigen), ratificiren (anerkennen) und bestätigen die hierbey geheftete von der lith. Kammer dem Martin Schulz ertheilte Erbverschreibung, wornach derselbe Eine und eine halbe Hube Weide Land beym Dorfe Culmen Widuteiten Amts Baublen erblich und Scharwerksfrey überlassen werden, hiermit und Kraft dieses, in allen Punkten und Clauseln, Befehlen auch zugleich der lith. Kammer in Gnaden, den Acquirenten, deßen Erben und andere rechtmäßige Besizzer, so lange sie Prae-standa praestiren (Pflichtabgaben leisten), bey solcher Verschreibung gebührend zu schützen.

(Siegel) Berlin, den 16 ten Sept 1779

a. S. B.

gez. Blumenthal

gez. von Dirschau gez. v. Gandi“

\*

Und hier noch einige Bemerkungen für aufmerksame Leser:

Eine Hufe war in der mittelalterlichen Grundordnung der Grundbesitzanteil einer Familie an der Gemeindeflur. Sie umfaßte je nach Lage 30–60 preußische Morgen.

Auch vor der Steinschen Reform von 1808 gab es in unserer Heimat bereits freie Bauern. Der nach drei Freijahren zu zahlende Zins ist die heutige Grundsteuer.

Die „große Wildnis“ nannten die Ordensritter das Land zu beiden Seiten des Memelstromes. Urwald, Moore und Weidengestrüpp machten ein Durchkommen fast unmöglich. In dieser „großen

Wildnis“ gab es auch keine litauischen Siedler, höchstens Jäger und Sammler. Noch zu Ende des 18. Jahrhunderts werden solche wilden Huben zur Urbarmachung an Rodungswillige vergeben.

Die Steuern waren immer zu Martini (11. November) zu entrichten, weil zu diesem Zeitpunkt schon ein Teil der Ernte verkauft war.

Der Wildnisroder war von aller Untertänigkeit frei. Eine Ausnahme wurde gegenüber dem König selbst gemacht. Ihm zu dienen — im Kriege, bei Wolfsjagden und anderen sicher seltenen Gelegenheiten — war Ehrensache.

Die Verantwortlichkeit gegenüber den Mitsiedlern wird besonders betont, um Querulanten zum Gemeinsinn zu erziehen. Kirche, Schule, Mühle, Wege und Stege müssen gemeinsam erhalten werden.

Für Dienstboten war dem Amt eine Abgabe zu entrichten. Auf diese Weise sollte verhindert werden, daß Instleute von den Gütern zu freien Bauern abwanderten. Andererseits wurde es lohnender, die Hube mit der eigenen Familie zu bestellen.

Martin Schultz unterschrieb mit einem einfachen Kreuz. Er konnte noch nicht lesen und schreiben. Das darf uns nicht wundern. Friedrich Wilhelm I. hatte zwar am 28. September 1717 sein berühmtes „General-Edikt“ über die allgemeine Schulpflicht erlassen, aber noch zwanzig Jahre mußten ins Land gehen, bevor sich über unsere Heimat ein dünnes Netz von Schulen legte.

Von besonderer Bedeutung ist die abschließende Bestätigung der Erbverschreibung, die elf Jahre später erfolgte. Der Alte Fritz ließ sich in die-

## UNSER HEIMATGEDICHT

### ABEND

Des Abends, wenn die Reiher zieh'n  
Heimwärts an dunk'ler Flut,  
Die Wipfel brennend rot erglüh'n  
In gold'ner Sonnenglut,

Des Abends, wenn die Nachtigall  
Im Busche leise lacht  
Und hinterm gelben Dünenwall  
Das Meer sein Lied entfacht,

Des Abends, wenn die Sonne sinkt,  
Das Tagwerk ist vollbracht,  
Der Glocke Ruf zur Stille zwingt —  
Dann naht der Friede sacht.

Otto Schulz.

sem Falle Zeit. Zuerst sollte der Siedler sich bewähren und seine Pflichterfüllung unter Beweis stellen. Dann erst gab der König seine Gnade zu diesem Handel — war es doch königliches Land, auf welchem der Siedler saß. Und das Schöne und Preußische bei dieser „Confirmation“: Dem Bauern werden nicht nur Pflichten aufgeladen, auch der Domänenkammer in Gumbinnen wird „in Gnaden“ befohlen, den Siedler, dessen Erben und alle nach ihm kommenden rechtmäßigen Besitzer dieser Scholle memelländischen Bodens zu schützen. Ja, auch der Staat hat seine Pflicht gegenüber dem Untertanen! Der Hitlerstaat mißachtete diese Fürsorgepflicht des Staates. Du bist nichts, dein Volk ist alles — war die Parole. Und so ging alles verloren, was wir uns durch die Jahrhunderte durch unserer Väter Schweiß in der „großen Wildnis“ erworben hatten. **Hak.**

STELLA BRÖCKER



28327 BREMEN, den 11.2.2000

OBERHAUSER STR. 1

TEL./FAX 0421-40.50.35

\* geb. Bartsch

Helmut Berger, Dresdener Str.5, Cloppenburg

Sehr geehrter Herr Berger,

hiermit frage ich an, ob ich bei Ihnen Bildmaterial über  
Czutellen, Stragna, Gut Stragna, bekommen kann. Meine Urgroß-  
eltern kommen von dort. Meine Großmutter\* ist 1894 in Czutellen  
geboren. - Einen DIN-A-4-Ordner voll kann ich aufweisen an  
Forschungsarbeit. - Bitte teilen Sie mir mit, wer evtl. noch  
Material hat. Ein Buch über Prökuls habe ich bei den "Ostpreußen"  
erstanden. Herr Heitger hat mir die Anschrift von Herrn Jurgsties  
genannt. Von dort bin ich an Sie verwiesen worden.

Fremdliche Grüße

Stella Bröcker

62 Jalesse - Kranke



- Sakuten

Sakuten -

rmeister.  
 eister.  
 elker.  
 wirt.  
 rter.  
 eamter.  
 chergeselle.  
 usbesitzerin.  
 ahnbeamter.  
 neindediener.  
 beschauer.  
 meister.  
 ker.  
 ferin.  
 leizer.  
 tsinhaberin.  
  
 inzleisekretär.  
  
 ndergartenleiterin.  
 sistent.  
 gartenleiterin.  
 t.  
 neister.  
 lle.  
  
 r.  
  
 ner.  
 iuferin.  
 Fleischergeselle.  
 twachtmeister.  
 kermeister.  
 wirt.  
 rgeselle.  
 mann.  
 ngestellte.  
 merer.  
 rgeselle.  
 ntsgerichtsrat.  
 erin.  
 ngsgehilfe.  
 bahnangestellter.  
 dwirt.  
 stellter.  
 tmeister.  
 besitzerin.  
 estellte.  
 ler.  
 t.  
  
 r.  
 istent.  
 Verkäuferin.  
 er.  
 uferin.  
 nkenwärter.  
 me.  
 zerin.  
 nsteinfegergeselle.  
 hornsteinfegermeister.  
 erer.  
 irtin.  
  
 iufer.  
 schergeselle.  
 mied.  
  
 Aßon  
  
 B: Klingbeil. I. B:  
 ddags.  
 s.  
  
 r.  
 uer.

Aschmies, Michel, Bauer.  
 Bandzelus, Christoph, Bauer.  
 Buddrus, Anna, Ortsarme.  
 — Georg, Arbeiter.  
 Brinkies, Michel, Bauer.  
 Dumpies, Else, Arbeiterin.  
 — Michel, Bauer.  
 Gallein, Heinrich, Bauer.  
 Gizzas, Jurgis, Bauer.  
 Grabst, Johann, Bauer.  
 Greitschus, Georg, Bauer.  
 Jakumeit, Marie, Altsitzerin.  
 Jaudszims, Jakob, Bauer.  
 Kels, Urte, Bäuerin.  
 Klingbeil, Eduard, Bauer.  
 — Gustav, Bauer.  
 Konrad, Johann, Bauer.  
 Kurschat, Christoph, Bauer.  
 — Martin, Bauer.  
 Labrenz, Martin, Bauer.  
 Laß, Gertrud, Bäuerin.  
 Lippnus, Martin, Bauer.  
 Lukat, Johann, Bauer.  
 Missullies, Anna, Bäuerin.  
 Moors, Michel, Bauer.  
 Paddags, Willy, Bauer.  
 Pareigies, Martin, Bauer.  
 Preugschat, Georg, Bauer.  
 Purwins, Johann, Bauer.  
 Puttrus, Martin, Bauer.  
 Schernus, Johann, Bauer.  
 Schneider, Else, Bäuerin.  
 Simoneit, Katarine, Bäuerin.  
 Skwirblies, Michel, Bauer.  
 Stubra, Else, Bäuerin.  
 Szabries, Eva, Bäuerin.  
 — Johann, Bauer.  
 Tecins, Martin, Bauer.  
 Tumat, Christoph, Bauer.  
 Wannags, Johann, Bauer.

Sakuten

Amtsbezirk: Wilkieten. B: Paul, Karl.  
 I. B: Gloszat. II. B: Zills.  
 St. A: Gloszat-Sakuten.  
 Post: Wilkieten.  
 Arndt, Franz, Bauer.  
 — Ruth, Postangestellte.  
 Auschra, Max, Melker.  
 Baek, Max, Bauer.  
 Bandze, Johann, Bauer.  
 Bansemir, Madline, Bäuerin.  
 Bauszus, Marie, Bäuerin.  
 Berte, Michel, Bauer.  
 Bertuleit, Anna, Bäuerin.  
 Binrith, Berta, Bäuerin.  
 Bolz, Johann, Bauer.  
 Fisch, Berta, Bäuerin.  
 Flachsenberger, Heinz, Schneidermeister.  
 Gailus, Albert, Bauer.  
 Gauszdorf, Erich, Schrankenwärter.  
 Genies, Georg, Bahnwärter.  
 — Heinz, Arbeiter.  
 Gloszat, Martin, Bauer.  
 Grascht, Michel, Bauer.  
 Gumboldt, Anna, Bäuerin.  
 Hermenau, Franz, Bauer.  
 Herzam, Georg, Arbeiter.  
 Hoffmann, Johann, Bauer.  
 Isenheim, Willi, Bauer.  
 Jagomast, Andreas, Störungssucher.  
 Jokeit, Johann, Bauer.  
 — Katrine, Altsitzerin.  
 Juraschka, Heinz, Bauer.  
 Kaiser, Anna, Bäuerin.  
 — Johann, Bauer.  
 — Heinz, Arbeiter.  
 Kallwellis, Michel, Altsitzer.  
 Kawohl, Johns, Altsitzer.

Kawohl, Michel, Bauer.  
 — Wilhelm, Bauer.  
 Kibelka, Adam, Bauer.  
 — Friedrich, Bauer.  
 Kibranz, Anna, Bäuerin.  
 Klimkeit, Georg, Pächter.  
 — Jurgis, Bauer.  
 — Michel, Bauer.  
 — Wilhelm, Postbeamter.  
 Kodies, Wilhelm, Bauer.  
 Laugsten, Martin, Bauer.  
 Laurus, Wilhelm, Bauer.  
 Littwin, Olga, Bäuerin.  
 Loh, Kurt, Eisenbahner.  
 Lukat, Hermann, Tischler.  
 Makies, Georg, Bauer.  
 Meiszies, Paul, Bauer.  
 — Michel, Postbeamtar.  
 Neubacher, Bruno, Bauer.  
 Neubauer, Max, Bauer.  
 Ney, Marta, Bäuerin.  
 Paszehr, Artur, Bahnarbeiter.  
 — Johann, Altsitzer.  
 — Johann, Pächter.  
 Paul, Karl, Bauer.  
 Pauleit, Marie, Bäuerin.  
 Pawils, Michel, Bauer.  
 Pekau, Else, Bäuerin.  
 Podszus, Wilhelm, Bauer.  
 Pöszus, Franz, Bauer.  
 Pokies, Käte, Bäuerin.  
 Posingies, Martin, Rentenempfänger.  
 Radszim, Richard, Bauer.  
 Radtke, Luise, Bäuerin.  
 — Michel, Bauer.  
 Raudies, Friedrich, Heizer.  
 Redweik, Martin, Bauer.  
 Sakuth, Helene, Lehrerin.  
 Schalkallwies, Else, Bäuerin.  
 Schenk, Johann, Postschaffner.  
 — Lydia, Postangestellte.  
 Schmidt, Heinrich, Bauer.  
 — Jurgis, Bauer.  
 Sedelies, Heinz, Eisenbahnbeamter.  
 Skories, Adam, Bauer.  
 Skrabs, Adam, Bauer.  
 Skuddies, Jurgis, Chausseewärter.  
 Skwirblies, Georg, Eisenbahner.  
 Stephan, Bernhard, Schmied.  
 Stolz, Adolf, Bauer.  
 Stonus, Georg, Bauer.  
 Szellwies, Adam, Bauer.  
 Szlesak, Jons, Bauer.  
 Walluks, Johann, Eisenbahnbeamter.  
 Will, Magdalene, Bäuerin.  
 Zills, Max, Bauer.

Schäferei

Amtsbezirk: Dittauen. B: Sunnus. I. B:  
 Sedelies. II. B: Stielow.  
 St. A: Tendies-Kairinn.  
 Post: Dittauen.  
 Anskohl, David, Bauer.  
 Baities, Johann, Bauer.  
 Becker, Christoph, Kleinbauer.  
 — Hans, Jungbauer.  
 — Johann, Kleinbauer.  
 — I, Jurgis, Kleinbauer.  
 — II, Georg, Fischer.  
 Behrendt, Julius, Fischer.  
 Bertuleit, Johann, Altsitzer.  
 Bundels, Michel, Fischer.  
 Enschullies, Johann, Fischer.  
 Froese, Fritz, Kleinbauer.  
 Gudies, Christoph, Kleinbauer.  
 — Georg, Kleinbauer.  
 — Michel, Fischer.  
 — II, Michel, Altsitzer.

Jackschies, Johann  
 Kawohl, Martin, J  
 Kudschus, Michel  
 Kurschus, Michel.  
 — Michel, Altsitz  
 Mattutis, Marie, B  
 — Urte, Bäuerin.  
 Masuhr, Martin,  
 Mestars, Christop  
 Mikuszeit, Friedri  
 Muskalus, Jurgis,  
 Naujoks, Michel,  
 Peleikies, Wilhelm  
 Ploneit, Christoph  
 — Madlene, Altsi  
 — Martin, Fische  
 — Martin, Jungb  
 Plutzas, Georg, Fi  
 Podszus, Martin, J  
 Purwins, Christop  
 Reikies, Christoph  
 Sakuth, Fritz, Kle  
 Schlasze, Hans, L  
 Sedelies, Christoph  
 Seidler, Gustav, K  
 Sunnus, Johann, I  
 Stielow, Kurt, Rev  
 Teising, Ernst, Ga  
 — Emma, Altsitze  
 Ulpins, Johann, Ar  
 — Michel, Fischer  
 Veidt, Ida, Kleinb.  
 — Max, Altsitzer.

Schilleningke

Amtsbezirk: Wilkie  
 Gröger. II. B:  
 St. A: Mertineit-P  
 Post: Wilkieten.  
 Anstiepp, Johann,  
 — Johann, Landw  
 Babies, Jakob, Bau  
 Bandze, Wilhelm,  
 Bendig, Willi, Lan  
 Bendiks, Willi, Bal  
 Bentkus, Heinrich,  
 Borrmann, Ludwig  
 Brumpreiksch, Mar  
 Brusdeilins, Martir  
 Döring, Adam, Bau  
 Elmies, Anna, Lan  
 — Marta, Jungbäu  
 Emickies, Johann,  
 Ermonies, Anna, J  
 — Jurgis, Bauer.  
 Füllhaase, Walter,  
 Fürstenberg, Fried  
 Gelszeit, Max, Bau  
 — Adam, Jungbau  
 — Ilse, Altsitzerin  
 — Jakob, Altsitzer  
 Gellszinnus, Johan  
 — Marie, Bäuerin.  
 — Marie, Jungbäu  
 Gellszus, Johann,  
 Genies, Ilse, Altsit  
 — Martin, Landw  
 Genutt, Marie, Ar  
 Gerwins, Jakob, L  
 Glasze, Johann, La  
 — Martin, Bauer.  
 Gloszat, Johann, B  
 — Marie, Altsitzer  
 Griegat, Franz, Ba  
 — II, Franz, Lanc  
 Gröger, Anneliese,  
 — Friedrich, Land  
 Hennig, Gustav, B

## Viele Strohdächer in Czutellen

Czutellen war seit 1923 Ortsteil der Gemeinde Sakuten, Kr. Memel, zum Kirchspiel Saugen gehörig. Letzter Bürgermeister war Landwirt Paul aus Sakuten. Das Dorf gehörte zum Amtsbezirk Prökuls (Amtsvorsteher Knobbe). Die Schule war in Sakuten, wo zuletzt Lehrer Gumbold amtierte. An der Memeler Chaussee lag die Gastwirtschaft von Max Zills mit Kolonialwarenladen. Zum Dorf gehörten 25 Bauern, die zum Teil Deutsch, zum Teil memelländisches Litauisch sprachen. Bei den Besitzern M. Skrabs und Johann Kurschus hatte die Alte Versammlung ihre Zusammenkünfte, bei denen neben den Gastgebern auch Prediger Kibelka diente. Die Höfe hatten eine Größe von 2 bis 250 Morgen. Zwei Bauernhäuser waren massiv, drei aus Holz und 20 aus Lehm, sechs hatten Pfannen- und 19 Strohdächer. Gutsbesitzer Letterien mit etwa 400 Morgen besaß ein Insthaus für zwei Familien im Dorf. In Abbau Czutellen befand sich ein Torfstich. Die ausgestochenen Stellen bildeten Tümpel. 30 Morgen Kiefern- und Birkenwald waren in Privatbesitz. Im zweiten Weltkrieg fielen Wilhelm Kawohl, Heinrich Kühnast, Artur Paszehr, Martin Pauleit, Wilhelm und Heinz Bandsze. Im August 1944 erfolgte die erste Evakuierung in die Nähe von Tilsit. Ende August 1944 kehrten die Dorfbewohner zurück, um am 6./7. Oktober 1944 erneut zu flüchten. Am 10. Oktober um 4 Uhr früh besetzten die Russen das Dorf. Ernst Bandsze, dem die Flucht nicht mehr gelang, wurde von den Russen erschossen. Erich Meiszus und Martin Missullis wurden schon 1945 verschleppt. Heute gehört Czutellen zum Staatsgut Lankuppen. Die Höfe Meiszus, Pauleit, Isenheim, Klimkeit, Radtke und Skrabs sind verschwunden. Von den ehemaligen Dorfbewohner leben heute noch in der Heimat Familie Bolz, Meiszus, Binroth, Frau Neumann, F. Hensel, Frau Wallat, Frau Gebenus, Jakubeit und Anguhn. Außer den genannten Familien gehörten bis zur Flucht zum Dorf die Familien Schmidt, Skudies, Makies, Labrenz, Paszehr, Kühnast, Bolz, Gailus, Baudszus, Klimkeit I, II und III, Bandsze, Scheschka, Kurschus, Kibelka, Beek, Schaltkalwies, Kawohl und M. Rudweik.



# Viele Strohdächer in Czutellen

Czutellen war seit 1923 Ortsteil der Gemeinde Sakuten, Kr. Memel, zum Kirchspiel Saugen gehörig. Letzter Bürgermeister war Landwirt Paul aus Sakuten. Das Dorf gehörte zum Amtsbezirk Prökuls (Amtsvorsteher Knobbe). Die Schule war in Sakuten, wo zuletzt Lehrer Gumbold amtierte. An der Memeler Chaussee lag die Gastwirtschaft von Max Zills mit Kolonialwarenladen. Zum Dorf gehörten 25 Bauern, die zum Teil Deutsch, zum Teil memelländisches Litauisch sprachen. Bei den Besitzern M. Skrabs und Johann Kurschus hatte die Alte Versammlung ihre Zusammenkünfte, bei denen neben den Gastgebern auch Prediger Kibelka diente. Die Höfe hatten eine Größe von 2 bis 250 Morgen. Zwei Bauernhäuser waren massiv, drei aus Holz und 20 aus Lehm, sechs hatten Pfannen- und 19 Strohdächer. Gutsbesitzer Letterien mit etwa 400 Morgen besaß ein Insthaus für zwei Familien im Dorf. In Abbau Czutellen befand sich ein Torfstich. Die ausgestochenen Stellen bildeten Tümpel. 30 Morgen Kiefern- und Birkenwald waren in Privatbesitz. Im zweiten Weltkrieg fielen Wilhelm Kawohl, Heinrich Kühnast, Artur Paszehr, Martin Pauleit, Wilhelm und Heinz Bandsze. Im August 1944 erfolgte die erste

14.13.00.0300.

Nr. 9 — September 1975

---

Evakuierung in die Nähe von Tilsit. Ende August 1944 kehrten die Dorfbewohner zurück, um am 6./7. Oktober 1944 erneut zu flüchten. Am 10. Oktober um 4 Uhr früh besetzten die Russen das Dorf. Ernst Bandsze, dem die Flucht nicht mehr gelang, wurde von den Russen erschossen. Erich Meizus und Martin Missullis wurden schon 1945 verschleppt. Heute gehört Czutellen zum Staatsgut Lankuppen. Die Höfe Meizus, Pauleit, Isenheim, Klimkeit, Radtke und Skrabs sind verschwunden. Von den ehemaligen Dorfbewohner leben heute noch in der Heimat Familie Bolz, Meizus, Binroth, Frau Neumann, F. Hensel, Frau Wallat, Frau Gebenus, Jakubeit und Anguhn. Außer den genannten Familien gehörten bis zur Flucht zum Dorf die Familien Schmidt, Skudies, Makies, Labrenz, Paszehr, Kühnast, Bolz, Gailus, Baudszus, Klimkeit I, II und III, Bandsze, Scheschka, Kurschus, Kibelka, Beek, Schaltkalwies, Kawohl und M. Rudweik.





## Die Heimat wartet auf uns

Unter einer dünnen Schneedecke liegt die weite memelländische Landschaft. Typisch für sie sind die weit in den Feldern verstreut liegenden Einzelhöfe. Unser Bild zeigt den Bauernhof W. Kühnast in Czutellen, Gemeinde Sakuten, Kreis Memel. Links steht das massive Wohnhaus mit der Veranda, rechts der Stall mit dem Heuboden darüber, in der Mitte der Holzschauer, vor dem links an der Ecke der Brunnen sichtbar wird. Die Aufnahme entstand 1944 im Januar, im Jahr der großen Flucht. Wie mag es hier heute aussehen? Stehen die Gebäude noch? In welchem Zustand? Sind sie dem kommunistischen Wirtschaftssystem zum Opfer gefallen? Eines nur wissen wir bestimmt: Die Heimat wartet auf uns, weil wir dort zu Hause sind.